Biographie

der

Deutschen.

Von

Gottl. Benedikt von Schirach.

Erster Theil.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Wien,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kais. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1787.

Vorrede.

Ich bin zu schüchtern, indem ich mich in die Klasse der Geschichtschreiber und Biographen mische, so gleich von mir selbst zu sprechen. Einige Betrachtungen, die die Philosophie der Geschichte betreffen, mögen vorangehn, ehe ich das nothwendige erinnere, welches die Absicht dieses Versuchs einer Biographie der Deutschen erfodert, und bey den Lesern entweder Entschuldigung, oder Rechtfertigung werden kann.

Der maskirte Abt Bazin wäre leicht fähig gewesen, einen Ekel und Abscheu für alle Philosophie der Geschichte zu erwecken. Seine Höhnungen der jüdischen Geschichte, seine Angriffe vieler historischen Wahrheiten, mit der lachenden Miene des beissenden Witzes vorgetragen, musten auffallen. Es würde sehr seltsam seyn, wenn ich mich hier darauf einlassen wollte. Ich behaupte nur, daß das, was eigentlich Philosophie der Geschichte ist, nicht blos in Raffine-

ments über die Uibereinstimmung erzählter Begebenheiten mit der Wahrscheinlichkeit bestehe. Man kann die Philosophie, man muß sie zu einer Führerinn in der Geschichte annehmen, wenn man Begebenheiten erzählt, und davon wollte ich ein paar Gedanken mittheilen.

Es ist unläugbar, daß die meisten Schriftsteller der Nationen, ihrem Patriotismus, in Erzählung der Schicksale ihrer Vorfahren, oder Zeitgenossen, viele und freygebige Opfer dargebracht haben. Josephus erzeugt seinen Vorfahren dieselbe Gefälligkeit, die Livius den Römern opfert; und ob gleich der Jude unter den Augen des großmüthigen Vespasianus, dessen Liebling er gewissermassen war, arbeitete, so verkennt dennoch der scharfsichtige Leser in seinen Jüdischen Alterthümern nicht den Geist des Geschichtschreibers, welcher sein Vaterland liebt.

Diese Vaterlandsliebe ist so gemein, daß ich ausser den Deutschen, in Verlegenheit gesetzt würde, andere Schriftsteller zu nennen, die davon ganz befreyt wären. Etwas mehr Wärme fürs Vaterland wünschte ich meinen Landsleuten selbst, und das gründliche gesetzte Wesen, welches sonst unsern Charakter von andern Nationen unterschied und auszeichnete, itzo aber der Mode nachgiebt, hat zuweilen, bey ältern Scribenten dem guten Ansehn unserer Geschichte geschadet. Man kann ja eben dasselbe ganz verschieden sagen. Man kann einerley Wahrheit

heit mit steifer Kälte, und mit fühlbarer Wärme vortragen.

Der Charakter der Nationen ist ihren Geschichtschreibern ganz vorzüglich eingeprägt, und die Vorstellung der Begebenheiten ist dem philosophischen Forscher der Historie so abstechend, so mannichfaltig, daß er mit behutsamern Rückhalt glaubt, das Alterthum trägt besonders den Stempel des Nationalstolzes.

Josephus, und die jüdischen Schriftsteller haben durchgehens den orientalischen Geschmack gezeigt, einen vorzüglichen Hang zum kühnen, und hyperbolischen. Da die Juden den grösten Theil ihrer Zeiten in der Sclaverey zugebracht, so ist ihre Geschichte auch nicht von vielen aufgezeichnet worden.

Die Griechen, deren Geschmack fein, und deren Beurtheilungskraft gesetzt war, haben ohnstreitig die glaubwürdigsten Geschichtschreiber. Der Ursprung ihrer Geschlechter, welchen der Ehrgeitz bis an die Gränzen des hügelreichen Olymps der Wohnung der Götter hinauf zu führen trachtete, verliehrt sich freylich in dem Chaos der ersten Jahrhunderte, aber wo sich ihre eigentliche Geschichte anfängt, übertrift ihre Treue die andern. Ihr Charakter ist durchgehends so sanft und so milde, wie der Himmelsstrich, unter dem sie lebten, daher empört keine Rauhigkeit des Vortrags in Erzählung der Begebenheiten die Delicatesse des Lesers. Die Eifersucht der vie-

len kleinern Republiken hielt sie von übertriebenen Erdichtungen ab: jeder Held, jeder Staat hatte Feinde; die fanden seine Grösse klein. Man muste daher Wahrheit erzählen, wenn nicht ein Widerspruch beschimpfen sollte. Die heldenmüthigen, die ausserordentlichen Thaten ihrer erhabenen Geister, die sich in den Waffen, oder im Friedenskleide hervorthaten, werden alle so erzählt, daß der ein Thor seyn müßte, oder ein eigensinniger, verachteter Zweifler, der sie nicht glauben wollte. Die griechische Geschichte ist zugleich die hellste, und die geschmackvollste.

Ganz anders urtheilt der Philosoph von der römischen Geschichte. Die ganze Republik der Römer war so eingerichtet, daß durch die Religion der Staat regiert wurde. Eigentlich hieß ihre Regierung Democratie; allein der Pöbel glaubt es nur; und im Grunde war ihre Republik nichts als eine Aristocratie. Es konnte nichts unternommen werden, wenn nicht gute Auspicien es erlaubten, und diese Auspicien waren in den Händen der Vornehmen des Senats. Dieß ist bekannt; allein daher floß in die Geschichtschreiber die Neigung zur Vorstellung des Wunderbaren, des Ubernatürlichen bey den Begebenheiten. Flaminius wird geschlagen, weil er die Auspicien verachtet: die beyden Decier erwecken durch ihre feyerliche Aufopferung den Römern Glück. Curtius errettet auf gleiche

Art sein Vaterland, Die Erhöhung und Verschönerung ihrer Thaten wird ein besonderer Zweck der römischen Historiker: denn es belebte sie ein feuriger, übertriebener Enthusiasmus für ihre Nation. Zwar ist dies ein gewöhnlicher Idiotismus der vaterländischen Geschichte bey denen Schrifstellern der Völker: allein die Römer gehen, im Detail, oft so weit, daß man bey verschiedenen erzählten Umständen, mit Grunde sagen kann: n'en croyez rien.

Dieses Mistrauen, welches eine gesetzte Urtheilskraft, gleich weit entfernt von der Leichtgläubigkeit bey allem, was erzählt wird, und von einem thörichten Zweifel von allem, was historisch ist, in den gehörigen Grenzen hält, muß das Lesen der neuern Geschichte, so wohl als der alten, begleiten. Der Widerherstellung der Wissenschaften, und dem dadurch aufgeklärten menschlichen Verstande hat man die Reinigkeit der Geschichte zu danken, welche die Erzehlung von den Schicksalen der neuesten Zeiten schmückt. Nach der Besiegung des Aberglaubens verbreitete die denkende Vernunft sehr bald auch auf die Geschichte ihr wohlthätiges Licht. Aus dem Nebel abgeschmackter Mährchen entstand der helle Tag.

Man müßte die Historie wenig studirt haben, wenn man nunmehr diese Philosophie, welche die Wahrheiten untersucht, die man liest, für unnöthig, und die neuere Geschichte für so

bearbeitet, halten wollte, daß man ganz unmißtrauisch lesen und erzählen könte. Allein die Philosophie kann in der Geschichte itzo etwas weiter gehn, und auf einem gebahnten Wege zu neuen Quellen führen. Ich rede hier von Geschichtschreibern, und mache, ehe ich meinen Wunsch eröfne, einen Unterschied unter denenjenigen, welche Begebenheiten erzehlen. Der Fleiß und die Bemühung, dem Leser blos richtige, wahre Facta mitzutheilen, verdient Dank: oft verlangt man so gar nichts mehr; und die Befriedigung des Triebs nach Wahrheit ist das letzte Ziel.

Sollte man aber nicht die Moral, die Psychologie, diese jüngern Schwestern der Geschichte, mit ihr genauer verbinden können, als bisher geschehen ist? nicht die Regeln der Klugheit lebhafter durch Muster und Fehler lehren, die Empfindungen durch Schicksale, und Gesinnungen zu reizen suchen? Wo liesse sich wohl die Philosophie des Lebens aufmersamer studiren, als in dem Leben selbst? Wo edlere Gesinnungen fassen, als in einer Gedankenverbindung mit edlen Seelen selbst? Des Geschichtschreibers Werk aber müßte es seyn, den Geist des Lesers etwas bey solchen Gegenständen aufzuhalten, die es verdienen. Die Neugierde treibt mit einer gewissen Flüchtigkeit über die Oberfläche der Begebenheiten hinweg, und eilt von einem Schicksale gern zum andern. Wenn

der

der Schriftsteller zu langsam geht, oder sich wo zu sehr verweilt, erweckt er Mißvergnügen. Aus diesem Grunde wird es höchst schwer, zu lehren, ohne es merken zu lassen. Hierinnen übertreffen die Alten uns weit, und sind Meister der Kunst. Dennoch war ihre Philosophie weder so fruchtbar, noch so erleuchtet, als es die unsrige ist.

Nicht jede Handlung oder Vorfall, auch nicht jeder Held erlaubt diese kleine Streifereyen in das Gebiete der Weltweisheit; oder man verfällt ins triviale. Eine Reihe von wichtigen, merkwürdigen Schicksalen verbietet öfters jede fremde Gesellschaft, und die Zudringlichkeit ist beschwerlich. Ich weis aber doch nicht, ob es nicht zuweilen erlaubt sey, gewisse ganz gemeine, allein wichtige Betrachtungen zu widerholen, wenn sie bey einem gegenwärtigen Falle ausserordentlich rühren, und gleichsam einen Stachel in der Seele zurücklassen können. Ich denke mir hier solche Betrachtungen, deren Natur es erfodert, daß sie, um wirksam zu werden, öfterer widerkommen. Der Verstand denkt nicht gern einerley, und eben dieselbe Wahrheit sehr oft, aber das Herz fühlt einerley, und wiederhohlte Empfindung mit immer neuen lebhaftern Vergnügen. Dürfte man also nicht über die Ungerechtigkeit klagen, wenn man einen Geschichtschreiber deßwegen Vorwürfe macht, daß er gemeine Anmerkungen vorbringe? Brüyore sagte: alles

ist schon gesagt: und fieng doch mit diesen Worten ein ganzes Buch an, welches er dennoch schrieb, obgleich alles schon gesagt war. — Gewiß: es giebt Wahrheiten, die gemein sind, und dennoch ohne Tadel immer wieder vorgetragen werden können: oft mit reichem Nutzen. Wie viele, recht gute, Predigten würde man verwerfen müssen, wenn man immer Neuigkeiten wissen wollte. Will man es dem Geschichtschreiber nicht erlauben, daß er Lehren der Klugheit, der Tugend wiederhohle; ihm, der eben itzt vielleicht dadurch etwas ausrichten kann, welches von hinreissender Wirkung seyn wird, einen Entschluß, eine Gesinnung, eine Erschütterung der Seele erregen, die einen hundertmal gesagten Grundsatz itzt nun bey diesem Beyspiel, von welchem er Stärke erhält, von neuem befestigt?

Also ist es wohl, dünkt mir, erlaubt, zuweilen eine bekannte Betrachtung, eine gemeine Anmerkung denen erzählten Begebenheiten beyzufügen, wenn sie aus den Begebenheiten natürlich fließt, wenn sie wichtig ist, wenn sie hier eben durch das frappirende neue Stärke gewinnt.

Nichts aber ist dabey unangenehmer, und stört den Eindruck mehr, als Weitläuftigkeit. Die schnellste Kürze hat die gröste Rührung: der Leser muß es nicht merken, daß man ihm Lehren geben will: sonst eckelt ihn für der Präceptormine. Daher gebraucht Livius sein *adeo*, oder

ut fit, so oft, um im Vorbeygehn etwas zu sagen, das man sonst nicht gern hören würde

Das Meisterstück dieser Kunst ist die Einwebung der Gedanken in die Erzählung selbst, wodurch Tacitus sich besonders auszeichnet. Unserer Sprache aber fällt dieses künstlichste Gewebe höchst schwer; sie läuft dabey Gefahr, in einen weitschweifigen, oder schleppenden Stil überzugehn. Die englische Sprache ist dazu weit bequemer: die französische weniger noch, als die Deutsche.

Ein neuer Grund, auch wohl bekannte Gedanken der Erzählung an die Seite zu setzen, entspringt aus der Sorgfalt des Schriftstellers, die Empfindung des Lesers auf den rechten Punct zu lenken. Oft verdrängt das erste Gefühl, welches, so zu sagen, mit der Begebenheit, die erzehlt wird, zugleich entsteht, einen andern wichtigern fruchtbaren Gedanken, der tiefer in der Begebenheit liegt, als daß er sogleich seine Wirkung äussern sollte.

Als Mahomet der II. Constantinopel erobert hat, führt man ihm unter andern Gefangenen eine Schönheit vor, die ihn in Erstaunen setzt. Mahomet behält Irenen als seine Beute, und gewint sie so lieb, daß er einige Tage deßwegen die Staatsgeschäfte versäumt. Es entsteht ein Murren unter seinem Volke darüber, Mahomet erfährt es: versammelt eine Menge seiner ersten Reichsbedienten den folgenden Tag darauf,

stellt

stellt ihnen Irene vor, und fragt die ganze Versammlung, mit einer trotzigen Stimme, in welcher aber Bewegung der Liebe war; ob diese Irene nicht einer zärtlichen Neigung werth sey? Jeder der Umstehenden bejaht es mit Worten, und mit Empfindung. Nun zieht der Kaiser ein Schwerdt unter einen Mantel hervor und wirft mit denselben den Kopf der Irene zu ihren Füssen. Dies Schwerdt, sagt er, kann jede, auch die liebste Neigung von mir trennen. — Hier nimmt uns gewiß zuerst das Mitleid für die Unglückliche ein: aber der pragmatische, der philosophische Geschichtschreiber wird uns mehr auf den Mahomet lenken, welcher diese That, die ihm unendliche Uiberwindung kostet, deßwegen vollführt, um seine Stärke der Seele zu zeigen. Er wird, ohne eine moralische Predigt zu halten, mich daran erinnern, daß Stärke der Seele, und jede grosse Eigenschaft, für sich, weder Lob noch Tadel verdient, aber, daß sie verabscheuungswürdig und häßlich wird, wenn sie nicht Wohlwollen der Menschlichkeit zur Triebfeder hat. Sollte die bekannte Wahrheit, daß nur denjenigen grossen Handlungen ächtes Lob gebührt, welche auf dem Fruchtlande der Menschenliebe wachsen, und daß der Grosse nicht groß sey, wenn er nicht Menschenfreund ist, eine gute Wirkung an dieser Stelle äussern? —

Wenn Cyrus ein Schutzgeist der schönen Panthea wird, sich selbst fühlt, aber mit einer

Stär-

Stärke, die Adel des Herzens ist, regiert, die keusche Ehre der Schönheit erhält; so weiß Xenophon uns den Kampf der Seele, und die Uiberwindung, die hier die Großmuth der Tugend erhält, mit so lebhaften Farben zu schildern, daß diese ganze Erzählung den Ruhm der Philosophie der Geschichte erhöht.

Je mehr der Schriftsteller den Reiz der moralischen Schönheit und der Laster Häßlichkeit schildert, je mehr er die Geschichte zu einem Gemählde der Leidenschaften und der Natur des Menschen auszubilden trachtet, desto höhern Anspruch kann er auf den Titel eines Lehrmeisters der Tugend machen. Blosse Erzählungen von Eroberungen und Schlachten, von Unterhandlungen nnd Vorfällen sind dazu nicht hinreichend. Lucian tadelte schon diejenigen, welche die Schlachten so umständlich, zu seiner Zeit zu beschreiben pflegten. Unsere Tage machen diesen Fehler noch auffallender, und die Vermeidung desselben auch leichter. So thörigt es wäre, die Gefechte, wo Muth und Tapferkeit sich auf einer bewunderten Höhe zeigt, ganz zu übergehen, oder sie zu vernachläßigen, so sehr erfodert eine philosophische Delicatesse, der Auswahl der Begebenheiten, der zweyten Pflicht des Geschichtschreibers, der Wahrheitstrieb ist die erste: beständig auf dasjenige Rücksicht zu nehnehmen, was nützlich ist, und wenn es auch unbedeutend schiene, aber es nur nicht ist.

Das

Das heftige Zittern des tapfern Schweppermans, den Tag vor der Schlacht bey Mühldorf, nachdem er dem Feind recognoscirt und das Feld besehen hat, auf welchen man morgen kämpfen wollte, kann gemeinen Lesern, so wie damals den Soldaten, die Idee eines furchtsamen geben; dem philosophischen Geschichtschreiber gibt es aber eine so wahre und richtige Bemerkung an die Hand, daß er diesen unwichtig scheinenden Umstand nicht vernachläßigt. Er bemerkt dabey den grossen lebhaften Geist, welcher den Helden erschaft, den Geist, welcher künftige Dinge sich als gegenwärtig so stark denkt, daß er, wenn sie erscheinen, schon in eine alte, unerbebende Fassung gesetzt, und längst mit ihnen bekannt ist, wenn sie gemeinere Seelen überrraschen. Das hervorstechende, welches das Beyspiel des Schweppermans gibt, prägt den Gedanken dieser Anmerkung tief in das Herz ein. Man lasse diese Anmerkung schon von vielen vorgebracht seyn: hier bekömmt sie ein helles Licht; denn sie wird sinnlich, und steigt bis zu einem sonderbaren Grade der Erscheinung.

Wenn ein Comet sich zeigt, so setzt der Astronom alle seine Kräfte und Wissenschaft in Bewegung, um dessen Beschaffenheit, oder Lauf zu bestimmen. Warum sollte man nicht bey Handlungen eine ähnliche Sorgfalt anwenden, welche in der Constellation ihrer Welt, ihrer Zeiten, ebenfalls Cometen heissen können?

Wenn die Armee Carls des fünften Rom stürmt, und den Papst gefangen nimmt: Carl beym Empfang dieser Nachricht sich aber traurig anstellt, und im ganzen Reiche für die Freyheit des Papst beten läßt, dem er durch eine einzige Ordre an seine Generals die Freyheit geben konnte; so steigt hier, wenn ich nachdenke, die Verwunderung über die Verstellung bis zum Erstaunen, und ich fodre von dem Schriftsteller eine gewisse Aufmersamkeit im Stil, die ihn verschieden macht von der Erzählung des Feldzugs Carls gegen den Barbarossa, oder den Solyman.

Aber die Vorfälle der menschlichen Gesellschaft haben so viel gleiches, daß der Stil der Geschichte eine Eintönigkeit, in Absicht der Philosophie, endlich dadurch erhalten würde. — So könnte man urtheilen, wenn man dem Genie des Schriftstellers nicht zugleich zutrauen will, daß er nur das erhebliche auszuwählen, und neue Wendungen zu geben verstünde.

Der Mensch bleibt sich immer gleich: in der dichtesten Finsterniß der Barbarey findet man eben die Spuren der feinsten Arglist, der tiefsten Politik, welche man nur für Zeichen erleuchteter Zeiten halten könnte. Allein die Wirkungen äussern sich in den verschiedenen Umständen, und Seelensystemen der Personen, auf eine so mannichfaltige Art, daß der Philosoph die Würde seines Namens nicht verdient, wenn er

in der Geschichte für die Kenntniß des Menschen nicht immer neue Nahrung zu finden weis. Freylich sind die Grundfeste der menschlichen Natur allenthalben eben dieselben; allein, wer ist der Thor, der in allem Detail bis zu ihnen herabsteigen wollte? Man bewundert die Mannichfaltigkeit der Palläste und Gebäude, deren Grundlagen völlige Gleichheit haben.

In den Zeiten der Dummheit findet man immer häufigere und schrecklichere Laster als in den Epochen der hellern Vernunft. Die Einfalt ist die Schwester der Bosheit, und sie lieben sich so heftig, daß sie fast in beständiger Gesellschaft sind. Ich getraue mir zu behaupten, daß, bey übrig gleichen Umständen, ein kluger Kopf niemals so boshaft, so arglistig sey, als eine dumme Seele. Sie fühlt oft ihre Erniedrigung im Vergleich mit andern, und strebt dadurch nach einem gewissen Troste, daß sie andern schadet, und einen Theil ihrer Vorzüge entreisset; denn Eigenliebe ist der Natur des Sterblichen eingeflanzt, und ein Trieb jeder Seele. Die Unwissenheit aber hat keine Mittel, diesen Trieb zum Wohle der Menschheit zu bilden. Das Nervensystem eines stupiden, oder einfältigen ist auch viel zu grob, als daß es von feinern, zarten Berührungen in Bewegungen gesetzt werde sollte.

Der Geschichtschreiber wird den philosophischen Nutzen seiner Erzählungen der vielfälti-

gen

gen, wenn er die Laster in Schatten setzt, und bey Tugenden sich länger verweilt. Horaz räth dem Dichter, vorher selbst gerührt zu seyn, ehe er andere rühren will. Dieselbe Regel verpflichtet den Historiker, von welchem ich rede. Er studirt die Triebfedern der Handlungen, und wird bey schönen Thaten unmöglich gleichgültig bleiben können. Seine Empfindung fließt in den Stil: kann man ihn tadeln, wenn er sich zuweilen bey Dingen aufhält, die der Menschheit Ehre machen, wenn auch alles, was er sagt, nichts weniger als neu heissen kann? Gewiß nicht, wenn er nur zur Tugend ermuntert und befeuert, und das fühlbare Herz in eine Art von Wallung setzt.

In den Romanen erblickt man gemeiniglich heterocosmische Schönheiten. Die Geschichte führt uns in eine wahre Gesellschaft. Je seltener hier nun also wahre schöne Handlungen und Charaktere angetroffen werden, desto mehr sucht der Scribent sie zu erheben; und Nachahmungen dererjenigen Personen zu erwecken, die zum Glücke des menschlichen Geschlechts beytrugen, — Wohlthätig sich zu fühlen, indem man weis, man habe zur Symmetrie des Ganzen, zum Wohle der Welt etwas — nur etwas beygetragen; ist ein süsser Gedanke, des Schweisses der Edlen werth, und werth, daß eine hitzige Begierde darnach öfters von dem Geschichtschreiber angefacht werde.

Man könnte die ganze technische Rangordnung der erhabenen Gedanken, welche die Kunstrichter fest gesetzt haben, auf die Charakeristik anwenden, und die Ausdehnung der Seele, die den Held bewundert, indem sie sich durch Betrachtung nach dem Masse ihres Gegenstandes auszubreiten strebt, mit denjenigen Bildern vergleichen, welche die Erhabenheit bezeichnet.

Das Meisterstück der bildenden Kunst, Laocoon, trägt den leidenden Charakter. Die Meisterstücke der moralischen Schönheit tragen eben denselben. Jene stille Grösse, mit welcher Lay Gray auf das Blutgerüste trat, jene heitere Mine, mit welcher Huß dem Scheiterhaufen sich nähert, jene Großmuth des Kaisers Heinrichs des siebenten, da er im Tode noch wünscht, daß man den Dominikanerorden, seiner Vergiftung wegen, nicht verfolgen solle, und alle dergleichen im Leiden bewiesene Grösse reißt uns zu einer weichen Bewunderung hin, die mit einem Wonnegefühle vergesellschaftet ist.

So war der grosse Cäsar auch im Tode noch groß: mit Wunden bedeckt warf er die sterbenden Augen auf seinen Mörder, und Liebling — auch du Sohn unter ihnen —

Durch öftere Uebung des Nachdenkens über schöne, edle, großmüthige Handlungen wird der Geschmack an der Tugend gebildet: und wer hat wohl zur Erzeugung dieses Nachdenkens öftere

reund bessere Gelegenheiten als der Geschichtschreiber?

Es giebt viel schöne Gesichter: und dennoch ist keines dem andern völlig gleich. So die Charaktere der Menschen: eben diese Verschiedenheit in Gleichförmigkeit: eben diese Mannichfaltigkeit in Einheit. Aber das Individuelle der Charaktere nach dem Leben zu mahlen, daß jeder Zug Wahrheit wird, ist die schwerste, mühsamst Kunst des Geschichtschreibers. Sie erfodert die scharfsichtigsten Blicke des Geistes, wenn man nicht die Fächer der Moral durchlaufen, und nach einem gewöhnlichen Maaßstabe die Formen der Tugenden und Fehler seinen Helden anpassen will. Nur bey gewissen Personen schimmern die Gesinnungen durch die Handlungen deutlich hindurch. So offen war das Herz des liebenswürdigen Heinrichs, der die Ehre der Epopee mit Recht genießt. Eine muntere Heiterkeit bestreute ihm die steilsten Wege mit Rosen. Er scherzte die trüben Stunden des Lebens hinweg, und ein warmes Gefühle der Menschenliebe ergoß aus seiner muntern, schönen Seele, sich über die Menge von Freunden und Feinden.

Die meisten grossen, auserordentlichen Geister waren nicht liebenswürdig. Immer von dem Verstande in stete Wirksamkeit getrieben, vergönten sie dem stillen Gefühle des Herzens wenige Augenblicke, und ohne wiederhohlte Ue-

bung bildet sich das Herz nicht. — Tugend ist Fertigkeit.

Der Geschichtschreiber, welcher sich um etwas mehr bekümmert, als daß bloß Dinge sich zugetragen haben, und durch Entdeckung der Triebräder der Vorfälle in der Welt, durch ächten Nutzen seinen Namen adelt, sieht sich genöthigt, die Fürsten, deren Handlungen und Gesinnungen er schildern will, oft in ihren Privatleben zu belauschen, um sie näher kennen zu lernen. Erziehung, Umgang, Lehrmeister, Freunde, haben zuweilen an öffentlichen Geschäften, davon sie nichts wissen, welche sie oft nicht erleben, wobey sie ganz unschuldig scheinen, den grösten Antheil. Carl der vierte lernte die Arglist, und Verschlagenheit, mit einer abergläubischen Bigotterie in seltsame Verbindung gebracht, von seinem Lehrmeister, dem nachmaligen Papste Clemens VII. Die Kette von Staatsintriguen, wodurch sich seine Regierung auszeichnet, hat ihren Grund in der frühern Bildung dieses Prinzen, wozu der französische Hof nachher auch das Seinige beytrug.

Nero, der Abscheu in der Geschichte, war eine Genie. Zu den unmenschlichen Lastern und Thorheiten, welche sein Leben bezeichnen, gab sein Lehrmeister Seneka Anlaß. Man wird sich, vielleicht über diesen paradoxen Satz wundern und dennoch ist er wahr. Seneka entfernte den jungen Prinzen von dem Lesen anderer philosophi-

schen Bücher, damit seine eigene desto mehr Eingang finden möchten. Er brachte die andern Philosophen bey seinem fürstlichen Zögling um ihren Credit. Nero war ein Anhänger der stoischen Secte. Und keine widerstreitet allen Maaßregeln des Throns, allen fürstlichen Klugheitsregeln mehr, als diese. Die ersten Diener des Hofes wusten sehr bald die Indolenz der Stoiker dem lebhaften, raschen Prinzen lächerlich, und ihre Grundsätze verhaßt zu machen. Da Nero keine andere Philosophie, als die stoische, kannte, und diese verworfen wurde, fiel die Leichtsinnigkeit, welche muntere Geister beherrscht, auf die Verachtung aller anderer Regeln der Weisheit, und überließ sich nach und nach, den Ausschweifungen der tollsten Laster. Daher jene Thaten, die in den Jahrbüchern der Welt mit Schrecken und Entsetzen, aufgezeichnet sind.

Ein Fremdling in der Psychologie, der Physik der Seele, wird in manchen Handlungen falsch urtheilen, Lob oder Tadel an unrechte Orter stellen, und zu den geheimen Quellen der Begebenheiten, in Absicht der Caraktere, kommt er nie. Wie viele öffentliche Staatsangelegenheiten entsprangen aus persönlichen Neigungen, und Abneigungen. Es wäre unnütz, bey dieser bekannten Wahrheit Beyspiele, die so häufig sind, vorzubringen.

Daß man von einem Geschichtschreiber Kenntniß der Politik, und der Staatskunde er-

fodern muß, braucht kaum erinnert zu werden. Diese Wissenschaft ist jedem Schriftsteller der Weltbegebenheiten nothwendig: da viele andere Theile der Philosophie, nur nach der Absicht der Geschichte, welche man schreibt, mehr oder weniger nöthig sind, und der Mangel dieser Wisschaft öfters keine, oder unbedeutende Fehler gebiehrt.

Die Foderungen der Philosophie der Geschichte gehen noch viel weiter, und erstrecken sich auf eine ununterbrochene Aufmerksamkeit des Scharfsinns in Stellung, im Vortrag, in Beurtheilung der Begebenheiten. Allein wenn man auch alle Pflichten des philosophischen Geschichtschreibers geschildert, und den ganzen Umriß seines Gemäldes entworfen hat; so ist die Erklärung nöthig, womit Cicero seinen geschilderten Redner begleitet: daß das Nachdenken zwar ein Ideal bilden könne, aber ohne Muster. Meine Wünsche formeten sich eben so, wie der Römer bey der Beredsamkeit, ein Ideal.

Zuerst können nicht alle alles leisten; und die Geschichte hat so wohl ihre Gattungen, als die Poesie, und andere Wissenschaften. Dieser berichtiget bloß die erzählten Facta, und trägt Wahrheiten vor; sein kritischer Fleiß verdient die Achtung der Welt. Ein anderer bemüht sich, durch eingestreute Reflexionen, das Lehrreiche der Begebenheiten zu zeigen. Ein dritter durchläuft die Schicksale gewisser Perioden, entwe-

weder einzelner oder mehrerer Staaten; und hier sieht man leicht ein, wie unbillig es wäre, wenn man verlangte, daß er auf seinen langen Wege sich bey einzelnen Blumen verweilen, oder schöne Gegenden mit verzögernder Ruhe betrachten sollte. Er würde die Absicht seiner Bemühung zu spät erreichen. Zu der eingeschränktesten Gattung der Schriftsteller in der Geschichte gehören diejenigen, welche das Leben merkwürdiger Personen aufzeichnen, und durch das Vergnügen der Neugierde zu unterrichten suchen.

Zu dieser Zahl trete ich bey der Herausgabe dieses Buch mit einer Furchtsamkeit, welche ich nie bey andern Schriften, die das Publicum mit Güte aufnahm, empfunden habe. Weder der Ehrgeitz, noch der Trieb der Nachahmung erzeugte meinen Entschluß, sondern die Vaterlandsliebe, die einer gewissen Klasse von Deutschen einige ihrer merkwürdigen Fürsten bekannter machen wollte.

Ich schreibe nicht für diejenigen, welche die Geschicht von Deutschland näher untersucht, und kritisch vorgetragen wissen wollen. Dennoch wird man verschiedene Abweichungen von andern Schriftstellern antreffen. Ich prüfte kritisch, ehe ich erzählte, aber in der Erzählung selbst war es meiner Absicht entgegen, Untersuchungen anzustellen, welche das Gemälde mit Nebenzügen überladen hätten.

Viel wage ich allerdings, da ich mit dieser Biographie mich gleichsam an die Seite von einem Schriftsteller setze, welchem das Publicum längst seinen Beyfall gegeben hat. Ich bin durchaus kein Nebenbuhler der verdienten Ehre. Sein Beyspiel hat mich nicht gereitzt, sondern vielmehr abgeschreckt. Herr Schrökh aber wird vielleicht selbst der erste seyn, der mein Unternehmen billigt. Der Plan, welchen er sich vorgesetzt hat, ist so weitläuftig, und das Feld welches er bearbeitet, so groß, daß wir uns auf unsern Wegen wohl schwerlich begegnen dürften. Er selbst wünschte in der Vorrede bey dem ersten Theil seines biographischen Werks, daß jemand ein ähnliches Werk für Deutschland unternehmen möchte. Ich bin nicht der, den er wünschte; denn er verlangt mehr, als ich mir selbst zutrauen kann. Allein der Stolz, und die Eigenliebe hat überhaupt keinen Antheil an meinem Versuche und ich schätze Herrn Schrökhen hoch, ohne ihm nachzuahmen; so wenig er diejenigen, welche vor ihm seinem Fache sich widmeten, nachahmen wollte.

Die Geschichte Deutschlands hat spät den Fleiß und die Aufmerksamkeit der Gelehrten gereitzt. Schon waren die Schicksale der andern Nationen ins Licht der Wahrheit gesetzt, und hatten reiche Bearbeitungen gefunden, als man erst anfieng an die Begebenheiten des deutschen Reichs zu denken. Man muß vorher Materia-

lien

lien sammeln, ehe das Gebäude selbst aufgeführt werden kann. Daher gereicht den ersten Führern in dieser Geschichte ihr Fleiß bey Anzeigung der Quellen zur grösten Ehre. Die Freygebigkeit in den Citationen, und die fast mit Verschwendung ausgeschütteten Collectaneen des Struvs und Hahns können itzt zu ergiebigen Minen dienen, aus welchen man Reichthum erbeutet. Freylich vermißt man bey beyden die Scharfsichtigkeit der Kritik, deren die Geschichte in Absicht der Quellen so benöthigt ist, und man findet ungern in einem Wuste von Citationen alles so unter einander geworfen, daß man erst prüfen muß, ehe man trauen kann. Selbst auch die Erzehlungen dieser beyden Schriftsteller bilden eine finstere Vermischung der Begebenheiten ohne Auswahl, ohne allen Geist der Beobachtung auf das Interessante. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man diese Fehler hoch anrechnen wollte. Die Geschichtskunde jeder Nation erfoderte zuerst sammelnden Fleiß, und Stoff der feinern Bearbeitung. Alle ersten Historiker der Völker trugen zusammen, und überliessen es ihren jüngern Brüdern, weiter zu gehen. An die Schreibart wird man ohnehin nicht denken, wenn man billig ist. Man lasse sie noch so buntscheckigt und verworren seyn; immerhin. Selbst unsere Sprache und Geschmack hatte zu den Zeiten, da unsere ersten Geschichtschreiber auftraten, weder diejenige

Bildung noch Delicatesse, welche den verfeinerten Charakter unserer itzigen Zeiten bestimmt.

Mit Vergnügen will ich diese etwas herbere Schriftsteller lesen, wenn die fliessenden leicht vorgetragenen Unrichtigkeiten des Barre allen meinen Verdruß und Eckel erregt haben. Ich betrachte ihn als einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, und kehre zu meinen Landsleuten zurück, die meine Wißbegierde nähren, und bey aller strotzenden Gelehrsamkeit, mir Unterhaltung genug geben, wenn sie sie mir auch etwas theuer verkaufen.

Wir besitzen nunmehro eine Menge von Reichshistorien, deren Verfasser das Feld der Vaterlandsgeschichte mit Ruhm, und Nutzen gebauet haben. Es kommt mir hier nicht zu, ihren Verdiensten Lob zu ertheilen; ich habe für mich selbst zu sorgen, und muß erst erwarten, ob ich Lob, oder nur wenigstens Nachsicht verdiene, da ich in dem Gebiete der Historie meines Vaterlandes einige kleine Beute zu machen suche.

Diejenigen Deutschen, deren bestimmte Beschäftigung nicht die Geschichte ist, sind mit den Schicksalen ihrer eigenen Voraltern weit unbekannter, als mit den Begebenheiten anderer Nationen. Der gröste Theil der Leser in Deutschland kennt grosse Männer fremder Nationen, aber seine eigenen Landsleute sind ihm

fremd

fremd. Hat unser Vaterland keine merkwürdigen Männer erzeugt, die des Andenkens der Welt würdig wären? Selbst die Eifersucht fremder Nationen kann uns diesen Vorwurf nicht machen. Oder haben nur die Personen gemangelt, von denen Horaz singt, daß ohne sie die schönsten Thaten im Grabe der Vergessenheit verwesen?

Der Patriotismus, die Neigung, merkwürdige Deutsche den Deutschen bekannter zu machen, und die Betrachtung, daß man durch eine deutsche Biographie mehr Geschmack an der Kenntniß seines eignen Landes gewinnen könnte, hat mich zu den Plan hingerissen, der dieses Werk erzeugte. In Frankreich wird man nicht leicht ein Frauenzimmer von Geschmack finden, welches nicht wenigstens einige Teintüre von ihrer eigenen Geschichte haben sollte. Bey den Alten war die nähere Bekanntschaft mit den Vorfahren die edelste Beschäftigung der ersten Bildung. Man stelle einen Vergleich mit unsern Landsleuten an; man überdenke, wie weit ihre Bekanntschaft mit ihrer Vorwelt sich erstrecke. — Ich hoffe gewiß, man wird meiner Absicht den Nutzen nicht streitig machen können. Ja, die Absicht billigt ein jeder, der sein Vaterland liebt, und die Ehre seiner Nation; aber wie? Auch mit Ausführung? Hier thue ich am besten, wenn ich die Gründe, warum ich so und nicht anders erzählte, warum ich mich derjenigen

gen Schreibart bedienet habe, die man finden wird, und alle andre Rechtfertigungen übergehe. Bey denen, welche mit mir zufrieden seyn werden, ist es unnöthig, und bey dem Gegentheile unnütz. Ich will nicht durch schmeichelhafte Vorstellungen Partheylichkeit für mich erwerben.

In einer Biographie will man nur eine einzige Person genauer betrachten; allein, so bald der Einfluß anderer Personen und fremder Schicksale den Charakter abändert, aber das Interesse für den beschriebnen Held vermehrt, kann man auch das nicht übergehen, was nur mittelbar wirkt. So wird ein Theil der Vorfälle des Kaisers Ludwig mit seinem Prinzen, dem Churfürst von Brandenburg verknüpft.

Den ersten Platz in dieser Biographie erhielt **Heinrich der großmüthige.** Ich hatte mir vorgenommen die Geschichte Heinrichs des Löwen zu schildern; aber sein Verhängniß fließt so sehr aus dem, welches seinen Vater betraf und die Thaten des großmüthigen Heinrichs waren so fruchtbar, in Absicht des zwölften Jahrhunderts, so denkwürdig, daß ich das Leben des ruhmreichen Vaters der Lebensbeschreibung seines heldenmüthigen Sohnes den Weg bereiten ließ. Den zweiten Theil dieser Biographie wird die Geschichte **Heinrichs des Löwen** eröfnen.

Johann der König von Böhmen stellt einen Contrast mit dem Herzoge Heinrich vor. Jenen macht Wildheit, die neue Schicksale für sich sucht; diesen gesetzter Muth bey dem Geschicke, das Schrecken droht, zum auserordentlichen Menschen in den Jahrbüchern der Welt. Jener war mit unerschrockner Seele standhaft; diesen bewegte die Politik zu lauter Veränderungen; oft auch bloß die ausschweifende Kühnheit. Beyde ware Helden, und stritten mit Tapferkeit; aber Heinrich fochte für die Rechte des Kaisers, und seine eigne: Johann für die Vergrösserung der Vortheile seines Hauses. Johann war streng gegen seine Unterthanen in Böhmen, verschwenderisch, den Leidenschaften ergeben; Heinrich liebte sein Volk, und dieses ihn wieder, war zu ernsthaft, um der Verschwendung zu opfern, und die Geschichte weis keine bösartige Leidenschaft an ihn zu tadeln. Beyde Fürsten besassen den Stolz, der in dem Gefühle des eigenen Werths besteht; aber bey dem König ward er Verwegenheit: beym Heinrich hoher Sinn.

Die Lebensbeschreibungen dieser beyden Fürsten haben mir weit mehr Mühe gekostet; als die Geschichte des dritten Fürsten, den dieser Theil schildert. Bey jenen fand ich wenig vorgearbeitet, und die Quellen trübe, in der Zeitrechnung, Verwirrung, und besonders bey den Begebenheiten des Königs Johann so verscheidne

Widersprüche, daß ich mich oft lange in Ungewißheit versetzt habe, ehe ich die Wahrheit sichten konnte. Die Brandenburgische Historie hat unter den Händen geschickter Männer eine heitere Gestalt angenommen. Die Wege sind durch Fleiß und Sorgfalt gebahnet worden, die zu der Kenntniß der Vorfälle führen.

Das Leben des Churfürsten Ludwigs schien mir von einer besondern Brauchbarkeit für diejenigen Leser zu seyn, für welche ich schreibe. Man kann daraus den Zustand unsers Vaterlands in den ältern Zeiten, die mannigfaltigen Verbindungen der Fürsten unter einander, das immer so getheilte Interesse, und die Intriguen kennen lernen, welche unsre Geschichte bezeichnet, durch kleinere Revolution die Ruhe des Ganzen stören, und eine Art von vielfacher Verkettung bilden.

Ich bin in dem Vortrage, in der Stellung der Begebenheiten der chronologischen Ordnung gefolgt. Ein künstliches Gemälde war meine Absicht nicht. In der Reihe von Zufällen formt sich der Charakter des Menschen, und ich kann ihn also nicht natürlicher entstehen sehen, und richtiger beurtheilen, als wenn die Zeitfolge bey dieser Kenntniß mich leitet.

Vielleicht kann man mir mit Recht wegen der Auswahl der Begebenheiten Vorwürfe machen. Allein ich befürchtete bey der Auslassung verschiedener Dinge widerum Vorwürfe, welche

mir

mir deßwegen empfindlicher waren, weil sie mich einer Nachläßigkeit beschuldigen konnten. Vielleicht habe ich dennoch manchem zu wenig gesagt: denn, da ich keine umständliche Geschichte Deutschlands schreibe, sondern einzelne Helden, und grosse Männer, so hab ich alle diejenigen Bestimmungen und Unterhandlungen, Bündnissen und Zufällen, welche keine Wirkung auf die Neugierde, das Vergnügen, und den Nutzen der Leser, denen ich mich widme, äusern konnten, mit Ueberzeugung von Pflicht, hinweggelassen.

Meine Absicht war es beständig, den Gang der Neugierde, welche ließt, in der Erzählung nachzuahmen. Ich habe mich bemüht, so kurz, als möglich war, zu erzählen. Die Aufmersamkeit verliehrt sich bey einem langweiligen Stile und gedehnten Betrachtungen. Man sehnt sich nach dem Neuen, und unwillig hält man sich bey dem noch auf, was man schon erfahren hat. Die Kunst, Gedanken der Erzählung geschickt einzuwebn, ist daher so schwer, daß ich einen Tadel in diesem Falle mit doppelter Aufmerkamkeit anhören, und ihn zur Besserung der Zukunft anzuwenden trachten werde.

Noch ein Wort, ehe ich diese Vorrede schliesse, welche schon lang genug ist, um Verdruß zu erwecken. Man wird keine Untersuchung streitiger Dinge, oder Widerlegung historischer Widersprüche antreffen. Ich schreibe

keine

keine Reichshistoire; ich mache auf die Ehre, zum Nutzen der Kenner der Geschichte Deutschlands geschrieben zu haben, durchaus keinen Anspruch. Dennoch versichere ich mit redlichem Gewissen, daß ich manche mühvolle Stunden blos auf Berichtigungen und Untersuchungen verwendet habe. Allein, dem Leser wollte ich es, bey meiner Absicht, nicht zumuthen, daß er mit mir zugleich seinen Kopf anstrengen sollte, um zu sehen, ob dieß, oder jenes mehr wahr sey. Wenn ich mich zu ihm wendete, war ich schon desjenigen gewiß, was ich ihm vortragen wollte.

Ich hoffe in dem zweyten Theile dieses Werks mehrere Personen auftreten zu lassen, als in diesem erscheinen. Das Leben Heinrichs des Löwen wird der Anfang seyn. Ich will keine Höflichkeitsbezeugungen gegen das Publicum weiter hinzusetzen, oder schrifstellerische Complimente machen. Aber ich liebe mein Vaterland, dem ich dieses Werk mit Empfindung des Patriotismus widme, so sehr, daß ich wünsche: möchte man doch die Gemälde grosser, merkwürdiger Deutschen gern betrachten!

Leben

Leben
Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs von Bayern, und Sachsen.

Wo das Vortrefliche selten ist, erweckt es doppeltes Vergnügen und Aufmerksamkeit. **Heinrich, Herzog von Bayern**, wurde in einem Zeitalter gebohren, welches der reinen Tugend gehäßig, jedes Verdienst entweder verdunkelte, oder entstellte. Die Barbarey, und der rohe Charakter des **zwölften Jahrhunderts**, verbreitete, wie über die Geschichte, so über die Thaten dieses Zeitraums eine finstre Dunkelheit. Zwey ausserordentliche Männer zeichnen sich aus: unser **Heinrich**, und sein Sohn, **Heinrich der Löwe**. Das Leben dieser beyden Fürsten füllt beynahe das ganze Jahrhundert aus; und ihre lehrreichen Schicksale und große Handlungen geben diesem Zeitraume seine vorzüglichste Merkwürdigkeiten.

Gleich mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, und vermuthlich mit dem zweyten Jahre desselben betrat unser Fürst die Laufbahn eines Lebens, welches er unter allen Abwechselungen des Schicksals, glänzend zu machen wuste. Genau geben die Schriftsteller nicht das Jahr seiner Geburt an; und ein gleiches Stillschweigen verhüllt uns die nähern Umstände seiner Erziehung. Der Vater unsers Fürsten, **Heinrich der schwarze**, aus dem berühmten Geschlechte der **Guelphen** sorgte, in den damaligen unruhigen Zeiten, welche Deutschland zerrütteten, mit der weisesten Aufmerksamkeit für den Ruhm und das Glück seines Hauses. Er gelangte zu dem Besitze des Herogthums Bayern durch den Tod seines Bruders, Welfs des zweyten 1120. Vor dieser Zeit hielt er sich in Italien auf seinen Erbgütern auf, und hier hat ohnstreitig auch der junge Prinz, dessen Leben wir beschreiben wollen, die erste Bildung genossen. Zwar, welche Bildung läßt sich von einem Zeitalter denken, wo Aberglaube, Religion, und Heucheley Tugend war, wo die menschenfeindliche Tücke der obersten Priester die der Menschheit wohlthätigen Wissenschaften für zu gefährlich hielt, um sie mehr auszubreiten? Die Unwissenheit sammelte unter dem Schutze dererjenigen, die den Namen der Gelehrten usurpirten, neue Kräfte, unterdrückte die Vernunft der Weisen, und überzog die hellen Seelen mit der Nacht der Vorurtheile. Die weisesten der Lehrer, und Anführer der Jugend, hatten es alsdenn am höchsten gebracht, wenn sie andre an grübelnder Spitzfindigkeit übertreffen konnten. Streitigkeiten über Sylben und heftiges Gezänke über gleichgeltende Worte machten den Glanz der Gelehrsamkeit aus. Die Dialectic, oder Ontologie und Logik regierte noch in den Schulen mit steifer Majestät; nicht jene Wissenschaften welche

Wahrheit vernünftig erkennen und beurtheilen lehrt, sondern die, welche über die Klassen der Wörter und Sachen, und über das Objekt des Studiums streitt, ohne dasselbe zu kennen. Unter den übrigen verjagten, oder unterdrückten Wissenschaften fand noch das bürgerliche Recht einige Bearbeitung; nicht jenes, welches mit Einsicht von Belohnungen und Strafen urtheilt, sondern, ein trockner unfruchtbarer Gedächtnißvorrath von dem, was andere ehedem darüber gesagt hatten. Die Thelogen — eben diese, die noch Klugheit hatten und die größten in dieser Sphäre, waren die Springfedern von dem Verfall aller guten und nützlichen Kenntnisse. Sorgfältig auf das Ansehn ihrer Brüder, der Clerisey, und des Pabstes bedacht, trachteten sie mit Eifer keine von denen Wissenschaften empor zu bringen, welche den Verstand aufklären, und Vorurtheile vertreiben können. Ein Wibald, der fleißig die Schriften der Alten und des Cicero las, wurde von seinem Freunde erinnert, daß er ein Christianus, und kein Ciceronianus seyn müsse. Heilige Einfalt der Barbarey! Wer konnte Tugend aus Geschmack üben, da man keinen Geschmack kannte? Dennoch zeigt uns Heinrich, so bald er regiert, daß er sich selbst durch Hindernisse hindurch zu dringen, und zu bilden wußte.

Die Staatsklugheit studirte unser Prinz an dem Beyspiel seines Vaters. Immer spielte Heinrich der schwarze eine vorzügliche Rolle unter den Fürsten Deutschlands; an welcher mehr sein Geist, als die Macht seiner Länder, Antheil zu haben schien. Wir finden ihn auf den merkwürdigsten Reichstagen, und Versamlungen der deutschen Fürsten beständig in Verhandlungen; und bey der Wahl des Lotharius zum römischen König im J. 1125 zeigte Heinrich eine nicht gemeine Klugheit. Friedrich, Herzog von Schwaben

glaubte der Nächste zur Deutschen Krone zu seyn. Die nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser Heinrich dem fünften, die zeitherige öftere Gewohnheit, die Anverwandten der Verstorbenen Kaiser zu erwählen, seine mächtige Freunde, unter denen sein Schwiegervater eben unser Heinrich, sich befand, viel günstige Anblicke schienen ihn zum deutschen Thron zu ruffen. Er ward ihm entzogen, und Herzog Lotharius von Sachsen zum deutschen Regenten erwählt. Heinrich von Bayern war zu scharfsichtig, um neue Unruhen im Reiche zum Besten seines Schwiegersohns anzufangen: die Erwählung des Lotharis erhielt seinen Beyfall, ob er gleich durch die, während seiner Entfernung, listig angestellte Wahl aufgebracht seyn konnte. Durch ihn vorzüglich scheint auch der Schwiegersohn, Herzog Friedrich, dahin bewogen zu seyn, daß er den Lotharius für den rechtmäßig erwählten König erkannte, und demselben huldigte. Mangel der Klugheit, und eine geringe Anreitzung unsers Heinrichs konnte eine gefährliche Verwirrung in Deutschland anrichten, welche dennoch, aber erst nach seinem Tode erfolgte. Die Vermittelung des Bischofs von Regensburg würde fruchtlos gewesen seyn, so bald Heinrich seinem Schwiegersohne das Gegentheil gerathen hätte. Man muthmaßt daß damals schon der Herzog von Bayern an der Vermählung seines Sohns Heinrich, mit der Prinzeßin des Herzogs Lotharius, der einzigen Erbin eines weiten Staats, gearbeitet habe. Wenigstens finden wir bey ihm und seinem Hause dergleichen kluge Maaßregeln mehrmals beobachtet. Selbst seine Gemahlin Wulfhild war die älteste Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, des letztern von dem Billingischen Stamme. An den vortheilhaften Vermählungen seiner Töchter hat-

te vielleicht seine Staatsklugheit eben so wohl als das Glück Antheil. Doch, wir haben nicht nöthig zu beweisen, daß unser Heinrich an seinem Vater Beyspiele der Klugheit sehen, und diese Eigenschaft bis zur Fertigkeit stärken konnte. Man will fürstliche Tugenden an ihm selbst sehen.

Das erste Unterpfand, denjenigen Theil derselben, der in den Waffen glänzt, zu erfüllen, gab unser Prinz im Jahr 1122 auf dem berühmten und wichtigem Reichstage zu Worms, wo er feyerlich die Waffen anlegte. Es war zu denen Zeiten gewöhnlich diese Ceremonie mit Feyerlichkeit zu begehen, und in Gegenwart mehrerer Fürsten, und Vornehmen des Reichs. Unser Heinrich sahe bey dieser zahlreichen Versammlung eine Menge von hohen Zeugen, davon, ein Theil selbst, in der Zukunft diesen Fürst als heldenmüthigen Freund, oder Feind verehren sollte.

Eine kurze Zeit hielt noch diese Ausbrüche eines muthigen und tapfern Geistes auf; in welcher der Prinz die letztem Tage seines Vaters der sittlichen Einrichtung seines Landes, und der Religion geweiht sahe. Der Geist der damaligen Zeiten aber hatte das menschenfreundliche Gesicht der Religion in einen dichten Schleyer des Aberglaubens gehüllt. Anstatt der Menschheit wohlzuthun, beschenkte man Klöster, anstatt die Verehrung der Gottheit durch Nachahmung des Ausflusses ihrer allgemeinen Güte, zu zeigen, aß man zu gewissen Tagen nichts, um die darauf folgenden destomehr zu essen, oder versöhnte durch auswendig gelernte Formeln das höchste Wesen. Die Frömmigkeit war nicht jene stille Grösse der Seele, die sich bestrebt durch Ausübung erkannter Pflichten der Gottheit sich zu nähern, nicht eine wohlthäthige Ergiessung eines gefühlvollen, warmen Herzens, welches die Triebfeder des Wohlwol-

lens in steter Activität erhält. Die Clerisey fand ihre Rechnung zu gut dabey, daß sie nicht hätte die Freygebigkeit gegen sich zu einem verdienstlichen Werke erheben sollen, und man erstaunt, wenn man die Regierungen der sächsischen Kaiser durchgeht, und ihre Begünstigungen für diese Absichten erblickt. Den Beyspielen der sächsischen Kaiser folgten die vornehmsten Fürsten und Herren in Deutschland. Die Pracht, die Verschönerungen und reiche Geschenke an Klöster verschwendet, gehörten zu den ruhmvollsten, gepriesensten Handlungen der Grossen.

In Bayern hatte schon längst das Weingartensche Kloster die Freygebigkeit und Gnade der Fürsten empfunden; Heinrich der schwarze ließ es 1124 von neuen ausbauen, und verschönern. Das folgende Jahr darauf ward er ein Mönch dieses Klosters; doch nicht auf die Art, wie man sich vorstellen könnte, daß er ganz die Regierung niederlegte, und in dem Kloster lebte. Es war schon seit dem siebenten Jahrhunderte Mode geworden, daß oft weltliche Personen und Fürsten, wenn sie dem Ende des Lebens nahe zu seyn glaubten, die Kutte anlegten, und in den Stand der Mönche traten. Sie pflegten alsdenn, ausser der Kleidung, sich von ihren Gemahlinnen zu scheiden, und die Regeln ihres Ordens zu beobachten, übrigens aber waren sie nicht gehalten, in dem Kloster zu wohnen, und waren nicht eigentliche Mönche, sondern hiessen Monachi ad succurrendum. Die Mönche wurden damals für die heiligsten der Menschen gehalten, und denen die Thüren des Himmels sogleich, für allen andern geöfnet würde. Ja, sie waren von allen Strafen des Fegfeuers und der Hölle ganz frey. Die Schwärmerey der Zeiten gab ihnen überdieß so ausserordentliche

welt-

weltliche Vorrechte, daß es sich schon der Mühe verlohnte, ein Mönch zu werden. Diese Vorrechte aber, und äusserliche Vortheile konnten doch so leicht nicht einen Fürsten reitzen, am wenigsten unsern Heinrich. Wahre ächte Ehrfurcht für die Religion, so gut sie seine Zeiten ihm lehrten, und eine Begierde sein wohl und Glück über die kurze Spanne dieses Lebens auszudehnen, bewog ihn, den Mönchsregeln kurz vor seinem Tode, sich zu unterwerfen. — Guter Heinrich! warum konnte deine schöne Seele, dein edles Herz sich nicht in aufgeklärteren Zeiten zeigen! Alles, was bey dieser Handlung dein eigen ist, macht deinen letzten Tagen Ehre. Die Hülle eines Unternehmens, welches das beste Herz gebahr, borgten finstre dunkle Zeiten.

Der Tod Heinrichs des schwarzen *), welcher im Jahr 1126 erfolgte, setzte unsern Prinz, den wir itzt schildern wollen, in den Besitz der väterlichen Länder. Er hatte zwey Brüder: der ältere, Conrad, war ein Cistercienfermönch geworden, und starb in einem Jahre mit seinem Vater. Unser Prinz, Heinrich folgte seinem Vater in der Regierung des Herzogthums Bayern. Der dritte jüngere Bruder Welf, erhielt in der Theilung die väterlichen Italienischen Besitzungen, wie bewährte Scribenten angeben, und lebte bis zu dem Tode seines Bruders, unsers Heinrichs, fast meistentheils in Italien. Im Jahr 1132 kam er, ein junger Held von 18 Jahren, seinem Bruder über die Alpen zu Hülfe, und als unser Heinrich gestorben war, führte er herrliche Thaten aus. Man erlaube mir hier, wie im Vorbeygehn den fabelhaften Irthum, den ich ungern auch bey neuern Historikern finde, zu

 wider-

*) Man gab ihm diesen Beynamen von der Farbe seines Haares.

widerlegen, als sey dieser Herzog Welf in Weinsberg 1140 vom König Conrad belagert, und auf seltsame Weise errettet worden. Die Erzehlung ist diese: der König belagert die Stadt Weinsberg, und wird Meister von ihr, verspricht aber den Belagerten bey der Uebergabe die Gnade, daß die Frauenzimmer dieser Stadt alles was sie auf ihren Schultern zur Stadt hinaus tragen würden, behalten sollten. Die Frauenzimmer entschliessen sich das, was ihnen das liebste ist, auf diese Art zu erretten, und jede Frau trägt ihren Mann auf den Schultern zur Stadt hinaus. Unter dieser Anzahl soll der Herzog Welf selbst gewesen seyn. Es fehlet dieser Erzählung nichts als die Wahrheit. Die andern Frauen mögen immer diese Zärtlichkeit gehabt haben; ich will diese unglaubliche Zärtlichkeit nicht durch Zweifel der Vernunft bestreiten, allein unwahr ist es, daß Herzog Welf diese Wohlthat genoß. Otto von Freysingen, Döberhinus, und noch ein anderer Scribent *) zeigen uns, daß Welf nicht in der belagerten Stadt war; sondern nach einem unglücklichen vorgefallenen Gefechte, die Flucht ergriffen hat. Wir kehren zu unserm Heinrich zurück, der nach dem Absterben seines Vaters 1126, nunmehro Bayern beherrscht.

Sobald er die Regierung angetreten hatte, zeigte er zuerst die väterliche Sorgfalt für das Wohl seiner neuen Unterthanen. Heinrich berief die Stände seines Reichs zu einer allgemeinen Zusammenkunft nach Regensburg. Er kam mit der Armee, welche er ebenfalls hatte zusammen kommen lassen, an diesen Ort. Hier hielt er einen allgemeinen Landtag, untersuchte die Mängel seines Staats, schafte die Unordnungen und Fehler der Städte, und des ganzen Landes ab, und

gab

*) Anonymus de Guellphis.

gab Verordnungen zum Glück seiner Völker. Die Streitigkeiten, welche zwischen einigen der vornehmsten Stände schon lange gedauert hatten, und in Privatkriege, die schon lange währten, ausgebrochen waren, legte er völlig bey, und verband die Streitenden durch einen feyerlichen Eid zur Ruhe und Einigkeit. Es ward ein allgemeiner Friede in seinem Reiche hergestellt. Nachdem er sich selbst Ansehn und Furcht verschaft hatte, durchzog er sein Land, reinigte es von den Räubern, zerstörte ihre Schlösser und Wohnungen, und brachte seine ganze Provinzen zur sittlichen Eintracht und Ordnung. Dieß war das erste Werk seiner Regierung, welches schon einen Fürsten verrieth, der sich über andre seiner Zeit erhob. Schon hier erblicken wir an ihm den Charakter des Gerechten, des Unternehmenden, und Geschäftigen. Bald ruffen ihn höhere Vorfälle ins Feld und Lager.

Weder den Character unsers Heinrichs, noch den Grund von dem Wechsel seiner Schicksale können wir vollkommen einsehen, wenn wir nicht vorher einen Blick in die Zeiten thun, welche itzt in Deutschland herrschten. Einen Umriß dieser Periode — dann mahlen wir Heinrichs Bild herein. — Die kaiserliche Macht fing an seit Heinrich des vierten Zeiten, ungemein zu wanken. Der glückliche Stolz des eben so schlauen als trotzigen Gregorius des siebenten, mit den feinsten politischen Einsichten verbunden ward eine ordentliche Maaßregel der folgenden Päbste. Die Einfalt der Zeiten schmeichelte ihren Entwürfen, und unterstützte ihre kühnen, ungerechten Handlungen. Der Vorfahr Lothars auf dem kaiserlichen Throne hatte sich in den ersten Jahre seines Reichs viel Ansehn und Furcht zu verschaffen gewußt. Kein Fürst wagte es, sich ihm zu widersetzen, oder der es wagte, mußte die Gnade

des Kaisers mit dem härtesten Verluste, oft der Gefahr seines Lebens erkaufen. Ein unglücklicher Krieg mit den Sachsen schien seine Macht zu vermindern; allein die Bannflüche von Rom aus schadeten ihn weit mehr. Sie machten das Volk abwendig, entzogen dem Kaiser das Vertrauen, und die gebührende Ehrfurcht. Die Erzbischöfe von Maynz und Cöln fachten das Feuer der Uneinigkeit noch mehr an, und die Unterdrückung der kaiserlichen Würde wurde immer mehr und mehr vollendet: ein ordentliches System, die Kaiser zu demüthigen, und ihre Macht einzuschränken, ward entworfen, und während unsers itzigen Zeitraums genau befolgt. Der hohe Adel und die Fürsten von Deutschland fanden ihren größten Vortheil dabey. Die Regierungsverfassung des deutschen Reichs gewann allmählig eine neue Gestalt; man machte sich immer mehr und mehr unabhängig, maßte sich neue Privilegien an, und führte neue Rechte ein. Bloß die Form der Lehenunterwürfigkeit blieb noch; und die Eifersucht der deutschen Fürsten unter einander gab dem Kaiser verschiedene Mittel an die Hand, den gänzlichen Einsturz seiner obersten Gewalt zu verhindern. Die Heftigkeit der bürgerlichen Kriege aber war wütend; Wissenschaften, Commerz, Industrie, und Ruhe, waren aus unserm Vaterlande vertrieben.

Die Kaiser mußten es sich bey den critischen Umständen wegen ihrer Hoheit, zur Hauptmaxime machen, daß sie durch mächtige Verbindungen mit dem vornehmmsten Fürsten, andern, die gegen sie feindlich und gefährlich waren, die Spitze bieten konnten. Lotarius hatte zu viel Einsicht, um sich nicht auch dieser Maaßregeln zu bedienen. Furchtbare Gegner, Friedrich Herzog von Schwaben, der umsonst nach der Kai-

serkrone gestrebt hatte, und sein Bruder Conrad, machten eine starke werkthätige Hülfe nöthig. Man mußte die schwäbischen Nebenbuhler zu demüthigen suchen. Unter allen Fürsten versprach keiner dieser schmeichelhaften Hofnung mehr Wirkung, als Herzog Heinrich von Bayern. Inzwischen hatte die Eifersucht der hohenstaufischen Brüder, und des Kaisers, welcher sie zu schwächen trachtete, schon öffentliche Ausbrüche genommen. Friedrich war für einen Feind des Reichs erklärt und ein Feldzug gegen ihm beschlossen worden. Dieser suchte sein Parten durch ansehnliche Hülfe zu verstärken. Lothar hatte schon durch einen fruchtlosen Versuch seine eigne Schwäche kennen lernen, und sah sich itzo mit Verlangen nach Hülfe um. Der junge ehrbegierige Herzog von Bayern konnte mit seiner Macht den Ausschlag geben, so bald er, mit dem Kaiser verbunden, gegen den Herzog Friedrich, seine Waffen wandte. Herzog Friedrich war der Schwager unsers Heinrichs Das stärkste Mittel ihn von den Interesse des Schwagers zu trennen war die Erregung seines eigenen Vortheils. Verwandschaft ward durch Verwandschaft getrennt. Gertraud die einzige Tochter des Kaisers Lotharius, konnte den muntern, mächtigen Heinrich zum Schwiegersohne des Kaisers, seinem treuen Bundsgenossen, zum Feinde des Schwagers, zur Stütze des Throns umschaffen. Die Braut ward unserm Herzoge angebothen. — Eine einzige Erbin von so weiten Ländern, die Tochter des Kaisers — mit Freuden nahm Heinrich den Antrag an, der seinen mit Edelmuth ehrgeitzigen Geist zu hohen Entwürfen nunmehro reitzte, und seinem Glücke die glänzendsten Aussichten gab.

Wenn die Muthmassung gegründet ist, welche wir oben äuserten, daß der Vater unsers Herzogs schon ehedem auf diese Vermählung seines Sohns gedacht habe,

be, so war der itzige förmliche Antrag desto natürlicher. Daß die gefährliche Lage des Kaisers aber denselben itzo eben zu dieser Vermählung schnell getrieben habe, sieht man aus den Umständen sehr deutlich. Die Prinzeßin Gertraud hatte das zwölfte Jahr angetreten. Die Eilfertigkeit dieser frühen Vermählung war nicht so nöthig, wenn eine wirkliche Verlobung bey dem Leben des Vaters von unserm Herzoge schon vollzogen worden wäre. Heinrich der schwarze hatte die Absicht darauf; eine Verlobung insgeheim scheint vorgegangen zu seyn. Aber die vollkommne Vermählung der Prinzeßin und des Herzogs knüpfte nunmehr das festeste Band zwischen dem Kaiserlichen und Bayrischen Hause. Itzt nun betritt Heinrich den Weg zum Ruhme in Begleitung des Kaisers. Er bekam mit seiner Braut **Braunschweig**, Northeim, Göttingen und dasjenige Gebiet zur Mitgift, welches die Erbschaft seiner Schwiegermutter der Kaiserin Richenza, der Tochter Heinrichs von Northeim war. Die Allodialgüter des Sächsischbillingischen Stammes, in welchen Lüneburg die vornehmste Stadt war, besaß er schon aus der Verlassenschaft seiner Mutter, Wulfhild, der ältesten Tochter des letzten Herzogs von diesem Stamme. Heinrich war schon itzt einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, und er verstand, mit Ruhme mächtig zu seyn.

Die Feyerlichkeiten der Vermählung unsers Herzogs mit der kaiserlichen Braut schmückte reiche Pracht. Lotharius befand sich, während des Pfingstfestes zu Merseburg, in einer glänzenden Versammlung der Reichsstände, in welcher er den Herzog Sobieslaus, mit Böhmen belehnte. Hier geschahe die Uebergabe der Braut an die Gesandschaft des Herzogs Heinrich. Die vollkommne Vermählung wurde in Bayern bey Gunzinlech vollzogen. Eine ganz ungewöhnliche Menge der

hohen

hohen zu diesem Feste eingeladenen Reichsstände und des vornehmen Adels, die mit königlicher Pracht im freyen Felde errichteten vielen Lustgezelte, und die mit Verschwendung herrlichen Lustbarkeiten schildern uns die Geschichtschreiber weitläuftiger, als wir sie hier zu sehen verlaugen. Heinrich führte hierauf die neuvermählte in zahlreicher Begleitung auf sein Schloß, zu Ravensburg, wo die junge Gemahlin von zwölf Jahren zum reifern Alter gebildet werden sollte; er selbst aber von Muth, und Ehrgeitz erfüllt, bereitete sich, schnell dem Kaiser, welcher Nürnberg belagerte, zu Hülfe zu kommen.

Lotharius bedurfte den Beystand seines Schwiegersohns. Friedrich hatte eine starke Besatzung in diese Stadt gelegt, welche dem Kaiser mit hartnäckigter Tapferkeit widerstand. Der hülfreiche Herzog ward, um noch verbindlicher gemacht zu werden, mit der Lehn von Nürnberg, Gredingen, und dem Herzogthum Sachsen beehrt. Die völlige Uebergabe des Herzogthums erfolgte erst nach neun Jahren 1136. Nürnberg aber konnte unserm Fürsten nicht eher gegeben werden, bis es erobert war. Es ward nicht erobert. Herzog Conrad, und Friedrich nöthigten den Kaiser die Belagerung aufzuheben, welche schon zwey Monathe hindurch die muthige Besatzung ausgehalten hatte. Die Armee des Kaisers und die Tapferkeit Heinrichs war dem mächtigen Heere der Feinde nicht gewachsen. Lotharius zog sich, nach einem unglücklichen Gefechte unter die Mauern von Würzburg. Der Triumph über die beyden hohenstaufischen Herzoge ward von dem Schicksal dem Kaiser auf eine spätere Zeit vorbehalten.

Stolz auf diesen glücklichen Anfang nahm Herzog Conrad nunmehr den Titel eines römischen Königs an, verjagte den Bischof von Speyer, legte Besatzung in diese Stadt, und, — so leicht berauscht den Menschen

schen ein erstes ungewohntes Glück — dachte nichts geringers, als schon Sieger, und König von Deutschland zu seyn. Ein neues Glück hatte seine Hofnungen gestärkt, und schien ihm den Anspruch auf die deutsche Krone sicherer zu machen. Indeß Lotharius noch zu Würzburg blieb, wagte unser junger Held, Heinrich, eine Unternehmung auf Schwaben. Er drang mit einem Heere muthig in dieses Land bis über den Fluß Wernitz. Friedrich und Conrad gingen ihm mit Kühnheit entgegen. Schon war ein Treffen unvermeidlich, als unser Fürst sein Heer der Macht der Feinde nicht aufopfern wollte, und sich nach Bayern zurückzog. Ein furchtsamer Feldherr würde diesen Versuch gegen den schon bey Nürnberg, siegreichen Feind nicht gewagt haben: ein Verwegener würde durch eine unzeitige Schlacht viel haben verderben können. Heinrich bereitete sich im Winter 1127 zu dem künftigen Feldzuge.

Conrad, so bald er von einigen Fürsten des Reichs für den deutschen König erkannt war, und seinen Anhang im Vaterlande sich vermehren sahe, begieng einen seltsamen Fehler, welcher den Fortgang seines Glücks völlig hemmte. Er begab sich nach Italien um daselbst mit der Krönung dem K. Lotharius zuvorzukommen. Indeß überließ er sein Schicksal in Deutschland, wo seine Gegenwart unumgänglich nöthig war, seinem Bruder Herzog Friedrich. Die ansehnliche Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten, welche dem Herzoge Conrad beystanden, und ihm das Uebergewicht in Deutschland völlig geben konnten, verliessen den Abwesenden, durch verschiedene Absichten verleitet, nach und nach, und indem Conrad sich in Italien zu Mayland die Crone aufsetzen ließ, verlohr er die Kräfte sie zu erhalten und behaupten zu können. Er bekam in Italien durch Versprechungen und Ansehn seiner Macht

in kurzer Zeit einen weitläuftigen starken Anhang; und hätte der Pabst ihm beygestanden, und nicht durch Bannflüche Conrads Anhänger schüchtern gemacht, so wäre Conrad wenigstens in Italien Sieger geworden. Sein bis ins Jahr 1132 für die Hoheit der Absichten unfruchtbarer, und unruhiger Aufenthalt in diesen Ländern gab den Feinden, seine deutsche Staaten zu verwüsten, und den Mittelpunct seiner Macht zu schwächen, gute Gelegenheit.

Während dieser Vorfälle wurde der Krieg im Jahre 1128 gegen Herzog Friedrich, den Bruder des neuen Königs Conrad, mit Lebhaftigkeit fortgesetzt. Unsern Herzog Heinrich beschäftigten innerliche Unruhen. Er wurde genöthigt den empörten Graf Friedrich, welcher sich zum Herrn von Regensburg zu machen trachtete, Züchtigung empfinden zu lassen. Das feste Schloß des Grafen Falkenstein, wurde mit Hitze belagert; indem schickte der Kaiser an unsern Fürst, und bat ihn um eilige Hülfe bey der Belagerung von Speyer. Diese Stadt, welche dem König Conrad, anhing, wurde seit dem 13 August von der vereinigten Macht des Kaisers und des Herzogs von Böhmen belagert. Heinrich übergiebt die Belagerung von Falkenstein seiner verwittweten Schwester, der Marggräfin von Steyermark, so sehr war Heldenmuth stets dem Guelphischen Geschlechte eigen; diese tapfere Dame war ihm eben mit 800 Mann zu Hülfe geeilt. Er bricht nun mit einer auserlesenen Mannschaft auf, fliegt schnell, nicht ohne Beschwerlichkeit, durch Schwaben, nach dem Lager seines Schwiegervaters, und hoft hier Nahrung für seine Ruhmbegierde. Herzog Friedrich eilt zum Entsatze von Speyer, und glaubt, durch einen nächtlichen Ueberfalle den jungen Heinrich zu überraschen. Allein er findet ihn wachsam; Heinrich, der

von diesem Angrif Nachricht bekommen hatte, empfängt Friedrichen mit muntern Kriegern, und schlägt ihn in die Flucht. Der Besiegte wird bis nach Grüningen verfolgt, und die Belagerung von Speyer fortgesetzt. Die Hülfe der Waffen war für diese Stadt vergeblich gewesen; sie erhielt itzt eine wirksamere durch die Fürsprache des Erzbischofs von Maynz. Der gütige Lotharius hob den ersten November 1128 die Belagerung auf, nachdem man ihm den Eid der Treue geleistet, und Geisseln gegeben hatte.

Nun gieng Heinrich nach Bayern zurück; eroberte Falkenstein, welches zeither immerfort belagert war, und versicherte sich durch eine Besatzung der Ruhe in diesen Grenzen. Friedrich, um sich wegen des üblen Empfangs, bey dem nächtlichen Ueberfalle bey Speyer, an seinen Sieger zu rächen, rückte indessen in die schwäbischen Erbgüter unsers Herzogs ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwerdt. Alttorf, Ravensburg, und Memmingen empfand besonders die Wuth des rächenden Feindes, der seine Grausamkeit bis zu Zerstörungen trieb. Allein, diese Manier, Kriege zu führen, war damals nicht ungewöhnlich, und der rohe, uncultivirte Geist des Jahrhunderts konnte sich in den Waffen am wenigsten verläugnen.

Nachdem Heinrich den Winter in Bayern zugebracht, und sein Heer zu einer gleichmäßigen Vergeltung, wegen seiner verwüsteten Erbländer in Schwaben gerüstet hatte, rückte er im Sommer 1129 in die Staaten Friedrichs ein, und verheerte dieselbe mit gewafneter Schärfe und rächender Härte. Wenn man unserm Fürst darüber Vorwürfe machen kann, so treffen sie nicht so wohl ihn, sondern sein Zeitalter; und was bey ihm Wiedervergeltung hieß, war bey Friedrichen Angrif gewesen. Bey einer gerechten Vergleichung muß allezeit Heinrich gewinnen.

Der Kaiser erhielt durch diese Unternehmung einen wesentlichen Vortheil. Sein Feind verlohr die Kräfte seiner Macht, und er selbst konnte die wieder unternommene Belagerung von Speyer desto muthiger fortsetzen. So untreu diese Stadt der Huldigung gewesen war, die sie im vorigen Jahre dem Kaiser geleistet hatte, so hartnäckigen Widerstand setzte sie itzt dem belagernden Kaiser entgegen. Die Gemahlin Herzog Friedrichs, die sich in der eingeschlossenen Stadt befand, feuerte den Muth der Bürger an, und vom 15. Julius bis auf Weyhnachten dieses Jahrs ertrug man mit unüberwindlichem Muth alle Härte der Belagerung. Länger aber konnte die Gegenwehr nicht dauern; denn Hunger und äusserster Mangel nöthigten nunmehr zur Uebergabe. Lothar machte die Bedingungen sehr erträglich, und verließ bald die eroberte Stadt. Nach einigem Aufenthalte zu Goslar, und Quedlinburg kam er nach Bayern, wo er neue Hülfsvölker von dem Herzoge in Böhmen, Sobieslaus, erhielt, und hierauf Nürnberg belagerte. Die Eroberung dieser Stadt schwächte die hohenstaufischen Brüder; die Menge der Anhänger floß auseinander, und mit der Hofnung verließ zugleich die Treue der Bundesgenossen und der Freunde die Parthey Friedrichs, und Conrads.

Die Zwistigkeiten der beyden Päbste, von denen Innocentius die Unterstützung des Kaisers erhielt, und verschiedene andre Unternehmungen im Reiche hatten für unsern Herzog nichts anzügliches. Er sah Friedrichen von Schwaben als den Nebenbuhler seines Ruhms an, und in dessen Bezwingung suchte sein Ehrgeiz Befriedigung. Die dadurch erregte gegenseitige Erbitterung der beyden Brüder legte den Grund zu künftigen unangenehmen Schicksalen unsers Herzogs. Itzo wagte er mit seinen eignen Truppen einen kühnen Versuch

auf Schwaben. Er rückte in dieses Land, und nahm mit der Armee sein Lager bey Donawerth, an dem Flusse Werenz, wo er in die Donau fließt. Als die feindliche Armee ihm entgegen kam, und die beyderseitigen Lager so nahe standen, daß eine Schlacht erfolgen muste, bediente sich Heinrich der Vorsicht, die einem weisen Helden eigen ist, und wollte durch treue Nachrichten den Feind erst näher kennen lernen mit dem er sich schlagen sollte. Man brachte ihm die sichere Nachricht von der völligen Uebermacht der Feinde. Sollte Heinrich sich blindverwegen der überlegenen Macht aufopfern, und sein Glück in Versuchung setzen? Er hatte in Frieden immer weltverständige Weisen um sich, und im Kriege kluge Officiers. Man beschloß sich schnell zurück zu ziehen. Aber eine Fluth hatte eben den Strom angeschwellt, und die enge Brücke reichte zu einem eilfertigen Rückzuge nicht hin. Das kühne Heer schwam unter der Anführung ihres Heinrichs, so gut es konte durch den Strom, mit der grösten Entschlossenheit, und entkam durch diese Gefahr einer weit verderblichern. Tapferkeit ohne Vorsicht der Klugheit machte nie grosse Männer, aufs höchste glückliche; aber der Glückliche ist nicht immer der Grosse. Bey unserm Herzoge milderte die Vorsichtigkeit den Muth, welchen er in seinen Feldzügen, am rechten Orte, jederzeit bewieß. Er war voller Anschläge, und seine Anschläge waren wichtig, der Entschluß großmüthig, aber vernünftig; die Ausführung herzhaft, aber nicht frech und unreif.

Gleich nach diesem mißlungnen Versuche, (denn am Feste Epiphanias dieses Jahrs 1130, war er zu Altorf in Schwaben) soll unser Fürst einen neuen gegen seinen Nebenbuhler Friedrich unternommen haben. Ich kann für die Wahrheit der Erzählung nicht stehen, aber

man

man würde den Biographen der Partheylichkeit beschuldigen, wenn dieser sonderbare Vorfall mit Stillschweigen übergangen würde. Zwey Schriftsteller erzählen uns diese Sache mit zweideutigen und bedenklichen Umständen. Heinrich ladet seinen Feind zu einer mündlichen Unterredung in dem Kloster Zwiefalten ein; erinnert ihn an die nahe Verwandschaft, die seine Gemahlin, Heinrichs Schwester, zwischen beyden Prinzen stiftete, stellt ihm vor, wie gefährlich sein Zustand, und wie vortheilhaft eine Aussöhnung mit dem Kaiser für ihm seyn würde. Zu diesem Vortheil wolle er ihm hülfreiche Hand bieten. Friedrich, durch schmeichelhafte Versprechungen gereitzt, entfernt von allem Verdacht einer List, kommt an den Ort der Bestimmung mit geringer Bedeckung. Die Nacht darauf wird das Zimmer, worin Friedrich schläft, mit Soldaten umringt. Friedrich, der den Betrug nun gewahr wird, entweicht den eindringenden bewafneten, durch heimliche, ihm gleichsam vom Himmel gezeigte Ausgänge und Nebenzimmer, die man also nicht kannte aller List ohnerachtet, und nicht besetzt hatte; kommt in die Kirche, und steigt auf den Thurm derselben. Die Bewafneten brechen in das Zimmer, und, da sie den Herzog Friedrich nicht finden, durchsuchen sie alle Cellen des Klosters. Der Weg muß also durch lauter unbewohnte Zimmer in die Kirche gegangen seyn, oder die Mönche sind dem Herzog Friedrich sehr treu gewesen. Beym Anbruch des Tages kommt aus der Nachbarschaft eine Schaar getreuer Anhänger, die diesen Vorfall des Nachts über, schon erfahren hatten, dem Herzog Friedrich zu Hülfe. Er sitzt auf dem Thurm, und als er Hülfe ankommen sieht, ruft er herunter, daß er den Herzog Heinrich sprechen wolle. Dieser erscheint, und Friedrich redet ihn an: „Warum, guter Fürst, warum

„hast du mich in Frieden zu dir eingeladen, und zeigst „dich doch nicht als Freund, sondern als Feind. Hat „dich denn nicht die Ehre, und die Verwandschaft un„sers Geschlechts von dieser That abhalten können? „Damit ich aber nicht böses mit bösen vergelte, so er„mahne ich dich als Freund, daß du die Schaar, die „mir zu Hülfe kommt, nicht erst erwartest.“ So ward, (erzählt man), Friedrich errettet.

Ohne die verrätherischen Umstände zu betrachten, die seltsam verborgenen Gänge zur Kirche, die beflügelt schnelle Nachricht von diesem Vorfalle an die Freunde Friedrichs, und andre Zweifel, wird man wohl mit Recht hier fragen, ob diese tückische List auch dem Charakter Heinrichs angemessen sey? Nein! es würde diese That die einzige ihrer Art in dem ganzen Leben unsers Fürsten seyn. Freylich kommt eine einzige That in der Summe der Züge, die den Charakter bilden, kaum in Betrachtung. Dieß eben würde für Heinrichs Lob Entschuldigung genug seyn. Grosse Männer der Welt werden zuweilen eccentrisch, zumal wenn Hoheit der Absicht die Springfeder ihrer Entwürfe ist. Und wäre der Schwiegersohn des Kaisers so sehr strafbar, so sehr tadelnswürdig, wenn er, um allgemeine Ruhe des Reichs zu stiften, den wirklich rebellischen, unruhigen Friedrich in sichre Verwahrung zu bringen, und seinem Vaterlande durch einen einzigen glücklichen Streich, Frieden, Wohl, und Eintracht zu verschaffen getrachtet hätte? So wird man diese That beurtheilen, wenn sie That ist, das heißt, wenn sie wahr ist. Der Geschichtschreiber erzählt, und der Leser urtheilt.

Noch in demselbigen Jahre gaben neue Vorfälle in Bayern den Waffen unsers Fürsten starke Beschäftigungen. Als am Ende des Jahrs 1130 der Bischof zu Regensburg gestorben war, wuste Friedrich von

Pogen

Pogen, dessen Frechheit schon vorher der Herzog gedemüthigt hatte, durch Ränke und listige Anschläge die Wahl eines neuen Bischofs auf Heinrich, Graf von Wolfrathhausen zu lenken. Der Herzog, um dessen Einwilligung man nicht einmal gefragt hatte, empfand diese Beleidigung mit Heftigkeit des Unwillens, und der Ausbruch derselben erzeugte einen Privatkrieg, der einen grossen Theil des folgenden Jahrs hindurch dauerte. Der Bischof hatte die Bestätigung seiner Wahl mit Eilfertigkeit erschlichen, ehe Heinrichs Absicht dieselbe zu hintertreiben, in Wirksamkeit gesetzt werden konnte, und nun, da der Zorn des Fürsten unausbleiblich war, empörte der Bischof die Stadt, und welchen Unterthan er konnte, gegen den Herzog. Dieser brach in das Gebiet dieser Stadt ein, verheerte die Güter, welche der Kirche gehörten, überfiel unvermuthet das Schloß des Bischofs Constauphen, und legte eine eigne Besatzung hinein, welche aber von den Feinden auf das schärfste bedrängt wurde, und an Lebensmitteln Mangel litt. Der Herzog machte ihn zwar die Zufuhr bald darauf frey, allein er wurde zu andern Verrichtungen weggeruffen. Der Bischof von Regensburg brachte die vornehmsten Stände von Bayern und den Marggraf Leopold auf seine Seite, wodurch ein ansehnliches Heer unserm Herzoge entgegengestellt ward, dessen Anführer nichts geringers als die völlige Vertreibung des Herzogs aus diesen Grenzen zur Absicht hatten. Einem Bischofe dieser Zeiten war es leichter, als itzo, sich Anhang zu verschaffen, und seinem Regenten gefährlich zu werden. Die Vasallen der Fürsten vom höhern Stande waren ebenfalls damals zu Empörungen geneigt; denn die Wildheit der Denkungsart gebahr aufrührerische Gedanken, und Begierde zur Freyheit überschritt die Grenzen der Klugheit. Für das Wohl der Bürger

zu sorgen fiel einer kriegerischen Rauhigkeit nicht einmal ein. Die Gewohnheit Privatkriege zu führen riß durch den Strom der Beyspiele die Menge fort.

Mit einer rohen uneingeschränkten Wildheit vergesellschaftet sich nicht leicht der Betrug der Tücke, und die Arglist. Die Natur desselben streitet mit der zügellosen Freyheit In unsern Zeiten aber verbanden sich auch widrige Laster, Frechheit und Tücke. Wider beyde hatte Heinrich zu kämpfen, er, der nichts weniger als Verstellung und kriechende List kannte. Bald hätte er sein Leben in diesem bayrischen Kriege durch die List seiner Feinde verlohren. Als er einmal mit weniger Bedeckung durch das Gebiet des Grafen Otto von Wolfrathhausen ritt, überfiel ihn derselbe so hinterlistig und unvermuthet, daß unser Herzog unbewafnet sein Leben einbüßte, wenn ihm nicht schnell einer von dem Begleitern sein Pferd gegeben hätte; welcher dafür, nach vielen empfangenen Wunden, gefangen genommen ward.

Heinrichs Zorn war jederzeit heftig: er gieng itzt mit einer Armee auf die Besitzungen dieses treulosen Grafen, verwüstete dieselben, eroberte verschiedene Schlösser, und vertilgte ihre Befestigungen. Die Fastenzeit wurde der Schutz von Wolfrathhausen. Während dieser Zeit hielt man das für ungerecht, was die übrige Zeit des Jahres nicht ungerecht war. Die Heiligkeit der Fastenzeit bis Ostern stillte den fernern Ausbruch der Rache unsers Herzogs. Indeß führte sein Bruder, der Herzog Welf, ein beträchtliches Corps Truppen, ihm jenseits der Alpen her, zu; worauf man die Besatzung aus Constauphen zog, welche beständig bedrängt gewesen war, und das Schloß zerstörte.

Der Krieg gieng hierauf mit denen Feinden, die der Bischof von Regensburg versammelt hatte, muthig

fort

fort. Nach verschiedenen vorgefallenen Gefechten rückten beyde Heere gegen einander; und schon wollte Heinrich den Feind angreifen, als Otto von Wittelsbach, welcher neutral geblieben war, eine Vermittelung zu Stande brachte. Die Rebellen flehten die Gnade ihres Herrn an, dem sie sich nunmehr nicht gewachsen fühlten. Er gab ihnen zwar Vergebung, behielt aber den rebellischen Friedrich, welcher der Anführer dieser gefährlichen Empörungen gewesen war, gefangen, und ließ ihn nach Ravensburg abführen. Sein Schloß wurde der Erde gleich gemacht, und seine Güter eingezogen. Der Gemahlin desselben welche ebenfalls gefangen genommen war, begegnete der Herzog mit Leutseligkeit, und schickte sie ihrem Vater zu. Der Bischof von Regensburg trat unserm Herzoge die Grafschaft Hohenberg ab, welche dem Regensburgischen Bisthum gehörte, und erhielt die Gnade desselben. Dieß waren die Hauptbedingungen, auf welche Heinrich Gehör gab, und seinen empörten Lande den Frieden. Wirklich war dieser Aufruhr einer der gefährlichsten: die vornehmsten Stände, und fast der ganze hohe Adel von Bayern hatte daran Antheil, und der Ausgang würde ohne der vermittelnden Klugheit eines Otto, blutig und verderblich gewesen seyn. Von dieser Zeit an wurde die Treue der Unterthanen durch Ehrfurcht für einen Herzog versiegelt, den man immer mehr, als den grösten Feldherrn seiner Zeit kennen lernte.

Indeß unser Fürst mit der Demüthigung seiner rebellischen Unterthanen beschäftiget war, empfieng er von seinem Schwiegervater angenehme Nachrichten. Dieser würdige Kaiser hatte zu Lüttich einen glänzenden Reichstag in Gegenwart der ansehnlichsten Fürsten, Bischöfe, und Stände, gehalten, und war daselbst von dem zugleich gegenwärtigen Pabste feyerlich gekrönt

worden. Noch wichtiger für unserm Herzog war das Versprechen des Pabstes, dem Kaiser, und nach dessen Tode seinem Schwiegersohne, die mathildinischen Erbländer in Italien zu überlassen. Lotharius hatte nach diesem Reichstage, an verschiedenen Orten in Deutschland, durch den Nachdruck seiner Hoheit, wichtige Streitigkeiten beyzulegen gesucht, den Dänischen Prinzen Magnus gedemüthigt, die sklavischen Beherrscher seine Macht fühlen lassen, im Elsaß die Kräfte des Herzogs Friedrich, durch Eroberungen verschiedener Festungen, empfindlich geschwächt. Bloß die Vermeidung eines entscheidenden Treffens erhielt Friedrichen noch die Reste eines sinkenden Ansehns, und eines geringen Heers.

Im folgenden Jahre dachte der Kaiser mit Ernst an eine Reise nach Italien, wo er dem Pabst Innocentius den Besitz seines Stuhls versichern, und von ihm die kaiserliche Krönung empfangen wollte. Er gieng auch wirklich im September des folgenden Jahrs 1132 dahin ab, und überließ die Aufmerksamkeit auf das kaiserliche Interesse in Deuschland, und die Demüthigung des Herzogs Friedrich unserm Heinrich. Derselbe begleitete den Kaiser durch einige Städte Deutschland. Der Aufenthalt des Monarchen in Augsburg gebahr eine tragische Begebenheit.

Augsburg war dem Kaiser wegen Neigung für den Gegenkaiser Conrad, und seinen Bruder Herzog Friedrich, ohnehin verdächtig, als ein vermutheter Auflauf diesen Verdacht bestärkte, und den Kaiser zur strengen Strafe, oder vielmehr strafenden Gegenwehr hinriß. Eine kleine Uneinigkeit zwischen einigen von Lothars Begleitung, auf dem Markte, indem sie etwas geringes kaufen wollen, erbittert die Käufer und Verkäufer. Die Umstehenden mischen sich darein; und

plötz-

plötzlich entsteht ein wütendes Lermen. Die Glocken werden geläutet, die Bürger laufen zusammen, die Soldaten des Kaisers kommen herbey; jederman kommt in ein Gefecht, und schlägt sich herum; niemand kennt die eigentliche Ursache. Der Kaiser selbst argwöhnt, daß ein Anschlag auf seinen Tod geschmiedet sey. Er sieht seine Soldaten, und den Clerus der Hauptkirche in einen Gefecht mit einander. Die Bürger helfen. Der alte Bischof läßt sich, das Crucifix in der Hand, von zweyen unter das Gemisch des Tumults führen, und zwischen die gegenseitige Reihe der Fechtenden stellen. Der Kaiser aber bricht mit seinen Soldaten in die Gegenparthey ein, und es erfolgt ein grausames Niedermezeln vor den Thüren der Kirche und in der Kirche selbst, wohin sich einige geflüchtet hatten. Von dem Vormittage an, bis gegen Abend wurden die meisten Bürger der Stadt und gegenwärtige entweder todtgeschlagen, oder verwundet, oder gefangen, oder verjagt, oder geplündert. Kaum kann der Bischof entfliehn, und unter Schwerdtern, Pfeilen, und Wurfspiessen, die ihn umfliegen, in die Sacristey sich retten, wo er eine Menge von Verwundeten und Todten antrift. Vor den Thoren der Stadt entsteht ein gleiches Gefecht, Morden und Brand der Vorstädte. Die meisten Kirchen werden mit Feuer verwüstet, ihre Thüren erbrochen, ihre Schätze geraubt. Die Cellen der Mönche die Häuser der Bürger, die Wohnungen der Frauenzimmer unverschont, fallen der Wuth in die Hände. Die Männer werden gefangen, die Frauen ausgezogen ihre Kinder hinweggeführt. Die Böhmen und Slaven, welche Lothar in seiner Begleitung hatte, waren diejenigen, welche am meisten der Vorwurf der Grausamkeit trift. Die späte Nacht sezte dem Gefechte und tollem Aufruhre ein Ziel. Indessen umgab ein Trupp

von den kaiserlichen Soldaten die Hauptkirche, und hielt dieselbe die Nacht durchhin belagert. Der Bischof von Augsburg rettete sich in die Wohnung des Erzbischofs von Magdeburg. Beym Anbruch des Tages wurde eine Menge Gefangener eingeführt, und der Kaiser nahm sein Lager auf freyem Felde, auserhalb der Stadt. Den dritten Tag darauf kam Lothar in die Stadt zurück, ließ die Befestigungen der Stadt niederreissen, und ein entstandener Brand verwüstete die Wohnungen. So ward damals Augsburg zerstört: so führte man damals Kriege, und Gefechte. Der Charakter des zwölften Jahrhunderts war in Krieg und Frieden, in Kirchen und Städten in der Religion, den Wissenschaften und in den Waffen Barbarey. — Lothor gieng hierauf weiter und nach Italien hin.

Lothor gieng eben nach Italien, als der Gegenkaiser Conrad von daher, von allen verlassen, der meisten Anhänger beraubt, unter schwerer Gefahr, nach Dentschland zurück kam. Ein neuer Feind für unsern Herzog Heinrich, welchem Lothar, sein Schwiegervater die Demüthigung seiner Parthey, während seines Aufenthalts in Italien, übertragen hatte! Unser Heinrich hatte sich als den **Großmüthigen** bey Uebertragung dieses Geschäfts bewiesen. Die Nachwelt wird mit Vergnügen diesen Charakter unsers Helden in einer Antwort desselben an den Kaiser lesen. Ich theile den Brief Lothars, der den Auftrag enthält, und die Antwort unsers Fürsten in Auszügen den Lesern mit.

„Ich habe mir vorgenommen, (schreibt der Kaiser an unsern Heinrich) auf Ansuchen des Pabsts nach Italien zu gehn. Deiner Treue, der du durch meine Tochter Gertraud, deiner Gemahlin, mein Sohn bist, übergebe ich während meiner Abwesenheit die Sorgfalt für mein ganzes Reich. Du wirst es wider deinen

Schwa-

Schwager, den Herzog Friedrich, zu vertheidigen wissen. Ich kann nicht umhin, dir zu melden, daß Friedrich durch die Erzbischöfe von Maynz und Cöln um Gnade und Friede gebeten hat. Du wirst nun, mein Theurester, wie ein zweyter Judas Mackabäus gegen den Nicanor, dich vertheidigen, und den Feind zu Boden zu werfen suchen, damit du einst so der Erbe unsers Reichs, wie itzt, unserer Liebe werden kanst„

Unser Heinrich antwortete darauf im folgenden Ausdrücken: „Nichts ist mir zu hart, und zu schwer, was der Kaiser befiehlt. Allein, gegen Friedrichen, welcher mich immer noch, als Bruder geliebt hat, ist mir Euer Auftrag äuserst schwer. Wenn es daher nur mit der Ehre der Majestät, und dem Wohle des Reichs bestehen kann, so bitte ich um einen freundschaftlichen Vergleich, ehe die Reise nach Italien unternommen wird. Geschieht dieß aber nicht, so werde ich den Befehl ausführen, und das Reich so beschützen und vertheidigen, daß bey Eurer Rückkunft kein Verlust angetroffen wird. Zugleich aber rathe ich den Herzog von Böhmen, und Marggrafen Theobald sich durch Güte verbindlich zu machen! denn Friedrich verläßt sich auf ihre Maaßregeln mehr, als irgend eines andern Sterblichen. Dem Erzbischof von Maynz rathe ich, nicht alle Geheimnisse anzuvertrauen, sondern ihm nur zu zeigen, daß er mehr Achtung und Liebe, als alle andere geniesse. Er führt betrügliche, friedliebende Reden: sein Herz denkt anders. Honig hat er im Munde, aber Galle liegt im Innern verdeckt.„

Diese eben so weise als großmüthige Denkungsart behielt Heinrich, der nunmehr auf den Titel des **Großmüthigen** Anspruch macht, welchem ihm die Nachwelt längst schon ertheilt hat, während der Abwe-

senheit

senheit des Kaisers, seines Schwiegervaters, bey. Dieser zog nach Italien, mit einer Armee von 600 Mann. Die Anzahl dieses Heers wird, für das zwölfte Jahrhundert sehr verrätherisch. Ein Kaiser wagt mit sechshundert Mann einen Feldzug in ein fremdes entlegenes Land, wo Mayland, und verschiedene andere Städte, ein König, Rogerius von Sicilien, und mehrere Feinde Gefahr drohen. Es ist natürlich, daß keine grosse Thaten mit diesem Heere ausgeführt werden, aber es ist bewundernswürdig, daß Lothar mit dieser Anzahl sich in Italien erhält, seine königliche Hoheit behauptet, im folgenden Jahr nach verschiedenen Unternehmungen, im Lateran gekrönt, der Pabst Innocentius wider den Gegenpabst beschützt, bestätigt, und die mathildinischen Erbländer den Kaiser, und seinem Schwiegersohne, unserm Herzoge von Bayern, übergeben werden. Noch mehr! Lothar geht nach erlangtem Hauptzwecke, 1133 nach Deutschland zurück, wo seine Gegenwart nöthig war, schlägt sich glücklich durch die enge Päße bey den Clausen, hinter Verona, welche Adelbert, vermuthlich ein General des Rogerius besetzt hatte, und öfnet sich, mit den Waffen in der Hand, den Durchgang durch die gefährlichsten, von Feinden besetzten Defileen, in sein deutsches Reich zurück; erobert das Schloß, worin sich Adelbert gerettet hatte, und führt ihn gefangen in seine deutsche Staaten, wo er im Monath August des Jahrs 1133 ankam.

Unser wirklich großmüthige Heinrich hatte durch kluge Anstalten die Ruhe des Reichs indessen erhalten. Eine Macht hielt das Schwerdt der andern in der Scheide. Es war unserm Herzoge etwas leichtes einen neuen Krieg zu erregen. Bayern wird ruhig; die Staaten Lothars lieferten mit Bequemlichkeit eine hinlängliche Anzahl von Truppen, wenn es verlangt wur-

de;

de; der Gegenkaiser Conrad hatte zugleich alle Kräfte und Muth verlohren. Sein Bruder, Herzog Friedrich fand sich zu ohnmächtig, etwas grosses zu unternehmen, oder seinen Nebenbuhler unserm Heinrich die Spitze zu bieten. Nichts als ungemäßigter Stolz durfte den Herzog von Bayern entrüsten, so brach die Flamme des Kriegs in Deutschland aus, und vertilgte die Besitzungen der hohenstaufischen Brüder. Großmüthiger dachte unser Fürst, und erhielt durch weise Maaßregeln, gleichsam als Reichsvikar, die Ruhe seines Vaterlandes. Wie fruchtbar diese Maaßregeln waren, bezeugt der frohe Empfang des Kaisers vom ganzen deutschen Reich. Die Parthey der hohenstaufischen Brüder hatte sich, durch Heinrichs Klugheit, immerfort vermindert, und nur noch Schwaben vornehmlich stand seinen Erbherzogen bey. Mit Ergötzen fand der Kaiser zu Würzburg eine ansehnliche, zahlreiche Versammlung, der vornehmsten Stände des Reichs, welche ihren ruhmwürdigen, geliebten Lothar freudig empfingen. Unser Herzog Heinrich hielt sich eben in Sachsen auf, als der Kaiser zurückkam, und war bey dem Reichstage zu Würzburg nachher gegenwärtig, den uns die Geschichte als glorreich und glänzend für den rückkehrenden Kaiser schildert, welchen die allgemeine Liebe als Vater des Vaterlandes verehrte.

Nichts störte itzo die Ruhe Deutschlands; nur der in Dunkelheit versenkte, schwache Anfang Conrads verursachte, daß man sie nicht allgemein nennen konnte. Lothar nahm sich vor, nunmehro den Empörungen der Hohenstaufischen Brüder ein Ende zu machen, und beschloß gegen dieselben, weil nun der Winter einbrach, einen Feldzug auf den künftigen Frühling,
1134.

Die

Die Stadt Ulm war den Gegnern des Kaisers noch mit eifriger Treue ergeben, welcher ihnen zu einem sichern und festen Waffenplatze diente, und zugleich machte sie dieselben zu Meistern von der obern Donau. Es war nöthig, diese Schutzwehr zu entreissen, und Lothar rückte, nach einem vorher gehaltnen Reichstage, im August, in Schwaben ein, um diesen Ort zu belagern. Hier war ihm Heinrich zuvorgekommen. Er hatte mit muthiger Schnelligkeit sein Heer nach Schwaben vor Ulm geführt; kaum waren die Herzoge Conrad und Friedrich durch die Flucht der Belagerung entgangen. Heinrich bestürmte diese feste Stadt, und eroberte sie mit kühner Tapferkeit. Die siegreiche, einbrechende Armee suchte in der Beute der Stadt den Lohn ihrer Mühe, plünderte sie, zündete den grösten Theil der Häuser an, und verwandelte diese wichtigste Festung der Feinde in Schutt und Aschenhaufen. Lothar, der inzwischen mit seiner Armee in Schwaben eingerückt war, vereinigte sie mit der Bayrischen, und erndtete nun schon die Früchte von der Tapferkeit des muthigen Heinrichs. Fast alle noch übrigen Anhänger Conrads, obgleich ihre Zahl schwach war, kamen den Kaiser um Gnade zu flehn. Dieser machte sich mit seinem Schwiegersohne das übrige in Schwaben noch unterwürfig, zerstörte die Festungen, und Schlösser, eroberte die vornehmsten Plätze, und erfüllte die ganze Provinz mit Furcht und Schrecken. Herzog Friedrich selbst sahe nun seine Hofnungen so vereitelt, daß ihm kein Zufluchtsort mehr, als die Gnade des Kaisers übrig blieb. Er suchte sie, und erhielt sie durch die Fürsprache der Gemahlin Lothars, der klügsten und einsichtsvollsten Dame ihres Jahrhunderts.

Richenza nahm an der Regierung des Reichs selbst grossen Antheil. Glänzende Eigenschaften machten sie

der

der Krone werth, welche ihr mit Feyerlichkeit und Geprängen zu Cöln, Lüttich und in Italien bey den Krönungen ihres Gemahls aufgesetzt wurde. In beständiger Begleitung des Kaisers war sie nicht so wohl erster Minister des Reichs, als vielmehr Reichsgehülfe. Eine Zärtlichkeit, die unter den hohen vermählten nur wenige geniessen, Richenza aber mit allen ihren Süssigkeiten bey ihrem Gemahl, gab ihr die Erlaubniß, und erhabne Einsichten das Recht das Zepter zuweilen aus den müden Händen des Kaisers selbst zu ergreifen. Er selbst nennte sie die Gehülfin des Reichs und der Regierung; und da sie der allerwichtigsten Geschäfte im Felde so wohl, als auf den Reichstagen, aller Maaßregeln, aller Sorgen der Regierung mit männlicher Weisheit sich annahm, verdiente sie diesen seltnen und hohen Titel. Nie hat wohl eine Prinzeßin, mit einem regierenden so klugen König, wie Lothar war, die Sorgfalt des Reichs so frundschaftlich, so uneigennützig, und so glücklich getheilt. Indeß die Waffen ihren Gemahl in der Lombardey beschäftigten, hielt sie öffentliche Gerichtstage zu Reggio. Dem durchdringenden Verstande, welchen sie stets bewieß, traute der Kaiser mit so viel Zuversicht, daß die Gunst und Abneigung desselben bey den wichtigsten Personen von ihrem Urtheil abhing; und traute mit so vielem Glücke, daß er sich nicht irrte. Der berühmte Abt, Wiebald erhielt der Richenza Gnade auf dem Italienischen Feldzuge sehr bald. Ihr scharfsichtiger Geist entdeckte in ihm den merkwürdigen Mann seiner Zeiten, für welchen er hernach allgemein erkannt wurde. Mit der feinsten Politik verband sie viel Menschenliebe, und ein warmes Herz für Religion und Andacht. Daher die gutartige Neigung derselben für die Priester, und Geistlichen; deren hohe Gunst den Höfen selten genutzt, gemeini-

meiniglich geschadet hat. Die Andacht der Kaiserin wurde durch diese anmessende Günstlinge bis zum Aberglauben erhoben. Wie groß muste eine Dame seyn, die, dieser hinreissenden Gunst ohnerachtet, dem Staatsinteresse nichts vergab. Eitelkeit, das so gewöhnliche Antheil des schönen Geschlechts, war der vortreflichen Richenza, sehr eigen. Männlicher Ehrgeitz, im Herzen des Frauenzimmers verwandelt sich gemeiniglich in Eitelkeit. Dieses war die Ursache, daß denen Personen welche des Kaisers Gnade suchten, die Thüre dazu von der Gemahlin geöfnet werden muste. Der Pabst Anacletus suchte die Gunst dieser Fürstin, in einem schmeichelhaften Briefe, welcher noch vorhanden ist; worinnen er den hohen Ruhm erhebt, welcher diese erhabene Dame schmückte, von deren Weisheit und Einsichten die ganze Regierung des Reichs abhange. Itzo erlangte der flehende Herzog Friedrich, zu ihren Füssen geworfen, die Gunst der Kaiserin, und bey dieser Demüthigung versöhnt, erwarb sie demselben so gleich die Vergebung des Gemahls. Herzog Conrad befriedigte ebenfals, erst durch Vermittelung der versöhnten und begnadigenden Richenza, den Zorn des Kaisers. Mit welchen Blicken oder Empfindungen, sahe wohl nach vier Jahren Conrad, nun römischer König, diese Prinzeßin an, da sie auf dem Reichstage zu Bamberg vor ihm, als ihrem Herrn, erschienen?

Der Zuneigung dieser gütigen Prinzeßin, deren scharfsichtige Blicke unsern Herzog Heinrich, ihren Schwiegersohn, ihr immer theurer machten, hatte er größtentheils die völlige Uebergabe des Herzogthums Sachsen zu danken, welche im folgenden Jahre, nach der glücklichen Eroberung von Ulm, 1135, vollzogen wurde. Der Charakter der Richenza stimmte mit dem Charakter unsers Heinrichs sehr überein. Edler Ehr-

geitz

geiz und Hoheit des Sinns, welche Ueberzeugung von unserm innern Werthe gebiert, verband beyder Denkungsart; und schuf eine wechselseitige Liebe, die gleichgebildeten Seelen immer eigen ist. Richenza hatte an dem Glücke Heinrichs den grösten Antheil, und so viel Einfluß auf seine Schicksale, daß ihr itzt gezeichnetes Bild der Pendant von dem ist, welches Heinrichen vorstellt.

Nachdem die Ruhe des deutschen Reichs durch Unterwerfung der Herzoge Conrad, und Friedrich war hergestellt worden, zu deren Demüthigung unser Heinreich das meiste beygetragen hatte, und auch die Grenzen von Deutschland, durch Verträge und Freundschaften, mit den benachbarten Fürsten, von Pohlen und Böhmen, in Sicherheit gesetzt waren, bereitete sich Lothar zu einem Feldzuge nach Italien, wozu ihn die heftigsten Bitten des Pabstes Innocentius, und des Königs von Sicilien anwachsende Macht in diesem Lande nöthigte. Die Uebergebung des Herzogthums Sachsen an unsern Heinrich wird von den Schriftstellern sehr verschiedenen Jahren beygelegt. Die Ursache dieser Widersprüche ist Mißverstand. Durch die Vermählung mit Gertraud, der einzigen Erbin Lothars, bekam Heinreich das Erbrecht auf Sachsen. Bald nach der Vermählung, als er dem Kaiser in der Belagerung Nürnbergs beystand, wurde er mit diesem Herzogthume belehnt. Itzo, da der Feldzug nach Italien zubereitet wurde, erfolgte eine feyerliche Uebergabe von Sachsen an den Herzog Heinrich. Dennoch behielt Lothar die Oberherrschaft darüber, deren er sich erst nachher in Italien begab, da Alter und Krankheit den nahen Tod ankündigten.

Ehe unser Herzog noch nach Italien seinen Schwiegervater begleitete, krönete er seinen Ruhm in Deutschland durch ein Werk, welches man damals für wun-

oesterreich hielt, und auch itzo noch Ansehn macht. Als Friedensrichter seiner Länder, als gefürchteter Herr seiner Erbstaaten, als Held, und weiser Fürst, hatte er zeither Ansprüche auf Verehrung, welche ihm allgemein ertheilt wurde. Nun stiftete er sich ein Denkmahl, welches zugleich herrlich und wohlthätig war. Er ließ mit vielen Kosten eine Brücke über die Donau bey Regensburg aufbauen, welche von dar in die damals zugleich neuerbaute Stadt Amhof führte. Die Schriftsteller dieser Zeiten geben uns eine umständliche Beschreibung davon: nicht ohne viel Lob des Herzogs. Die Brücke lag auf funfzehn von Quadratsteinen, errichteten Schwiebogen: jeder in einer Entfernung von zwanzig Fuß vom andern, stützte sich auf einem mit Steinhaufen bevestigten Grund, und erhob sich in hoher Wölbung an die Brücke, welcher er zur Unterstützung diente. Am Anfange, in der Mitte, und am Ende der prächtigen Brücke selbst, waren Thürme, in Form und Höhe der Pyramiden errichtet. Zu Heinrichs Zeitalter war ein solcher Bau etwas sonderbares.

Der Sommer des folgenden Jahres eröfnete unserm Fürsten, ein neues Theater, auf welchen er den erfahrensten, und tapfersten Feldheern seines Zeitalters zeigen sollte. Der Kaiser gieng nun in Begleitung vieler Fürsten, unter denen selbst Conrand war, im Jahr 1136 nach Italien; wohin ihn der gedrückte, und von Rom flüchtige Pabst Innocentius, der siegreiche König Rogerius, welcher aller Orten den Meister spielte, und die Berichtigung der Mathildinischen Erbländer rufte. Italien erwartete den Kaiser: Deutschland genoß in süsser Stille die sanfte, ernährende Ruhe des Friedens. Zwar hatte ein kleines Heer den ersten Aufenthalt des Kaisers in Italien glänzend genug gemacht: allein die hohen Absichten des itzigen Feldzuges erforderten furchtbare

bare Macht, und einen Held zum Anführer, da der Kaiser selbst, schon alt und dem Kriege allein, nicht gewachsen war. Heinreich von Bayern, übernahm diese Rolle, und spielte sie mit glorreichem Glücke. Um seinen eignen Staaten Sicherheit der Ruhe, während seiner Abwesenheit, zu verschaffen, wuste die Klugheit unsers Fürsten die gefährlichsten Vasallen, und Grafen, denen er nicht völlig trauen konte, dahin zu bringen, daß sie ihn selbst nach Italien begleiteten.

Ehrgeitz ist schönen Seelen eigen. Unsern Fürst trieb er zu ruhmvollen Thaten auf dem Feldzuge in Italien. Dieses Land zerrütteten itzt alle Uebel der Kriege. Die Fürsten und Republiken führten unter einander die verderblichsten Zwistigkeiten. Keine mächtige Parthey, lauter einzelne Kriege: keine Hauptschlachten, lauter Streiferey, und Plünderungen. Bey kleinen Kriegen leiden Staaten jederzeit mehr, als wenn mächtige Heere streiten; und wenn Schlachten zehntausend tödten, ist die Zerstörung der menschlichen Gesellschaft gemeiniglich geringer, als wenn in kleinen Gefechten, nie über hundert fallen. Dort wird der Friede gebahnt, hier nur neues Morden, Wuth, und Verwüstung. So fand Lothar Italien. Die vornehmsten Städte befeuerte, seit einiger Zeit, bey der sinkenden Autorität der Kaiser, eine unaufhaltbare Begierde zur Unabhängigkeit; die den Saamen zu langwierigen Unruhen ausstreute. Die keine gesetzmäßige, bevestigte Regierung der Frechheit Zügel anlegte, so erlaubten sich alle alles. Man denke sich die wilde Barbarey, und Unsitlichkeit des Jahrhunderts hinzu, um eine lebhafte Idee von dem Zustande dieser Länder zu haben.

In Bayern selbst, durch welches Land der Kaiser seinen Zug nahm, stieß Herzog Heinrich mit seinem Heere, zu dem Heere des Kaisers. Die Schrift-

steller bestimmen die Anzahl der Truppen, die unser Fürst mit dem kaiserlichen verband, auf 1500 Mann. Die ganze Armee des Kaisers nennen sie ansehnlich, und stark. Sie gieng durch das heutige Tyrol. Auf dem Wege nach Italien fand sie so wohl bey Trident, als bey Chiusa Widerstand; drang mit Gewalt durch, und lagerte sich bey Verona. Es verweigerten verschiedene Städte dem Kaiser den Gehorsam, und lernten ihn erst durch die Schärfe der Waffen. Das Schloß Guarda und die Stadt Guastalla wurden mit stürmender Hand eingenommen; und wieviel Heinrich, dem die Geschichte die Ehre dieser Eroberungen vorzüglich zuschreibt, an diesen Eroberungen Antheil gehabt hat, beweißt die Belehnung des Herzogs von dem Kaiser mit diesen Oertern.

Bey dieser Gelegenheit stieß die kaiserliche Armee auf die streitende Heere der Cremoneser und Mayländer, welche in einen heftigen Krieg mit einander verwickelt waren. Lothar untersuchte, mit der Autorität des Kaisers den Grund ihrer Streitigkeiten. Auf Hartnäckigkeit der Cremoneser, sich den Bedingungen des Kaisers zu unterwerfen, erklärte man sie für Feinde, und in die Acht. Man eroberte und zerstörte verschiedene ihrer Festungen, und verwüstete die Güter und Besitzungen des ganzen Cremonesischen Gebiets. Die zuerst empörerische Stadt Pavia versöhnte den Zorn des Kaisers durch Geldbusse. Hier befreyte der Tod den Herzog von einem gefährlichen Vasallen dem Grafen Otto von Wolfrathhausen, mit welchem er ehedem, wie wir oben erzehlt haben, Krieg geführt, und ihn itzt, mit weiser Manier zu seiner Begleitung nach Italien bewogen hatte. Die Stadt Bologna erhielt die Gnade des Kaisers durch die Fürsprache des Herzogs. Die aufrührerischen Städte und Republiken

aber,

aber, Turin, Plazenz, und andere wurden mit Gewalt der Waffen unterwürfig gemacht. Diesen ersten, für Lothar, und unserm Heinrich so rühmlich siegreichen Feldzug beschloß die Belagerung von Bologna; in welche Stadt der Kaiser mit dem Anfange des Jahrs 1137, einzog, nachdem sie entweder mit Gewalt erobert war worden oder sich freywillig ergeben hatte; denn die Schriftsteller sind in der Erzählung nicht übereinstimmend.

Das Glück wollte unsern Heinrich noch mehr vor andern Fürsten auszeichnen. Man entwarf den Plan des zweyten Feldzuges, welcher gegen den König Rogerius gerichtet war, nachdem die Armee von Bologna schon weiter fort, bis Cäsena, gerückt war. Das Heer wurde getheilt: der Kaiser wollte an der Küste des Adriatischen Meers seinen Zug fortsetzen, um in Abruzzo einzudringen; unser Herzog aber sollte mit dreytausend Mann nach Toscana aufbrechen, den Marggrafen Engelbert daselbst Hülfe schaffen, und hierauf mit dem Pabst durch Campanien und Apulien dringen.

Indeß der Kaiser seine Entwürfe mit begleitendem Glücke ausführte, wetteifert um die Ehre der größten Schnelligkeit in Vollbringung des angelegten Plans sein tapferer Schwiegersohn. Wirklich kam er dem Vater mit der Vollendung der Absichten zuvor. Er schlug gleich bey dem Eintritt in Toscana, den Grafen Guido. Hierauf, durch ein Hülfscorps verstärkt, welches ihm Marggraf Engelbert selbst entgegen führte, nahm er Florenz ein. Schon war die Belagerung von Lucca festgesetzt, als die Furcht für den Sieger Heinrich, die Bürger zu freywilligen Unterthanen machte, die sich der Gnade des Herzogs ergaben. Zu Grosseto kam der Pabst zu ihm, und er gieng mit ihm nun auf

Viterbo los, welche Stadt sich für den Gegenpabst Anacletus, erklärt hatte. Um der Verwüstung zu entgehen, bezahlte und versöhnte sie ihren Ungehorsam mit dreytausend Talente. Der Pabst genoß Achtung und Ehrfurcht bey unserm Herzog. Allein diese Contribution verlangte der erste Bischof der Kirche vergeblich. Heinrich erzeigte ihm wohlthätige Hülfe, aber das Kriegsrecht konnte er nicht vergeben. Er kannte die Grenzen der Gerechtsame, und beschützte sie mit Autorität. Die widerspenstigen Städte wurden mit eilfertiger Macht unterjocht; und, weil er Aufhaltung in Rom vermuthen konte, ging er itzt diese Stadt vorbey, und den kürzesten Weg nach Campanien, und Apulien. Capua nahm seinen vertriebenen Fürsten, dem Heinrich sein Land wieder gab, mit Freuden auf. Benevent widersetzte sich, verschloß die Thore, und die Besatzung wagte einen Ausfall. Heinrich empfing sie aber so nachdrücklich, daß Benevent den zweiten Tag sich sogleich ergab. Einem gleichen Schicksale unterwarf sich Troja, sobald der muthige Heinrich ankam. So pflegte der siegreiche Feldherr von Eroberungen zu Eroberungen, und vereinigte, mit bewunderter Schnelligkeit, allenthalben Sieger, sein Heer mit des Kaisers Heere, welches noch das feste Schloß des Königs Rogerius bey Bari belagerte.

Heinrich, mit dem Kaiser verbunden eroberte die Festung nunmehr, und der König Rogerius sah sich genöthigt, demüthige Friedensvorschläge zu thun; welche man dennoch verwarf. Die Armee des Kaisers aber wurd durch die Beschwerlichkeiten einer so ermatteten Flüchtigkeit, und ermüdender Siege zur Ungeduld und einem Aufstande gereitzt; doch ohne weitere Folgen auser das Lothar auf dem Rückzug nach Deutschland nunmehro dachte. Heinrich der muntre Held über-

übernahm inzwischen die Belagerungen von Salerno, dem Waffenplatze des Rogerius, und dem Schlüssel dieser Gegend für Sicilien. Salerno ward von unserm Herzoge erobert, und dem eben im Lager ankommenden Kaiser übergeben. Wäre das dabey liegende feste Schloß hierauf ebenfals belagert worden, so würde Heinrichs Eroberung noch wichtiger gewesen seyn. Auf Uneinigkeit unterliessen die Pisaner, welche den Auftrag dazu bekommen hatten, diese Belagerung, und Rogerius behielt dadurch einen festen Platz in dieser Gegend, wo er einen gutem Rückhalt gewann, und sobald der Kaiser diese Provinz verlassen hatte, Mittel bekam, das verlohrne wiederum zu erobern.

Es hätte unserm Herzoge noch etwas gefehlt, welches grossen Männern eigen ist, wenn er nicht versöhnte Feinde mit Gnade zu beschämen, und auch unwürdigen, aus überwallendem Wohlwollen der Menschenliebe, die ohne Mißtrauen oft sich ergießt, Gunst zu erzeigen, vermögend gewesen wäre. Er erhob den Bischof von Regensburg, dessen unruhiger Geist ihm anfangs viele Verdrießlichkeiten in Bayern zugezogen hatte, welche wir oben erzehlten, zu der Würde eines Canzlers von Italien, durch Fürsprache bey dem Kaiser. Den Abt Rainald nahm er gegen die Strafe des Kaisers, und dem heftigen Zorne des Pabstes in Schutz und erwarb dem undankbaren mit vieler Mühe Aussöhnung und Gnade. Rainald ließ sich hierauf wiederum in heimliche Verbindungen mit dem König Rogerius ein; und Heinrich sahe seine Wohlthat verschwendet. Rainald ward abgesetzt, und Wibald erhielt dieses berühmte Kloster von Monte Caßino; ein Mann von seltnen Gaben, und sich auszeichnenden Verdiensten. Er war schon Abt von Stablo, zugleich gelehrt religiös, Staatsmann, und Kriegsheld. Bey der Belage-

lagerung von Salerno hatte er die Flotte commandirt, welches die Stadt von der Seeseite einschloß, und viel zur Uebergabe der Feinde beygetragen. Im Cabinete hatte er schon lange die feinste Politik gezeiget; in verschiedenen Aufträgen den glücklichen Unterhändler; itzt schuf ihn der Krieg zum tapfern Admiral. Mehrere Priester, wie Wiebald, würden das Jahrhundert verfeinert haben.

Nach einigen Streitigkeiten über das Lehenrecht von Apulien, erhielt der tapfere Graf von Avellino, Rainulph dieses Herzogthum, welches er aber nicht lange besitzen konnte. Er hatte in dem bisherigen Kriege hitzigen Muth, und eifrige Tapferkeit für den Kaiser bewiesen; allein König Rogerius, welcher bald hernach gegen ihn zu Felde zog, machte ihm seine Verbündlichkeiten, und die Behauptung seines Staats sehr schwer. Dennoch schlug er den König bey Ragnano, und wenn ihn nicht der Tod zu zeitig hinwegnahm, würden die Waffen des Königs den schnellen Fortgang nicht gewonnen haben, wodurch Rogerius, fast noch im Angesichte des Kaisers, in Italien vom neuen den Meister spielte.

Lothar hatte zu zeitig, obgleich wichtige Gründe ihn dazu nöthigten, an die Rückkehr nach Deutschland gedacht. Sein müdes und unwilliges Heer sehnte sich nach Ruhe und Vaterlande. Nachdem er Italien beruhigt glaubte, und eine Menge von Händel und Streitigkeiten auf seinem Rückzuge ins römische Campanien, beygelegt hatte, schied er, bey dem Kloster Farfa vom Pabste, gieng nach Toscana, von da nach Bologna, und ließ hier seine Armee aus einander gehen. Nun waren die schönsten Früchte des siegreichen Feldzuges hin. Mit der Armee entfloh das Ansehen des Kaisers, und die Furcht für den gezückten Schwerdte.

Die

Die Eifersucht erwachte; die Empörung drang aus dem Schatten der Dunkelheit hervor; der Anhang des Gegenpastes Analectus bekam neuen Muth; Rogerius kam aus Sicilien zurück, und eroberte das entrissene; fiel in Campanien ein, verbrannte Capua; der Neapolitanische Fürst verband sich mit ihm; Abt Wibald mußte entfliehen. Die Verwirrungen des Krieges überströmten Italien und machten diese fruchtbare Provinzen zu einem neuen Schauplatz der Verheerung.

Kaum hatte Lothar seine Rückkehr angetreten, als man ihm die Nachrichten von diesem wechselnden Zustande Italiens brachte. Allein, was sollte er thun? Dem Glücke itzo den freyen Lauf lassen war Nothwendigkeit. Ein Kaiser der Feinde hatte, und keine Armee, konnte itzt kein ander Mittel ergreifen, als eilfertig nach Deutschland zurückgehen, und dort erst auf neue Unterstützungen seiner Rechte, und den Glanz seiner Regierung denken. Auch trieb ihn, nach dem Berichte der Schriftsteller eine gewisse Neigung der Liebe in sein Land zurück, wo ihn die Treue mit Sehnsucht erwartete. Das schwächliche Alter dieses gütigen und geliebten Kaisers bedurfte nunmehr der Ruhe und suchte die Beschwerlichkeiten der Kriege mit dem Genusse der stillen Verehrung zu vertauschen. Allein das Schicksal gönnte ihm diese Wollust des Alters nicht, und der Kaiser sah seine Staaten nie wieder.

Heinrich, dessen hohen Verdiensten Lothar den grösten Theil seiner Italienischen Siege zu danken hatte, empfieng für seine Treue und Heldenmuth beträchtliche Belohnungen. Schon gleich nach den Eroberungen von Guarda und Guastalla, wurden diese zwey Oerter unserm Herzoge gegeben. Nach der glücklichen Expedition in Toscana erhielt derselbe Hetrurien ebenfals vom Schwiegervater zu Lehen. Die Länder unsers Herzogs

waren nun weitläuftiger, als sich irgend ein Fürst in Deutschland zu besitzen rühmen konnte. Das Herzogthum Bayern, dessen Umfang damals weit grösser war, als es itzo ist, das Herzogthum Sachsen, nebst allen Lehnen, die Lothar von Geistlichen gehabt hatte, der Schöningische District, ein Theil von dem Holzkreise des Erzstifts Magdeburg, das itzige Göttingische Gebiet, Blankenburg, das Land an der Ocker, Braunschweig und die umliegende Gegend, in Italien Hetrurien, Guarda und Guastalla, — kurz Heinrich konnte sich mit Recht rühmen, daß sein Gebiebt von der Nordsee bis an das Mittelländische Meer sich erstrecke. Er war der mächtigste Fürst in Deutschland, und der tapferste, der gröste seiner Zeit.

Nothwendig gebahr dieses glänzende Glück des Fürsten den Neid seiner Nebenbuhler. Besonders sahen die hohenstaufischen Brüder mit scheelsüchtigen Augen die Grösse Heinrichs an, welchem die Treue gegen den Kaiser, und sein Muth, das hieß ihre Unterdrückungen so erhoben hatte. Die andern Fürsten des deutschen Reichs bemerkten die anwachsende Macht des Hauses Bayern sehr ungern. Die Italienischen Siege machten den noch fürchterlicher, der nicht bloß mächtiger Fürst, sondern auch muthiger Krieger war. Die Gunst des Kaisers, und die nächste Verwandtschaft mit demselben, machte Heinrichen zum Mitgenossen der Regierung, und Deutschlands Fürsten musten ihn wegen dieses Antheils an allen wichtigen Geschäften, während der Regierung Lothars, als den zweiten Kaiser öfters betrachten. Conrad, welcher vorher den deutschen König hatte vorstellen wollen, und nun, die mit erniedrigendem Fußfalle erlangte Gnade des Kaisers genoß, spielte gegen unsern Fürsten eine demüthigende Rolle. Der Schwiegersohn des Kaisers, wel-

cher vor zehn Jahren mit ihm noch Freund, dann siegender Feind geworden war, verdunkelte ganz allen Ruhm seines Lebens. Heinrich war, durch den Kaiser, seinen Schwiegervater und Freund itzo Conrads Feldherr, und dieser muste in Italien, wo er vor einigen Jahren als römischer König erschienen war, den Befehlen eines Fürsten gehorchen, den er als seinen Vasallen betrachtet hatte.

Durch diese, und ähnliche Gedanken eines eignen Stolzes verführt gab man unserm **Heinrich** den Beynahmen des **stolzen**. Nicht, wie die meisten Schriftsteller ungeschickt erwähnen, war der Ausdruck des Herzogs Heinrich: daß sein Gebiet sich von der Ostsee bis ans Mittelländische Meer erstrecke: an diesem Beynahmen Schuld, sondern eine gewisse Empfindlichkeit der Eifersucht über das schnelle und anwachsende Glück des Herzogs von Bayern.

Lothar suchte die kaiserliche Autorität, welche so geschwächt war, wiederum zu bevestigen. Das Glück gegen den Gegenkaiser Conrad, und seinen Bruder Herzog Friederich, der siegreiche Feldzug in Italien, die eigene Macht seiner Länder, und der Staaten seines Schwiegersohns, unsers Heinrichs, gaben seinen Plane königlichen Nachdruck. Den man weis, wie sehr die deutschen Fürsten dahin trachteten, daß sie immer mehr unabhängig würden, und die Macht des Kaisers entkräften möchten, so begreift man leicht, wie groß der eifersüchtige Unwille dieser Fürsten gewesen seyn muß, wie heftig sie wünschen musten, daß die Regierung Lothars nicht so lange daueren möchte, bis das Gebäude einer fürchterlichen kaiserlichen Gewalt völlig aufgeführt wäre. So lang Lothar lebte, war es unmöglich, sich der Macht der Hoheit zu wiedersetzen. Wie viel Ursache, unsern Heinrich zu hassen! ihn, dessen

weit-

weitläuftige Staaten der Macht Lothars in Deutschland das Uebergewicht gaben, dessen Glück im Felde, und Klugheit im Cabinet jede Absicht itzo vereiteln konnte. So natürlich die Gunst des Kaisers für diesen Fürst war, so gewiß muste sie bey den übrigen Ständen des Reichs Abneigung gegen ihn erzeugen. Und wie sehr wurde sie durch die Aufopferung desselben für das kaiserliche Interesse, dem Gegenstande ihrer Eifersucht vergrössert. Oft sind Menschen zu groß, um allgemeine Liebe zu genissen. So unser Fürst.

Unter diesen Umständen wurde die Rückkehr des Kaisers, und unsers Fürsten nach Deutschland unternommen. Kaum war Lothar nach Trident angekommen, als ihm eine Krankheit überfiel, die Alter und Schwächlichkeit gefährlich machten. Er wünschte heftig, sein Vaterland noch zu sehen, und beschleunigte, ohnerachtet der zunehmenden Krankheit, die Reise; eben dadurch zugleich seinen Tod, welcher im December dieses Jahrs 1137 erfolgte. Der Thron verlohr an ihm einene Beschützer seiner Rechte, Deutschland den Glanz des alten kaiserlichen Ansehens, welcher in Lothars Regierung sich wieder zu zeigen anfieng: die Tapferkeit einen glücklichen Feldherrn, die Unterthanen einen Wohlthäter, und die Gerechtigkeit einen Beschützer. Die Geschichte ist über den Ruhm dieses Kaisers einig: ihre Scribenten insgesamt nennen Lothar, den tapfern, den klugen, und gütigen.

Viel war an ihm für Deutschland verlohren; aber unendlich mehr für Heinrich. Die zweite Periode seines Lebens, sehr ungleich der ersten an Glück, und Dauer, aber nicht an Thaten des Fürsten, fieng nunmehro an. Heinrich muste durch schreckliche Hindernisse hindurch auf den Gipfel seines Ruhms und merkwürdigen Lebens dringen, mit blutigen Händen neue

Lor-

Lorbeern erkämpfen, und zugleich, mitten unter Siegen, auf Mitleid und Achtung Ansprüche erhalten. Der Charakter eines Mannes zeigt sich nie im ganzen Umrisse, wenn ein fortdaurendes Glück ihn bis ans Ende begleitet. Widrige Schicksale sollten Heinrich, den großmüthigen, noch merkwürdiger machen.

Kurz vor dem Tode seines Schwiegervaters war er nochmals zum völligen Erben von Sachsen erklärt worden; und nach dem Absterben desselben nahm er die Reichsinsignien zu sich. Eine Versammlung von verschiedenen deutschen Fürsten erwartete zu Würzburg die Ankunft des Kaisers. Sie beschlossen nunmehr, den erledigten Thron von Deutschland, auf Pfingsten des folgenden Jahrs, in einer förmlichen Wahl zu besetzen. Heinrich versprach die Reicheinsignien den versammelten Ständen des Reichs auf diesem Wahltage zu Maynz zu übergeben.

Indessen nun hofte unser Herzog, den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen, und seine Entwürfe versprachen ihm, daß die Reichsstände ihn selbst vielleicht zum Römischen König erwählen würden. Schmeichelnde Aussichten! Heinrich war der mächtigste Fürst in Deutschland, seine Verdienste um das Reich waren wichtig und hervorglänzend; er hatte die Gerechtsame des Kaisers, mit den Waffen in der Hand, zeither unüberwindlich vertheidigt. Er war der nächste Anverwandte und Erbe des verstorbenen Kaisers, und man war, zu diesen Zeiten, die Nachkommen und Anverwandten des regierenden Hauses nicht leicht vorbey gegangen. Er hatte die Reichsinsignien in Händen, welches die hohenstaufischen Fürsten sonst für ein Zeichen der Nachfolge im Reiche gehalten hatten. Sein Widerspruch bey einer künftigen Wahl konnte dem ganzen deutschen Reiche die gefährlichsten Unruhen erwecken.

Der Pabst war durch so viel Wohlthaten ihm in dem Italienischen Feldzuge verbindlich worden, daß seine Empfehlung bey dem vornehmsten geistlichen Fürsten in Deutschland, eben so sehr Schuldigkeit seyn sollte, als sie Nachdruck haben konte. Die Sachsen, die Unterthanen des Herzogs, waren nach Abgang der Carolingischen männlichen Stammes allezeit mißvergnügt gewesen, wenn nicht ein König aus ihrer Nation gewählt wurde. Sie hatten unter Heinrich dem vierten blutige Kriege geführt, und waren nicht eher zufrieden, als da aus ihrem Mittel Lothar zum deutschen Könige erwählt war. Verehrung für hervorstechende Eigenschaften, Furcht für die Macht seiner Waffen, Hochachtung für einen Held seiner Zeit; eine Menge von einzelnen Bewegungsgründen, schien Heinrichen die meisten Wahlstimmen zu verschaffen, und den Weg zum Throne Deutschlands zu bahnen. — Schmeichelnde Aussichten! Nichts fehlte, als daß sie in Erfüllung gehen.

Ein gefährlicher Nebenbuhler der deutschen Krone legte Hindernisse in den Weg. Herzog Conrad, der schon ehemals den königlichen Titel von Deutschland angenommen hatte, aber, bezwungen, ihn hatte niederlegen müssen, beeiferte sich itzo mit Heftigkeit um den Thron des deutschen Reichs. Die Charaktere Heinrichs und Conrads waren im höchsten Grad contrastirend. Immer geben die Umstände den Charakteren der Menschen ihre eigene Richtungen. Oft bilden sie sie sogar. Heinrich im Glücke erzogen, und immer darinnen erhöht und verherrlicht, gefürchtet von Feinden, verehrt bis zur Verwunderung von Freunden, hatte eine erhabne Denkungsart angenommen, die gleich weit von Stolz, und Niederträchtigkeit entfernt war. Conrad von betrügerischen Morgenschimmer der

Schick-

Schicksale verführt, immer verdunkelt, besiegt, und geschwächt, verlassen von Freunden, zur Demuth gebändigt von Feinden, lernte die schmeichelnde, biegsame Bescheidenheit, die dem unglücklichen so eigen ist. Heinrich war zeither immer Sieger gewesen, Conrad Besiegter; jener der vornehmste, verehrteste unter den Fürsten; dieser dem Vorwurf der Verachtung ausgesetzt, da er das usurpirte Königreich mit einem doppelten Fußfalle hatte niederlegen müssen. Der Herzog von Bayern hatte nicht nöthig gehabt, sich mühsam Freunde zu erwerben: jederman sah, daß er der nächste nach dem Kaiser war, und ehrte ihn. Conrad hatte kein andere Hülfe als die ihm sein Betragen gab, wodurch er Freunde suchte. Daher entstand ein gewisses verbindliches Wesen, welches uns andere immer geneigt macht, eine leutseelige, feine Bescheidenheit, eine nachgebende, freundliche Dilicatesse der Begegnung gegen jeden, von dem man etwas hoft, oder deren Achtung uns nicht gleichgültig ist. Heinrich hatte als Feldherr mehr dem Staate und dem Kaiser; Conrad mehr der Geistlichkeit und den Kirchen, Wohlthaten erzeugt. Die Beschäftigungen im Felde erlauben jenen nicht, der Andacht so reichlich Opfer zu bringen, als dem Herzoge Conrad, der durch Frömmigkeit sich die Priester zu Freunden zu machen trachtete. Das Aeuserliche der Religion galt unserm Heinrich mit Recht, nicht so viel, als dem der dadurch eine Schaar von Freunden sich verschaffen wollte. Dennoch unterließ Heinrich keine der Pflichten, die die damalige Zeit für Gesetze der Religion hielt, und beobachtete sogar unnöthige Gewohnheiten; die Unterlassung alles Krieges während der Fastenzeit, u. s. w. Eine schöne majestätische Gestalt, und Bildung des Körpers, prägte bey Heinrichen die Idee der Hoheit und Furcht so gleich ein. Die Fürsten

Deutsch-

Deutschlands beneideten dem, der durch so viele Eigenschaften sie übertraf. Conrad bediente sich dieses Vortheils des Neides, und nannte unsern Herzog Heinrich den **stolzen.** Von ihm komt eigentlich dieser Beyname her; den andre mit Grund in den Titel des **Großmüthigen** verwandelt haben. — Feige und niederträchtige Seelen verachten sich immer selbst zuerst. Der schläfrige Phlegmatiker, der dunkle träge und jeder, der keinen Geist fühlt, welcher geschäftig ist, sinkt in unthätige Niedrigkeit, aber, dessen Brust von hohen Empfindungen wallt, kann die Hoheit des Sinns oft nicht verbergen. Die Miene wird verrätherisch; und die Stirne glüht, wenn das Herz pocht.

Das Betragen des Herzogs von Bayern in dem letztern Italienischen Feldzuge, (heißt es,) hatte ihm eine Menge von Feinden gemacht; und dem Herzoge Conrad Freunde. Die Wahrheit lehrt uns, daß dieser Feldzug jenem Neider, diesem Mitleidende verschafte. Man hat schon vorher gesehn, daß Conrad in Italien in der Begleitung Lothars eine sehr demüthige Rolle spielte, und Heinrich desto herrlicher glänzte. Conrad hatte sich das Mitleid zu Nutze gemacht, und viele Geistliche, besonders den Erzbischof von Trier, Adalberto, geneigt zu machen gewußt. Der Churfürst von Maynz, sein Gegner war todt, und dieser Stuhl erledigt, als man eben zur neuen Königswahl Entwürfe machte. Adalberto zog mehrere Geistliche auf seine und Conrads Parthey. Sie fieng an sich zu mehren.

Heinrich war gerecht, gütig gegen Freunde und versöhnte Feinde, wie die Rebellen in Bayern erfuhren, religiös, tapfer, unerschrocken, geschäftig, ehrliebend, glücklich durch Klugheit, grosmüthig mit Vorsicht. Er überwand gern Hindernisse, und ruhte nicht eher, bis er Sieger ward; nicht leicht erschütterte seinen Geist ein

un=

ungewohnter Vorfall. Dem glücklichen Sieger; dieß war Heinrich zeither; erlaubt sein Charakter nicht durch einschleichende Biegsamkeit Freundschaft herbey zu locken, noch weniger wird sich die Hoheit seines Werths durch bittende Demuth erniedrigen. Cäsar bricht ehee mit einer Armee in sein Vaterland ein, als er seine Verdienste verkennt will lassen. — Heinrich glaubt Unrecht zu thun, wenn er bey der bevorstehenden Wahl die Stände des Reichs durch schmeichelhaftes Bitten zu gewinnen suchte: gefälliger war Conrad: kein Mittel wurde verabsäumet, wodurch man Gunst erwerben könnte. Viele von den Reichsfürsten wurden für ihn durch mannichfaltige Herablassung eingenommen. Heinrich war zu einem ähnlichen Betragen zu groß. Daher nannte ihn Neid und Eifersucht den stolzen. Jede Tugend, die hervorsticht, kann sehr leicht in ein Laster umgebildet werden. Nur Schatten, wo Licht war, und einige Züge stärker, andere feiner, — so ist das Gemälde entstellt. Ein hoher, erhabener Sinn, wahrer ächter Edelmuth wird durch diese leichte, dem boshaften Sterblichen gewöhnliche Kunst, Stolz und Hochmuth. Dieselbe Kunst bildet Schmeicheley in Bescheidenheit, und erniedrigen Rückhalt in gefälliges Wesen mit flüchtiger Hand um. Der Mensch bleibt, auch in wilden, barbarischen Zeiten, das sonderbare Geschöpf, das kunstreich wird, und erfinderisch, so bald es hohe Vortheile fordern. Kein Jahrhundert war so barbarisch, daß es nicht Künste zeigte, wenn zu wichtigen Absichten die gemeinen Wege verhindert waren.

Noch andere Ursachen, als Neid gegen den Herzog Heinrich, Abneigung gegen seinen Charakter, und erschlichne Partheylichkeit für den Herzog Conrad, verursachten, daß der erstere Fürst dem letztern, bey der Königswahl nachgesetzt werden mußte. Sie gaben den

Ausschlag, da sie Politik wichtig machte. Ein mächtiger Kaiser konnte den deutschen Fürsten nicht gelegen seyn. Er verhinderte ihre Absichten, sich immer mehr Freyheiten, Vorrechte, und Unabhängigkeit zu verschaffen. Lothars Beyspiel war hinreichend, um zu verhüten, daß kein zu mächtiger Fürst den Thron besteigen könnte. Heinrichs Macht war noch grösser als Lothars. Seine Regierung muste noch nachdrücklicher werden: er hatte an den Absichten seines Schwiegervaters zu viel Antheil gehabt, als daß er dieselben in seiner eigenen Beherrschung nicht hätte ausführen sollen. Es war Vortheil für die Schwächern, wenn der Mächtige nicht Oberhaupt wurde.

Aehnliche Maaßregeln reitzten den Pabst zur Undankbarkeit. Zwar hatte Heinrich ihm die wirksamsten Wohlthaten in Italien erzeugt: allein, itzo daran zu gedenken schickte sich für den ersten der Priester nicht. Die Zeit rückte heran, wo die mathildinischen Erbgüter der Kirche zufallen sollten. Wurde Heinrich König der Deutschen, so war die Hofnung hin, diese Länder jemals zu erhalten. Die Beschützung der Gerechtsame ist Fürsten Pflicht; Heinrich kannte sie, und erfüllte sie mit Muth. Der päbstliche Stuhl verlangte einen König in Deutschland, welcher ihm nicht so gefährlich war; und glückliche Hofnungen schmeichelten, wenn ein Gegner Heinrichs den Thron bestieg, ihn demüthigte, und von allen Ansprüchen in Italien zurückhielt. Ueberhaupt aber erforderte das päbstliche Interesse solche Regenten in Deutschland, welche sich nicht so leicht in Sinn kommen liessen, die Gewalt des Pabstes einzuschränken. Der päbstliche Nuncius; dieser Abgesandte des von Heinrich mit Wohlthaten überhäuften Innocentius, wurde die stärkste Triebfeder, dem Wohlthäter zu schaden, und seinen Nebenbuhler auf

den Thron zu setzen. Conrad hatte nicht vergessen, den heiligen Vater durch Schmeicheleyen der Versprechungen zu gewinnen. Auch from zu seyn versprach der Herzog Conrad. Konnte ich diesen Jahrhunderten wohl etwas frommer seyn, als in eigener Person einen Kreuzzug vorzunehmen?

Man hatte zu Würzburg beschlossen, im folgengenden Jahre, auf Pfingsten die Wahl des deutschen Königs zu Maynz zu vollziehen. Herzog Conrad und seine Anhänger sahen vorher, daß die Parthey des Herzogs Heinrichs in der allgemeinen Versammlung leicht den Meister spielen könne; und daß es höchst schwer seyn würde, Conraden, mit Ausschliessung Heinrichs, zum König der Deutschen zu erheben. Was zu thun? Der Erzbischof von Trier schrieb eilig einen Reichstag nach Coblenz auf den 22 Februar aus, wo man einen deutschen König wählen wolle. Der Erzbischof von Maynz war vor dem Lothar gestorben. Trier maßte sich also die Direktion der Wahl an. Der Fürst dieses Landes hatte die engste Vertraulichkeit mit dem Herzog Conrad in Italien errichtet, und itzt noch knüpfte die genaueste Freundschaft das festeste Band der Absichten. Wenige Fürsten des Reichs erschienen auf dieser, wider alle Abrede und Versprechung, allzupartheyischen Versammlung von Coblenz. Dennoch ward Herzog Conrad daselbst eilfertig zum römischen König erwählt, und wenige Tage darauf zu Aachen gekrönt. Vor eilf Jahren hatte dieser Fürst eben diese Ehre der deutschen Krone in Italien empfangen; vor vier Jahren hatte er dieselbe zu den Füssen Lothars niederlegen, und selbst fußfällig werden müssen. Itzt ließ er die Krone zum zweiten mahle sich aufsetzen; und behauptete sie. Seine vorige Demüthigung, und Unglück hatte ihn mit dem Neide versöhnt. Sein gröster Feind, der Erzbischof

von Maynz war todt; und kein Fürst hatte die Kühnheit, die er selbst ehedem gehabt hatte, sich zum Gegenkönig aufzuwerfen.

Heinrich war inzwischen, gleich nach dem Tode des Kaisers, in neue Unruhen versetzt worden. Der Marggraf von Nordsachsen, Albrecht, machte heftige Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen. Seine Mutter war die jüngste Tochter des letzten Herzogs Magnus, von dem Billingischen Stamme. Er suchte, bey einen so schmeichelhaften Zeitpunkte wie dieser war, seine Forderungen durch die Waffen geltend zu machen. Die verwittwete Kaiserin Richenza hatte einen Landtag nach Quedlinburg ausgeschrieben, um die Regierung von Sachsen unserm Heinrich daselbst zu bestättigen, und die nöthigsten Verordnungen zu treffen. Albrecht hinderte ihn; er rückte mit einem Corps Truppen gegen Quedlinburg an, nahm alles hinweg, was die Kaiserin dahin absandte, und hielt sie selbst ab, in diese Stadt zu kommen. Hierauf schwärmte er, nach der Mode dieser Zeiten, in ihren Besitzungen herum, und ließ plündern, verwüsten, und verbrennen. Die vornehmsten Stände von Sachsen suchten den Eingriffen in die Rechte ihrer Regentin Widerstand zu thun, und giengen mit einem versammelten Heere auf Albrecht loß. Dieser, so bald er sich ihnen genähert, überraschte die feindliche Armee in einem unvermutheten Ueberfalle, schlug die plötzlich erschrocknen, und nahm eine Menge gefangen. Der Sieg machte schüchtern, und Richenza glaubte der Klugheit zu gehorchen, wenn sie sich dem neuen König Conrad gefällig bezeugte. Durch ihn konnte sie Hofnung schöpfen, Sachsen zu erhalten. Sie entschloß sich dem wandelnden Glücke zu entweichen, und mit den Sächsischen Magneten auf dem von Conrad angesetzten Reichstage in Bamberg,

zu erscheinen — um dem, als König, zu huldigen, der vor vier Jahren zu ihren Füssen gelegen, und Gnade gefleht hatte. —

So bald die Nachricht von der Wahl Conrads in Deutschland sich verbreitete, erkannte man mit Unwillen die ungerechte Partheylichkeit derselben. Diejenigen Fürsten, welche bey der Wahl nicht gegenwärtig gewesen waren, äusserten ihre Unzufriedenheit. Die sächsischen und bayrischen Stände, bey welchen sich zeither Heinrich aufgehalten hatte, widersprachen der Wahl öffentlich, und mit Recht. Heinrich, und jeder, der die Gesetze Deutschlands kannte, mußte sie mißbilligen; ihre Ungültigkeit einsehn. Der Reichstag zu Bamberg, auf welchen alle Stände eingeladen waren, sollte die beleidigten befriedigen. Der Erfolg war glücklich: die Fürsten, und Stände des Reichs fanden sich zu Bamberg, in der Pfingstwoche 1138 häufig ein. Selbst die Sachsen erschienen mit der Kaiserin Richenza. Aber ihr Herzog dachte zu gesetzmäßig; er blieb mit allen bayrischen Fürsten aus; und weigerte sich die Reichsinsignien einem wider die Gesetze erwählten Könige zu übergeben.

Allerdings machten die Umstände der Wahl dieselbe zu einer erschlichnen, und ungerechten. Sie war wider die allgemeine Abrede, welche im vorigen Jahre die Fürsten zu Würzburg genommen hatten. Ohne so gar die bestimmte Zeit zu erwarten, hatte man sie einige Monate früher angesetzt, als es beschlossen war. Die wenigen zu Coblenz versammelten Fürsten konnten sich nicht anmassen, dem übrigen Deutschen Reiche einen König, ohne Einwilligung zu geben. Die sächsischen, die bayrischen Stände, waren nicht gegenwärtig gewesen, deren Stimmen den damaligen Königswahlen beständig das vorzüglichste Ansehn gaben. Der Wider-

spruch des Herzogs Heinrich würde von den schrecklichsten Folgen für den neuen König Conrad geworden seyn, wenn die andern Fürsten ihren eigenen Einsichten und Urtheilen von der Wahl gefolgt wären, wenn nicht persöhnliche Abneigung gegen unsern Herzog sie dem neuen König zugewandt hätte, wenn nicht die deutschen Stände lieber einen schwächern Conrad, so ungerecht er auch erwählt war, als einen mächtigen großmüthigen Heinrich, auf dem Throne hätten sehen wollen. Das verbindliche, schmeichelhafte Betragen des neuerwählten, die Politesse seiner Freundlichkeit vollendete den Plan für die Sicherheit seiner Krone.

So viel verbindliches Conrad seinen Freunden vorsagte, so viel verdrüßliches sahe Heinrich für sich in dieser neuen Regierung. Es drohten Gefahren, welche Heldenmuth erforderten. Die ganze Regierung Lothars hatte den itzigen neuen Regenten von Deutschland zu einem Hasser von Heinrich gemacht. Nicht bloß Eifersucht; persöhnliche Feindschaft erbitterte beyde Fürsten gegen einander. Conrad erinnerte sich der Gefechte, durch die ihm Heinrich ehedem die Krone schon einmal entrissen hatte, und sah sich nach Gelegenheit der Rache um. Heinrich, zu vorsichtig, um nicht auf seiner Hut zu seyn, setzte sich in Vertheidigungsstand. Jener wollte den ehemaligen Sieger demüthigen; dieser für den ehemaligen Besiegten nicht kriechen. Die Macht der Staaten, welche Heinrich besaß, unterstützte jede wichtige Entwürfe, und Tapferkeit verdoppelte die Macht. Sechs Jahrhunderte später würde Heinrich vielleicht die Wunder **Friedrichs des Grossen** verrichtet haben. Oder hätten seine Zeiten die Kriegskunst gekannt, welche die Tapferkeit, selbst im Gefechte, mit Scharfsinn des Geistes, und schnelldenkender Weisheit verbindet; so würde Heinrich ein Vorbild von den Helden

den des achtzehnten Jahrhunderts, **Ferdinand**, und **Carl Wilhelm** von Braunschweig geworden seyn.

Damals war die Tapferkeit noch roher Muth, ohne derjenigen Bildung, die sie seit dem vergangenen Seculo verfeinert hat. Die Fortificationen der festen Plätze verstand man gar nicht; eben so wenig die Kunst zu belagern. Die meisten Festungen wurden aus Furcht, oder Mangel der Besatzung, und Hunger ergeben. Die Stärke des Arms schuf gemeiniglich den Sieg; die Infanterie bediente sich gröstentheils in den Schlachten des Degens, der itzo unnütz geworden ist. Die Armeen waren ungeübt, und, bis zum Erstaunen, für die Weite der Staaten, gering. 1500 Mann welche Heinrich als ein Hülfscorps, der kaiserlichen Truppen, mit nach Italien führte, hieß schon beträchtlich. Mit 3000 Mann eroberte dieser Fürst fast halb Italien. Bey der Belagerung von Nürnberg kam Heinrich dem Kaiser mit 700 Mann zu Hülfe, schlug mit diesem Heere allein den Herzog Friedrichen, und jagte ihn viele Meilen hinweg. Die Marggräfin von Steyermark führte eine Armee von 800 Mann nach Bayern, und hielt damit das festeste Schloß belagert, welches die Feinde hatten, und sie selbst in Furcht bis Heinrich zurückkam. Wenn man sich nicht in diesen Zustand der Zeiten versetzen kann, so wundert man sich warum Heinrich nicht mit unwiderstehlicher Macht der Waffen, sich jeden Feind unterwirft, und der gröste Eroberer wird; ein Herr von Holstein, Lübek, dem Anhaltischen Gebiete, dem Braunschweig-Lüneburgischen Herzogthume, von Hessen, Westphalen, einen Theil der Mark Brandenburg, dem Meißnischen Districte, Lausitz, Bayern, der Stadt Regensburg, einem Theile von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, von dem mathildinischen Lehnsgütern in Italien, dem

Marggrafthum Toscana, dem Gebiete von Guarda und Guastalla — Die Zeiten müssen den Maßstab angeben, wenn man die Thaten grosser Männer beurtheilt.

Die Weitläuftigkeiten der Staaten, und das glorreiche Leben, welches dem Herzog bisher vor allen Grossen des deutschen Reichs auszeichnete, hatte den Neid, diese Mischung von Hochachtung und Unwillen über Vorzüge, die man selbst nicht besitzt, so stark erregt, daß alle Hofnung zum Throne Deutschlands erlosch. Der Reichstag zu Bamberg gab dunkle Aussichten; verkündigte schwarze, gefahrvolle Tage. Die Fürsten hatten dem neuen Könige wetteifernd Proben der Treue geopfert; ganz Deutschland seiner Regierung gehuldigt; der Pabst seine Wahl unterstützt. Albrecht machte Ansprüche auf Sachsen. Es war natürlich, daß Conrad sie unterstützte. Die Freunde des hohenstaufischen Hauses wurden durch die Heiterkeit des Glücks ermuntert; ihre Anzahl vermehrte sich schnell; und mit ihnen die Feinde des Herzogs. Der alte Groll des Königs drohte heftige Ausbrüche; die um so viel gewisser erfolgen musten, als sie keine Hindernisse aufhielten. Heinrich; von aller fremden Hülfe verlassen, hatte, bey herströmenden Fluthen von Feinden, keinen andern Beystand, als — Sich —

Durch diesen Beystand stark, behielt er immer die Standhaftigkeit des Muths, die nur grossen Seelen eigen ist. Der Haß der Feinde stellte ihm gleichsam für seine eigene Hoheit Bürgschaft. Verehrung hatte Furcht, und Furcht Feindschaft gebohren. Die erste Aeusserung derselben bey Conrad wartete auf die erste Gelegenheit. Man foderte den Herzog, weil er auf dem Reichstage zu Bamberg nicht erschienen war, und Conraden noch nicht als römischen König erkannt hatte,

auf

auf einen neuen Reichstag, nach Regensburg. Daselbst sollte er zugleich die Insignien, welche er noch verwahrte, abgeben. Das Wohl seiner eigenen Länder erforderte, sich nicht der Königswahl zu widersetzen. Heinrich erschien. Man reizte ihn durch herrliche, wohlthätige Versprechungen; er liefert die Reichsinsignien aus. Nun hält man nicht für nöthig die Versprechungen zu erfüllen. Es wurden gegenseitige Foderungen gethan; die den Herzog eben so sehr befremdeten, als erbitterten.

Der Erzbischof von Salzburg hatte bisher noch mit dem Herzoge, der Gültigkeit der Wahl Conrads widersprochen. Auf diesem Reichstage zu Regensburg unterwarf er auch sich dem neuen Könige; um die Uebel zu hintertreiben, welche aus seiner Uebereinstimmung mit dem Herzoge, und einen öffentlichen Bruche mit Conrad, entstehen konnten. Als der Prälat in die Versammlung des Königs, und der Fürsten gekommen war; sagte der Herzog von Zähringen zu ihm: er sollte nunmehro seinen Herrn, und Könige die Huldigung leisten. Der gesetzte Erzbischof antwortete ganz bedächtig: **Herzog, die Ochsen gehen vor den Wagen her.** Conrad, der König, hielt dem Herzoge selbst den Mund zu, daß er nicht antworten konnte, und sagte: **ich bitte den Erzbischof um nichts weiter, als um seine Freundschaft und Wohlwollen.** So gefällig wuste sich Conrad zu bezeigen.

Nur nicht Heinrich konnte die Gefälligkeit Conrads spüren. Der eifersüchtige Feind wollte den Herzog demüthigen. Dieser verwarf großmüthig die Vorschläge des Königs. Man verlangte umsonst den Abtritt einiger Länder. Einen Schein zu dieser seltsamen Foderung gaben Ansprüche des Marggrafen Albrechts auf Sachsen; welche auf Gründen beruhten, die alle Hein-

rich für sich, mit gleichem Rechte, anwenden, und zurückgeben könnte. Man erzählt, daß Conrad sogar für sich den Abtritt von Toscana vom Herzoge verlangt habe. Die Ungerechtigkeit der kühnen Forderung, Sachsen abzugeben, ward durch einen kühnen Vorwand noch ungerechter. Es hieß, es sey einem Reichsfürsten nicht erlaubt, zwey Herzogthümer zu besitzen. Man denke hier ja nicht an die folgende Jahrhunderte. Damals war der Vorwand nicht lächerlicher; aber er war ungerecht, abgeschmackt. Heinrich der Vogler war zugleich Herzog von Sachsen, und Thüringen gewesen. Otto der Grosse gab selbst dem Herzoge von Franken, Corad dem weisen, auch Lothringen dazu. Der Herzog Otto, welcher 982 starb, besaß zugleich die Herzogthümer Schwaben, und Bayern: der Herzog Hermann, der 1004 starb, zugleich Schwaben und Elsaß. Conrads Vater selbst schrieb sich, Herzog von Schwaben, und Franken. Mit welchem Gefühle muste unser Heinrich nun wohl das Begehren aufnehmen, Sachsen abzutreten? Es war sonderbar, daß man ungerechte Foderungen so seltsam vorbrachte, und die grossen Versprechungen für die übergebenen Reichsinsignien durch Absprechung der besessenen Länder erfüllte. An statt neue Vortheile zu erhalten, sollte Heinrich, was er schon hatte, verliehren. In vollem Unwillen gieng er von Regensburg.

Der König verlegte den Reichstag nach Augsburg und lud den Herzog ein, daselbst in neue Unterhandlungen zu treten. Dieser sah aus den Anträgen zu Regensburg die Gefahren zu Augsburg leicht vorher. Dennoch rieth ihm die Vorsicht der Klugheit, nicht den Schein einer Störrigkeit zu geben. Er wollte nachgeben, aber nicht unverdiente Härte leiden; hartnäckig nicht, aber standhaft wollte er seyn, und die Ehre sei-

nes

nes Hauses muthig behaupten. Sein Schwiegervater Lothar verlohr, bey königlicher Autorität, alles in Italien nieder, so bald er daselbst seine Armee hatte aus einander gehen lassen. Und er sollte itzt ohne allen Nachdruck, als den ihm Waffen und Muth gaben, sich seinen Feind blos geben? Er ging mit einer starken Bedeckung nach Augsburg ab; und nahm mit derselben, in der Gegend bey der Stadt sein Lager.

Es wurden verschiedene Unterhändler, von dem Könige, welcher in Augsburg war, und dem Herzoge, ernannt. Der König wollte keinen andern Vergleich eingehn, als wenn der Herzog einen Theil von seinen Ländern sich abnehmen liesse. Warum? — Die Geschichte weis hinreichende Gründe von dieser Foderung, so wenig anzugeben, als der König selbst wohl damals. Genug er verlangte es. Heinrich konnte sich auf diese Bedingungen nicht einlassen. Mit entschlossenen Geiste erklärte er sich, ehe das äuserste zu wagen, als tyrannischer Willkühr sich zu unterwerfen, und Güter wegzugeben, die das Recht ihm ertheilt, und der Muth beschützt hatte. Die Herzhaftigkeit hatte ihn nicht, mit dem treulosen Glücke zugleich, verlassen. Die Unterhandlungen zwischen ihm, und dem Könige dauerten drey Tage, und immer fruchtlos. Hätte gleich auch Heinrich etwas von seinen Staaten abgegeben, so würde er dadurch doch nichts weiter gethan, als seine Feinde mächtiger gemacht, und Glück und Ruhm, unbedächtig hingeopfert haben. Er muste entweder ganz sich nach und nach geschwächt sehn, und die Belohnungen seiner Heldenarbeiten und Treue für das Reich in den Händen grausamer Feinde, oder er muste, mit einer Hoheit des Sinns der Ungerechtigkeit seiner Schicksale Troß bieten. Seine Feinde nannten diesen hohen Sinn Stolz; und Heinrich hatte ihn wirklich, aber

den edlen Stolz der dem grossen Geiste eigen, die Grundlage der erhabenen Denkungsart ist. Heinrich verwarf alle unwürdige Vorschläge, und wollte als Held denken, leben, und sterben.

Der König wurde durch die Verweigerungen Heinrichs äuserst aufgebracht: er konnte dieses Betragen nicht anders als unbegreiflich hartnäckig finden, wenn er an seine eigne vorige Demüthigung gegen den Lothar gedachte. Allein, Conrad war nicht Heinrich; und wuste nicht, was das sey; Stärke der Seele haben. Conrad, gleichsam beschämt, schlich sich eilfertig von Augsburg hinweg, und nahm nur wenige Bedeckung mit. Seine Flucht, oder wie man es nennen will, geschahe des Nachts mit so geheimer Verschwiegenheit, daß keiner von denen zu Augsburg versammelten Fürsten das geringste davon wußte. Nach dem Abendessen hatte er vorgegeben, er eile zur Ruhe; und früh war der König weg.

Er eilte nach Würzburg, wohin ihn Verdruß und Rachbegierde begleiteten, welcher den Zorn nunmehro freyen Lauf ließ. Man streute die Nachricht aus: der Herzog habe gegen den König etwas feindliches vornehmen wollen, und dieser habe sich vor der Arglist durch die Flucht retten müssen. Einige Reichsstände, deren Vortheile es so wollten, schienen davon überredet zu seyn. Bewährte Schriftsteller sprechen den Herzog völlig frey, und bemerken, daß es demselben etwas leichtes gewesen seyn würde, wenn er Feindseligkeiten zuerst hätte ausüben wollen, die Soldaten des Königs in Stücken zu zerhauen, welche ganz zerstreut um Augsburg lagen, als Conrad sich hinweg begeben hatte. Die ächte Tapferkeit Heinrichs bedurfte nicht die Hülfe der Tücke.

Wenige Fürsten konnten sich auf dem Reichstage einfinden, welchen der König nun mit rascher Eilfertigkeit zu Würzburg hielt. Hier erklärte er den Herzog Heinrich in die Acht, und bald darauf, als er Weyhnachten feyerlich zu Goslar begieng, belehnte er mit dem, dem Herzoge abgesprochenen Herzogthume Sachsen, den Marggrafen Albrecht. Nach dem Anfange des Jahrs 1139 gieng der König nach Bayern, und gab dieses Herzogthum den Marggrafen von Oesterreich, Leopold, dem fünften, seinem Stiefbruder. Nun war die Rache gegen das Haus vollendet, dessen Macht und Glück ehedem Conraden genöthigt hatte, den angemaßten königlichen Titel wieder nieder zu legen.

Aber die Gerechtigkeit trauerte. Die Schriftsteller, welche unserm Herzoge nicht gewogen sind, finden sich nicht fähig die Achtserklärung desselben zu rechtfertigen. Was soll sein Biograph thun? Bedauern nur kann er den tapfern Mann, der von dem Gipfel des glänzendsten Glücks herabgestürzt wird, und dem seine Güter von den Ständen eines Reichs entrissen werden sollen, für den Gerechtsame, und Ehre sein siegreiches Leben zeither gekämpft hatte. Dieß hat er mit mehrern würdigen Männern gemein; aber wenige Personen zeigen uns die Jahrbücher der Menschheit, welche bey gleichgerechten und hohen Absichten, so großmüthig im Unglück, so unüberwindlich in Widerwärtigkeiten, so standhaft in der Behauptung ihrer Gesinnungen, und ihrer ganzen Denkungsart geblieben sind.

Sobald Heinrich, in dem Lager vor Augsburg, die geheime schnelle Entfernung Conrads erfuhr, schöpfte er den gegründeten Verdacht, den seine erfolgenden Schicksale bestätigten. Er eilte, gleich den Tag darauf, mit geringer Begleitung nach Sachsen. Einige bestimmen die Zahl der Begleiter auf vier Personen.

Inzwischen hatte Albrecht den günstigen Zeitpunct zu nutzen gesucht, und war in Sachsen eingebrochen. Er eroberte mit leichter Mühe, da er keinen Widerstand fand. Lüneburg, Bardowik und Bremen musten seine Herrschaft erkennen. Er rückte hierauf in Holstein ein, und verjagte den Grafen Adolph, welcher den Eid der Treue gegen seinen Herrn nicht brechen wollte. Die Ankunft Heinrichs war das Ende von den Eroberungen Albrechts.

Dieser tapfere Herzog sahe sich nunmehr den öffentlichen Krieg angekündigt. Der König Conrad hatte ihn in die Acht erklärt; Albrecht nahm schon den Titel eines Herzogs von Sachsen an, und Leopold machte sich Bayern unterwürfig. Regensburg war demselben schon übergeben, und eine mächtige feindliche Armee nöthigte die Fürsten von Bayern zur Unterwerfung. Die Behauptung Sachsens, worauf Albrecht einige Ansprüche hatte, und welches ein neuer Zuwachs der Grösse war, schien ihm mit Recht wichtiger, als die Eroberung von Bayern, seinem Erblande. Er überließ die Schicksale desselben indessen seinem Bruder Welf, und der Heldenmuth sehnte sich nach Siegen wider Albrecht.

Das Mitleid welches uns rührt, wenn grosse Männer leiden — und nichts ist dennoch gewöhnlicher; groß seyn, und ohne Widerwätigkeiten und Feinde, ist, in welcher Sphäre des Standes es auch sey, beynahe das gröste Wunderwerk der Welt, aber Bewunderung, welche aus Achtung und Mitleid entsteht, ist eine hohe Ehre für die Menschheit — diese vermischte Empfindung zeigte sich auch bey den Schicksalen unsers Herzogs sehr wirksam. In Bayern, Schwaben, und Sachsen erhielt er eine Menge Freunde, und Anhänger. Die Magnaten von Sachsen standen ihm mit Eifer bey;

und sein Heer wuchs durch tägliche Verstärkungen, welche aus Bayern, und Schwaben ankamen. Eine sonderbare Erscheinung! die getreuen Unterthanen liefen aus diesen Ländern herbey, für einen Herzog zu fechten. Sie zogen einzeln, unter dem Scheine der Reise, und der Wanderung, aus ihren Provinzen nach Sachsen hin, und brachten ihren Muth und ihr Leben zum Opfer der Treue, und zur Vertheidigung der Rechte ihres Vaters. Welcher Trost voll Wollust, mitten unter den gefährlichsten, schrecklichsten Schicksalen, von treuvollen Unterthauen, aus gerührter Empfindung derselben sich für den Vater des Vaterlandes erklärt zu sehn. — Wahrlich! Heinrich war ein guter Fürst; ein geliebter seines Volks; gefürchtet im Glück, verehrt im Unglück.

Er war es seinen getreuen Soldaten schuldig; ihren Muth zu den Belohnungen des Sieges zu führen. Sie begleiteten ihn, so bald er gegen den Feind zog. Albrecht, welcher bisher wichtige Plätze erobert hatte, verlohr sie alle wieder. Heinrich gieng auf den Marggraf selbst los, jagte ihn in die Flucht, zerstörte sein Lager, und fiel in die Provinzen des Marggrafen selbst ein. Hier machte er sich zum Meister seiner Güter, und eroberte das feste Schloß Plözke an der Mulda. Albrecht entfloh vor den sieggewohnten Waffen des heldenmüthigen Heinrichs, und suchte Schuß beym Könige Conrad. Dieser hatte schon eine starke Armee beysammen, womit er in Sachsen einzubrechen suchte. Sie war fürchterlich, unter der Anführung und durch die Truppen der mächtigsten Fürsten, der hohen Geistlichkeit, des Herzogs von Böhmen, des Marggrafen Leopolds, und vieler Reichsstände. Dennoch ließ Heinrich den Muth nicht sinken, sondern zog mit seinem muntern und ansehnlichem Heere dem König Conrad

ent-

entgegen, welcher mit seiner Armee das Lager bey der Abtey Hirschfeld genommen hatte. Er blieb bey Creuzburg in Thüringen stehen, um den Einfall in Sachsen aufzuhalten, und, so bald Gelegenheit da wäre, die sich nun näherte, in einem Treffen den Ausgang seiner Schicksale zu suchen.

Ehe es noch zur bevorstehenden Schlacht kam, wurde durch Vermittelung der Bischöfe, besonders des Erzbischofs von Trier, ein Waffenstillstand, bis auf das künftige Jahr, errichtet. Indessen sollen in einer Fürstenversammlung zu Quedlingburg die Rechte der Streitenden untersucht werden. Der großmüthige Heinrich nahm diesen Vorschlag nochmals an, um blutige Kriege von Deutschland abzuwenden. Sachsen war von Feinden befreyt! Heinrich ging nach Qvdlinburg. Von da wollte er nach Bayern, und auch dieser Provinz die Ruhe, und ihren Erbherrn durch Muth und Macht der Waffen wiedergeben. Hier entriß ein plötzlicher Tod den tapferen Held allen Entwürfen seines muthigen Geistes, und den Schicksalen der Menschheit. Er starb den 20 October 1139 ohngefähr im acht und dreyßigsten Jahre des Lebens; denn wir haben schon bemerkt, daß die Geschichte das Jahr seiner Geburt nicht genau angiebt. Der gröste Theil der Schriftsteller, und die bewährtesten unter ihnen, erzählen uns, daß er von seinen Feinden mit Gift sey getödtet worden. So sollte auch der Tod einem auserordentlichen Leben gleich seyn, und die Ansprüche dieses grossen Fürsten auf die Hochachtung und das Mitleid der Nachwelt verdoppeln. Sein Körper wurde, in der Abtey Königslutter, an der Seite seines Schwiegervaters, des Kaisers Lothar begraben. Er hinterließ einen einzigen Prinz von zehn Jahren, der seines Vaters würdig ward eines grossen Vaters, welcher sein Leben der Bewunde-

rung künftiger Jahrhunderte einweihte. Mit diesem Vater theilte Heinrich der Löwe die Aufmerksamkeit eines Jahrhunderts.

Der großmüthige Heinrich bedarf keiner Lobredner seiner Thaten. Ein Schriftsteller aus dem Geschlechte, das ihn haßte, der Stiefbruder des Königs Conrad, nennt ihn; einen durchgehends ruhmwürdigen Fürsten, welcher die Hoheit seiner Geburt durch den Adel des Geistes vermehrte. Sein Leben hat uns die einzelnen Züge dieses Charakters gezeigt.

Heinrich gab seinem Zeitalter hervorscheinenden Glanz: man würde sagen können, auch seinem Geschlechte, wenn das Grosse, und Liebenswürdige nicht ein beständiges Erbtheil seiner Nachkommen, der Braunschweigischen Fürsten wäre.

* * *

Ich darf nicht erst erinnern, daß ich bey diesem Leben, **Heinrich des Großmüthigen**, die bekannten Origines Guelphicas besonders habe nutzen können. Es ist aber zu bedauren, daß die Anlage dazu verfehlt ist: man muß bloß critische Collectanea, die nicht alle gleichwichtig sind, lesen, und öfters sich wundern, daß **Eccard** so wohl, als **Scheid** über gewisse Dinge hinwegschlüpfen, welche allerdings näher betrachtet werden konnten. Eine Art von Unzulänglichkeit habe ich ebenfalls öfters bemerkt. Wenn ich dieser Handleitung allein hätte folgen wollen; würde mein Heinrich eine sehr magre Lebensbeschreibung bekommen haben.

Ich habe mir alle gewissenhafte Mühe gegeben, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Daß ich die Scriptores rerum Brunsvic. die der unsterbliche Leibnitz herausgegeben, zu Rathe gezogen habe, versteht sich ohnehin. Aber auch in dem Anonymo de Guel-

phis, dem Chronico Weingartenſi, und dem Excerptis ex viti Arenpeck Chronica Bajoar: hat der Autor nicht Befriedigung finden können, welcher ſeine Biographie gern pragmatiſch machen wollte.

Man hat daher den Helmold, beſonders den Otto Friſingenſis, ingleichen den Annaliſta Saxo, den Abbas Vrſperg und diejenigen Scribenden überhaupt zu Hülfe genommen, welche die Geſchichte des Jahrhunderts Heinrichs erzählen.

Die Abhandlung des Hrn. Erath: de ficta Henrici ſuperbi ſuperbia, Guelph. 1731 vertheidigt eine gute Sache nicht gut.

Mit dankbarer Aufmerkſamkeit habe ich des Hrn. Hofrath Häberlins diſſert. de diſſidiis ex electione Lotharii ortis &c. in Wegelini Theſ. Rer. Sueuic. To. IV. p. 133 ſequ. in der Geſchichte der erſten glücklichen Zeiten Heinrichs nutzen können.

Ich würde Unrecht thun, wenn ich nicht unter die Hülfstruppen meiner Erzählung die vortreflichen Commentarios Maſcouii de Rebus Imperii R. G. ſub Lothario II. et Conrado III. zählte.

Die Beyträge zur Reichshiſtorie, welche vor kurzem erſchienen ſind, haben den Otto als ſehr unpartheyiſch beſchrieben. Ich habe ihn aber nicht völlig ſo gefunden, als ich ihn in verſchiedenen Stellen genauer prüfen mußte. Die Beweiſe meiner Behauptung würden hier eine ſehr unvortheilhafte Stelle haben.

* * *

Leben des Königs von Böhmen Johannes.

Johannes, König von Böhmen, gehöret zu den sonderbaren Männern, deren origineller Charakter, und ungewöhnliche Schicksale, das Leben zu einer Art von Phänomen machen, und vor andern auszeichnen. Fruchtbar an Mannigfaltigkeit der Vorfälle, und in Verbindung mit contrastirenden Personen, immer handlungsreich, immer abwechselnd, macht sein Leben auf die Aufmerksamkeit gegründete Ansprüche. Der lebhafteste, geschäftigste Geist gebiert weitaussehende grosse Entwürfe; feuriger Muth reißt zur Ausführung hin, Kühnheit unterstützt, und das Glück begleitet die Thaten.

Zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ward Johannes, im Jahr 1295 gebohren. Sein Vater, Heinrich, Graf von Luxemburg, stammte aus dem berühmtesten Geschlechte der ältesten Zeit ab, und zählte seine Vorfahren von den Enkeln Carls des Grossen her, wenn man einigen Genealogisten trauen will. Wir wollen aber weder die andern Meinungen hier prüfen, noch uns in eine Untersuchung seines Geschlechts einlassen. Der Grosse, der Denkwürdige braucht nicht das Lob der Ahnen; und es ist für einen Agesilaus sehr überflüßig, daß Xenophon seinen Ursprung vom Hercules ableitet. Heinrich, der Vater unsers Fürsten zeigte,

als Graf von Luxenburg schon königliche Maaßregeln, und einen Geist, der zu etwas höhern, als zur Regierung von Luxenburg geschaffen zu seyn schien. Er wuste sich die Gunst des französischen Hofes, und des Pabstes eigen zu machen. Als das Erzbisthum von Trier erledigt war, reißte er selbst zu dem Pabste; und seiner Fürsprache hatte sein Bruder, **Balduin** das Churfürstenthum von Trier zu danken. Balduin verstand aber, dankbar zu seyn, und spielte ein Halbjahrhundert hindurch eine der glänzendsten Rollen in Deutschland, zum grösten Vortheil seines Bruders, und der Nachkommen desselben. Balduin war damals erst 33 Jahr alt, und konnte eigentlich also nicht, wegen seines Alters, auf die hohe geistliche Würde die er suchte, gerechte Ansprüche machen. Vor zwey Jahren hatte er in einem ähnlichen Gesuche Verweigerung erhalten. Itzt überwand alle Schwierigkeiten sein Bruder, und der Erzbischof von Maynz Peter, ein Liebling des Pabstes Clemens. Der Graf von Luxenburg gewann sehr bald das entwante Zutrauen des Erzbischofs, und knüpfte mit ihm die engste Freundschaft. Durch ihn ward Heinrich dem Pabste selbst angenehm. Am parisischen Hofe aber hatte dieser kluge Staatsmann um eben diese Zeit sich den König Philipp, und jeden geneigt gemacht, mit welchen er umgegangen war. Sehr bald wurden diese hohen Freunde auf eine mächtige Art wirksam.

Der Thron Deutschlands wird durch den Todt Albrechts leer. Eine Schaar von Fürsten bestrebt sich, ihn zu besteigen. Vergeblich würde der Vater unsers Johannes sich zu einem neuen Nebenbuhler aufwerfen. Der mächtigste Competent um den Thron bewirbt sich itzt um Hülfe und Beförderung seiner Absicht bey Heinrichen. Philipp, König in Frankreich, dessen Ehrgeitz seinem Bruder, Carln von Valois die Kaiserkrone

zu-

zudachte, wendet sich an dem Pabst, an unserm Heinrich, dem Erzbischof von Maynz, und andre Fürsten. Der Pabst, welcher nichts weniger wünschte, als Carln das Kaiserthum, überredet den König von Frankreich, sich besonders der ihm so offenstehenden Hülfe des Grafen von Luxenburg zu vertrauen. Man folgt; und Heinrich dachte wirklich treu. Allein wir Sterblichen werden immer mehr von den Begebenheiten regiert, als daß wir sie regieren, und bey den weisesten Thaten hat das Glück seinen grösten Antheil.

Die weltliche Macht des Obersten der Priester litt jetzo eben einen gefährlichen Zeitpunkt. Sie wurde durch den Stolz des französischen Hofes, in dessen Gebiete der Pabst sich in diesen Zeiten aufhielt, äuserst geschwächt. Der Hohepriester der Christenheit muste sich nach den Maasregeln eines mächtigen Hofes bequemen, und Bonifacius, der Vorgänger des itzigen Pabsts, war ein schreckenvolles Beyspiel für den, der sich der Hoheit eines Königs in Frankreich widersetzen wollte. Bloß List, und Verschlagenheit war noch dem Pabste übrig, wenn er die schon sterbenden Kräfte seiner Macht wieder beleben wollte. Frankreich strebt nach der Kaiserkrone. Sobald Carl von Valois, der Bruder des Königs, Kaiser in Deutschland wird, gehab dich wohl, Macht des päbstlichen Throns; alle Entwürfe sind hin. — Nicht so muste Deutschlands Thron besetzt werden, und alles in Bewegung gebracht, wenn die Autorität des päbstlichen Stuhls behauptet werden sollte. Clemens der fünfte, damaliger Pabst, ein listiger Charakter, wuste, bey aller Nothwendigkeit des Schmiegens, durch die schlauesten Kunstgriffe den Plan seiner Vorgänger zu befolgen, und den Kaiser von Deutschland zu einer Springfeder seiner Vortheile zu machen.

Es befand sich unter allen Throncandidaten keiner, welcher dem Pabste, nach seinen Absichten, bequem genug war. Clemens überlegte die Kaiserwahl mit seinem Liebling, dem Churfürst von Maynz. Dieser hatte, wie ein Brief beweißt, sehr zeitig den Gedanken gedacht, ob Heinrich Graf von Luxenburg nicht auf dem Thron gesetzt werden könnte. Peter, der Churfürst von Maynz war dem Luxenburgischen Hause, besonders unserm Heinrich sehr geneigt. Clemens hofte in Heinrichen einen Kaiser zu finden, wie er ihn wünschte. Nicht so mächtig, um sein eigen Ansehn zu schwächen, ihm schon vorhin ergeben, ein Freund seines Freundes, des Churfürsten von Maynz, ein Bruder eines andern geistlichen Churfürsten, des Balduins. Kurz vorher hatte Heinrich seine Ergebenheit gegen den Pabst persönlich befestigt, als er bey der Einweihung seines Bruders, zu Poitiers gegenwärtig gewesen war. — Aber wie sollte der Graf von Luxenburg die Kaiserkrone erhalten? — Man muste den listigsten Plan anlegen. Es war dieser. Der schlaue Erzbischof von Maynz suchte insgeheim Stimmen und Beyfall für den Grafen. Der Churfürst von Trier war Bruder. Der Churfürst von Cöln schmeichelte zwar dem französischen Hofe; allein das Interesse des Pabsts und Heinrichs also, muste ihm wichtiger seyn. Die getheilten Absichten der andern Nebenbuhler des Throns gaben die schönste Gelegenheit, durch Uneinigkeit mehrere Stimmen für den Grafen von Luxenburg zu erhalten; dessen herrliche Eigenschaften, Weisheit, Gerechtigkeit, Muth, ihn schon alle diejenige Empfehlungen gaben, die Sterbliche vor andern auszeichnen. Indessen muste dieser Plan ganz geheim gehalten, und mit schlauer List ausgeführt werden. Der Pabst suchte den französi-

zösischen Hof mit Eitelkeit vergeblicher Hofnungen aufzuhalten.

Man hält einen Wahltag zu Rensee; die Gegenpartheyen streiten sich: Niemand denkt an Heinrich, welcher gar nicht unter den Thronbuhlern öffentlich erschienen war. Die Uneinigkeiten dauren drey Tage; zum empfindlichen Vergnügen der geistlichen Churfürsten. Man schlägt nun ein so genanntes Scrutinum vor; und sammelt die Stimmen für einen neuen Kaiser insgeheim. — Seht, Heinrich, Graf von Luxenburg, an dem man nicht gedacht hatte, ist von vier Stimmen zum Kaiser erwählt! — Der Ruf seiner erhabenen Eigenschaften mindert das Erstaunen; und Neid und Eifersucht gegen die andern Nebenbuhler des Throns erleichtern den Beyfall der übrigen Churfürsten. Das neue, das unerwartete überrascht unsre Aufmerksamkeit mit einer Art von reizbarem Vergnügen; man wundert sich über den guten Einfall an einen so würdigen Kaiser gedacht zu haben. Heinrich wird feyerlich zum Kaiser im November 1308 erklärt. Feiner ist nicht leicht ein Kunstgrif ausgeführt worden, als dieser, wodurch die Erzbischöfe von Maynz und Trier einen Kaiser setzten, ohne daß es, so zu sagen, die übrigen Churfürsten wußten. Peter von Maynz pflegte gern solche meisterhafte Streiche zu spielen: sein auserordentlicher, unternehmender Geist machte ihn zur Hauptmaschine der wichtigsten Revolutionen der Welt in seinem Zeitalter, und er ward, aus der Niedrigkeit eines gemeinen Standes, dahin erhoben, daß er die Schicksale verschiedener Reiche erschuf.

Der Ruf von dem neuerwählten Kaiser Heinrich setzte jederman in verwunderndes Erstaunen, welches sich in allgemeine Freude verwandelte. Nur Frankreich erschrack bis zum Unmuth: der Pabst frohlockte im

Stillen; Peter von Maynz, und Balduin von Trier wünschten sich Glück, und die übrigen Fürsten empfingen ihren Regenten mit segnender Hochachtung. So ward Johannes im 14 Jahr seines Lebens der Prinz eines Kaisers, eines liebenswürdigen, weisen, verehrten Kaisers.

Die Proben der folgenden Zeiten, welche Johannes ablegte, besonders seine Geschicklichkeit, und heftige Neigung für die Wettkämpfe, leisten uns für die Erziehung des Prinzen Bürgschaft. Ritterliche Uebungen waren damals der Jugend des hohen Adels gewöhnlich, und nichts so fähig der wilden Kühnheit unsern Prinzen Nahrung, und Vergnügen zu geben, als eben dieselben. Unter diesen, und andern Bildungen des Lebens kam sein Vater, der rückkehrende Kaiser in seine Erblande, auf einige Zeit zurück, und besorgte die Angelegenheiten seines Hauses und Prinzen. Hierauf weihte er sich den hohen Pflichten des Kaisers, übte seine Gerechtsame aus, nahm die Huldigungen ein, und sorgte durch Reichstage für das Wohl des ihm anvertrauten weiten Staats.

Der König von Frankreich hatte bey den verfehlten Absichten für seinen Bruder auf den Kaiserthron von Deutschland, noch eine andere weite Aussicht verlohren. Man dachte das Königreich Böhmen ebenfals dem französischen Prinzen Carl zu verschaffen, so bald er nur die Krone Deutschlands trüge. Der Pabst hatte deswegen die Krönung des Herzogs Heinrichs von Kärnthen, welcher sich der Oberherrschaft Böhmens anmaßte, aufzuziehen suchen müssen; und wirklich hatte Frankreich einige der Vornehmsten in Böhmen auf seine Seite gezogen. Peter von Maynz, dessen scharfsichtiger Stadtskenntniß nichts so leicht entgieng, nahm so bald Heinrich von Luxenburg Kaiser war, diese Gelegen-

legenheit in Acht, und, wie er den Thron von Deutschland besetzt hatte, so trachtet er nun Böhmen zu besorgen. Der Prinz des Kaisers, Johannes, sollte es besitzen, und dadurch die kaiserliche Macht und ihr Ansehn verherrlichen. Peters Klugheit wählte den besten Weg dieses Ziel seiner Politik zu erreichen. Er ließ sich in geheime Unterhandlungen mit dem Bischof zu Prag ein; welcher die empörten Gemüther der Böhmen kannte, und die daher erzeugte Unruhe als die schönste Gelegenheit für einen neuen König vorhersahe.

Böhmen hatte itzo keinen König; denn der, den es hatte, war nicht sein König. Nach dem Tode Rudolphs hatte sich Heinrich, Herzog von Kärnthen dieses Königreichs mehr bemächtiget, als gerechter weise dasselbe in Besitz genommen. Der königliche Stamm Böhmens war mit Wenceslaus erloschen; und es waren nur noch zwey Peinzeßinnen aus diesem Geschlechte; davon die älterste Anna an Herzog von Kärnthen vermählt war, welcher eben durch sie seine Ansprüche auf Böhmens Krone rechtfertigen konnte. Die jüngere Schwester der Herzogin Elisabeth, war noch unvermählt; und diese ist es, welche den Grund zu der Revolution in Böhmen hergab.

Heinrich behauptete den Thron von Böhmen mit derjenigen strengen Härte, die gemeiniglich eine Begleiterin des Argwohns ist. Im Tumulte zum Besitze von Böhmen gelangt, trachtete er mit Schärfe seine verdächtigen Grossen zu unterdrücken: machte sich aber nur dadurch, in einem Reiche, wie Böhmen war, auch seine Freunde abgeneigt. Kein geringer Staatsfehler war die Entrüstung des Bischofs zu Prag, welcher bisher seine gröste Stütze gewesen war, und nun ihm den Thron entreissen konnte: den damals bewegten Priester die Triebräder der Reiche ganz vorzüglich, ob sie gleich

zu allen Zeiten nach dieser Gewalt gestrebt hatten. Nachdem der Kaiser Albrecht ermordet war, ließ Heinrich in Böhmen seinen Leidenschaften völlig den Zügel schiessen; und wie er sich für keinen Ungewitter, das über dem Haupte schwebte, fürchten durfte, wütete der kurzsichtige mit einer Art von Tyranney über Unterthanen, die er noch nicht sich völlig unterthan gemacht hatte. Er nahm eine Menge von den Misvergnügten gefangen. Haß, Rachsucht, Empörung durchirrte Böhmen, und streitende einzelne Partheyen verheerten das Land. Diese Unruhen zu stillen beruft Heinrich die vornehmsten Stände des Reichs zu einem Landtage nach Prag. Aber, an statt ein Volk zu besänftigen, das seinen Thron umstossen konnte, entrüstete es der Unvorsichtige vielmehr bis zur Rebellion. Die Geschichte schildert seine unkluge Grausamkeit mit lebhaften Farben. — Als die vornehmste Stände des Reichs versammelt sind, läßt sich Heinrich einen besondern Saal, auserhalb des Pallastes, zum Gerichtsplatze zubereiten. Hier setzte er sich auf einem Richterstuhl, welchen wenige seiner Getreuen, unter der Larve der Beysitzer umgeben. Man verließt die Namen der Reichsstände, denen Heinrich nicht gnädig war; sie erscheinen: sie werden, einer wegen Hochverraths, der andere wegen Empörung, und hundert anderer benannten Laster wegen mehr, unverhört verurtheilt, theils gefangen, theils ermordet, theils zu andern Strafen verdammt. Verschiedene musten sich durch Vermählungen mit Bürgern von Prag, welcher Stadt Heinrich traute, erretten. So glaubte der Herzog seine Regierung sicher zu machen, indem er die Herzen aller Unterthanen mit Rache wider sich bewafnete, und durch Unterdrückung der Mächtigen sich neue mächtigere Feinde erschuf. Böhmen war nicht ein Land, worinnen der Despotismus der

Ty-

Tyranney aufkeimen konnte: der schleimigte Boden der Empörung erstickte ihn.

Den letzten Streich zu seinem Schicksale vollführte sein Betragen gegen die Prinzeßin Elisabeth, der Schwester seiner Gemahlin. Sie hatte mit seiner Gemahlin gleiche Ansprüche auf Böhmen, und war, in mehrerem Betracht noch, eine gefährliche Schöne. Edler Ehrgeiz, Lebhaftigkeit des Geistes, und ein aufgeklärter Verstand, der sie über ihr Geschlecht so sehr erhob, als das königliche Blut, das in ihren Adern wallte, sie der Majestät ihrer Familie werth machte, alle Eigenschaften, die den Stolz eines hohen Charakters bilden, waren in ihr vereinigt. Nothwendig argwohnte Heinrich, daß ein künftiger Gemahl der Elisabeth, das ganze Glück seines Lebens stören könnte. Wie leicht konnte ein auswärtiger Fürst durch sie der gerechteste Nebenbuhler des Throns werden, und denselben mit allgemeinem Beyfalle besteigen. Man glaubte sich am besten von dieser Furcht zu befreyen, wenn Elisabeth sich mit einem Herrn von so niedrigem Stande vermählte, welcher eine Kluft zwischen der Prinzeßin, und dem Thron befstigte; Heinrich erwählt einen gewissen Baron, dessen geprüfte Treue, und dunkler Stand ihm gleich angenehm waren, zum Gemahl der Elisabeth. Nichts fehlte als ihre Einwilligung, und diese hofte man endlich zu erzwingen: allein der Damen Einwilligung läßt sich so leicht nicht erzwingen. Auch hier nicht. Umsonst schlägt, bey einem feyerlichen Besuche, unter tausend Liebkosungen Heinrich der Elisabeth den Baron zum Gemahl vor. Seinen Namen nennen die Schriftsteller verschieden, aber sie erzählen uns, daß Elisabeth sonst viel Hochachtung und Gunst für diesen Herrn gehabt habe, welchen grosse Eigenschaften zierten. Zu einem Bräutigam der Prinzeßin aber war er nicht ge-

schaf-

schaffen. Auf die wiederholte Vorstellung Heinrichs antwortete Elisabeth mit einem gesetzten Wesen: **ach! ich will lieber mein Leben verliehren, als die Ehre meines Standes, bey einem so ungleichen Gemahl.** Heinrich dringt durch schmeichelhafte Bitten, Versprechungen, und Drohungen in sie. Elisabeth bleibt unerschüttert standhaft; endlich bricht sie in folgende Antwort aus: **Wenn ich, mein König, vermählt seyn soll, so wählen Sie selbst einen Mann, der meiner Geburt angemessener ist, und mich nicht erniedrigt: oder man erlaube mir ins Kloster zu gehn, wozu ich mich sogleich bereitwillig finde. Will man aber die Ehre meiner Abkunft schänden, die mir theuer ist, so werd' ich König, ihr öffentlicher Feind.** — Gefängniß soll die Strafe des Ungehorsams seyn — **und wollen Sie, König; mich vor der Hoheit meiner Geburt herabstürzen, so suche ich Sie vom Throne zu stürzen.** —

Eine Prophezeihung, die wenige Monathe erfüllten! Heinrich konnte nicht anders, als höchstaufgebracht seyn; und ließ die stolze Schöne ins Gefängnis setzen, welches sie dennoch für erträglicher hielt, als das Brautzimmer eines ungleichen Gemahls: denn die Hoheit ihres Geistes gab ihr das Gefühl einer Ahndung, oder vielmehr Stärke der Seele, die Heldenmuth gebiert. Hierdurch befeuert sann Elisabeth auf eine Errettung, von den Händen des tyrannischen Heinrichs. Sie erfindet Mittel, mit Berengaren, den Kapellan ihres verstorbenen Vaters, des Königs Wenceslaus, in Berathschlagung zu treten, und durch dessen Beystand zu entfliehn. Berengar gewinnt den Officier am Thore, welcher dasselbe zu öfnen, und zwey Pferde zur Flucht bereit zu halten verspricht: Elisabeth aber ihre Wächter.

Man

Man bestimmt eine Stunde nach Mitternacht, wo die Ankunft am Thore erfolgen soll. Das kühne, königliche Mädchen entwischt, mit einer einzigen Getreuen, kommt ans Thor, findet es geöfnet, die Pferde bereit, und fliegt nunmehr mit rascher Eilfertigkeit nach Nymburg, einer Stadt, wo sie wegen der vielen Wohlthaten ihres Vaters gegen diese durch ihn verschönerte Stadt, Anhang und Freunde zu finden hoft.

Sobald Elisabeth in diese Stadt angekommen ist, beruft sie eine Versammlung der Bürger, und soll mit diesem Vortrag sie angeredet haben:

„Mein glorreicher königlicher Vater, Wenceslaus, hat diesen schlechten Landflecken hier zur wohlgebauten befestigten Stadt umgeschaffen. Meine älteste Schwester hat in dem Herzoge von Kärnthen, die jüngere bey dem Herzoge von Schlesien ihr Glück gefunden. Ich allein, armes, von allen verlassenen Mädchen, bin durch den Gemahl meiner Schwester, den Herzog von Kärnthen, in Gefangenschaft gesetzt worden, weil ich meine königliche Geburt nicht entehren, und einen ungleichen Gemahl heyrathen wollte. Ich bin den Begegungen der Feindseligkeit entflohen, und komme und suche um Hülfe bey euch. In der Treue eurer Dankbarkeit will ich die Zuflucht meiner Sicherheit finden.„

Hierauf erzählt die Unglückliche die übrigen Vorfälle, und Begebenheiten ihres Schicksals. Das Mitleid für Frauenzimmer, welche unrecht leiden, ist bey empfindlichen Männerseelen immer doppelt, und rührt itzt die Versammlung zu Nymburg, daß sie verspricht, die entflohene Prinzeßin mit allen Kräften zu beschützen. So bald Heinrich davon Nachricht erhält, fordert er die flüchtige mit den härtesten Drohungen zurück. Allein Heinrich von der Leippe, und verschiedene

Hohe des Reichs kommen nach Nymburg, und stärken die Bürger in ihrem Vorsatze der Verweigerung. Die nachdrücklichsten Versicherungen, Nymburg wider alle Gewalt des Herzogs Heinrichs zu vertheidigen, und die besten Hofnungen der Zukunft erwecken frischen Muth, und eine gute Besatzung unterstützt die Standhaftigkeit.

Indessen wächst die Zahl der empörten Unterthanen, und selbst Prag verliehrt die Treue gegen Heinrichen, dessen ungestümme Härte man nicht ferner ertragen wollte. Er hatte ein Corps Truppen aus Kärnthen nach Prag kommen lassen, welches die grausamsten Ausschweifungen begieng, und die Bürger endlich zum Aufruhr trieb. Bey der täglich vermehrten Zahl der Rebellen ruft endlich Heinrich seinen Vetter, den Marggraf von Meissen zu Hülfe. So bald sich aber derselbe mit seinen Hülfstruppen nähert, geht ihnen Wartenberg entgegen, und schlägt sie in dem Angesichte des Herzogs Heinrich, welcher sich nicht getraute zu Hülfe zu kommen, weil er befürchten muste, alsdenn das Schloß zu verliehren, so bald er es verliesse, und für Hinterlist nicht sicher war. Der Marggraf hatte nicht weiter Lust, sich von den unruhigen, tapfern Böhmen neue Schläge zu hohlen, und gieng zurück. Heinreich sahe sich, voll Zorn und Unmuth, fast von allen Ständen des Reichs verlassen, denn die bisher getreue Stadt Guttenberg war auch nun abgefallen; itzt aber nur zu spät, ward Heinrich gewahr, daß Strenge und wilde Härte der unschicklichste Anfang einer neuen Regierung sind.

Die Mißvergnügten hingegen, deren Muth nun allen Entwürfen Hitze gab, hielten eine Versammlung zu Nymburg. Hier wurde durch die listigen Kunstgriffe des Erzbischofs von Maynz, und seines schlauen Freun-

des

des des Bischofs zu Prag, die Absicht auf das Königreich für unsern Prinz Johannes, ausgeführt. Die versammelten Stände des Reichs beschlossen eine Gesandschaft an den Kaiser Heinrich VII. abzufertigen. Die kühne, erhabne Denkungsart einer Elisabeth war eines kaiserlichen Prinzen vollkommen würdig. Sie, und das Königreich Böhmen soll dem Prinzen Johannes angetragen werden, und die vornehmste Stände des Reichs übernehmen den Auftrag an den Kaiser.

Der Reichstag, welchen eben damals im Monath September des Jahrs 1309 der Kaiser zu Speyer hielt, wurde durch die daselbst anlangende böhmische Gesandschaft wichtiger, und glänzend. Als sie vor den Kaiser erschien, mahlte sie ihm die dringende Noth, welche Böhmen zerüttete, mit lebhaften Farben ab. — Wir kommen zu der weltbekannten Güte des Kaisers, Schutz und Hülfe von derselben für unsre Mitbürger, für die Wohlfarth des Vaterlandes zu erflehn. So lange Heinrich aus Kärnthen regiert, ist die Ruhe Unmöglichkeit. Wir bieten mit der noch unvermählten Tochter des Königs Wenceslaus, der Elisabeth, dem Prinzen des Kaisers das Königreich an, welches wir seinem Schutze empfehlen. — So erzählt ein alter Schriftsteller den Vortrag der böhmischen Gesandten. — Der Kaiser versprach diese wichtige Sache in reife Ueberlegung zu nehmen.

Er berathschlagte sich mit dem Churfürsten von Maynz, und dem von Trier seinem Bruder. Beyde riethen mit weitläuftigen Gründen, die die Geschichte noch uns überliefert hat, Böhmen überhaupt für ein lediges Lehn des deutschen Reichs zu erklären. Die Vermählung des Prinzen Johannes mit der Elisabeth war dennoch der leichteste Weg, ohne dem Schein einer Herrschsucht, und den Unbequemlichkeiten des eifersüchtigen

tigen

tigen Neides bey den andern Fürsten Deutschlandes, die Krone Böhmen in das kaiserliche Haus zu bringen, und der Majestät durch diesen Glanz ein nachdrückliches Ansehn zu geben. Allein die Hartnäckigkeit der Verweigerung, mit welcher der Kaiser die Vermählung seines Prinzen ausschlug, die starken Gründe, die er angab, die Jugend des Prinzen, die Gefahr bey dem Besitze von Böhmen, die noch nicht völlig gegründete Autorität der neuen kaiserlichen Regierung, und eine daher entstandene Furcht, scheinen den Kaiser zweifelhaft gemacht zu haben, ob man so gleich das Königreich Böhmen annehmen solle. Mehr als blosse Verstellung war es, da Heinrich, mit Abwendung der Vorschläge von seinem Sohne, denen böhmischen Ständen seinen Bruder, den Graf Wallram von Luxenburg, zum König von Böhmen, und Gemahl der Elisabeth antrug. Wallram, der schönste Prinz seiner Zeit, wurde von jeder Empfehlung unterstützt, die vorzügliche Talente und Eigenschaften geben. Je mehr der Kaiser die Gefahren überdachte, deren er noch seinen ganz jungen Sohn durch eine ganz fremde Vermählung, in einem itzt so empörerischen Lande, aussetzte, desto stärker schreckte ihn Schüchternheit, und bewegte ihn zur standhaften Verweigerung. Je mehr er aber weigerte, desto angelegentlicher baten die Gesandten. Nach verschiedenen Unterredungen, welche die zuverläßigste Bürgschaft für den eifrigen Ernst der böhmischen Anträge leisteten, wurde der Sinn des Kaisers biegsamer; und der, dessen Eigenthum es war, grosse Plane auszuführen, der Churfürst von Maynz, vollendet die Einwilligung des Kaisers, durch folgende Rede, welche er in der Versammlung hielt, und uns die Geschichte erhalten hat:

„Die Freyheit dieser Versammlung gibt mir das Recht, meine Gedanken und Gründe vorzutragen.

Ich

Ich sehe keine Ursache, welche den Kaiser bewegen sollte, den Antrag der böhmischen Gesandten, und das Reich von seinem Prinzen abzuweisen. Ein Reich, welchem keines in Deutschland an Ruf, Ansehn, und Macht gleich geschäzt werden kann, für dessen Besitz der vorige Kaiser Albrecht alle Kräfte Deutschlands angewendet hat, dessen Krone er für die glorreichste Zierde seines Sohnes Rudolph hielt, für dessen Uebertragung an seinen zweiten Sohn Friedrich, nach dem Tode Rudolphs, eben derselbe alles in Bewegung sezte, und nur durch das traurige Ende seines eigenen Lebens abgehalten wurde. Wir wissen insgesamt, wie heftig noch bis izt noch unser Prinz, Friedrich, nach der Erwerbung dieses Reichs trachtet. Allein, dieses lassen die Stände Böhmens nie zu, welche den Ruhm dieser Krone dem Prinzen Johannes, geweiht haben, für dessen Erhöhung der Kaiser eine desto zärtlichere Sorgfalt tragen muß, da er der einzige Erbe aller väterlichen Würden ist. Wie schwach aber der Nebenbuhler dieser Krone sey, beweißt die Niederlage der meißnischen Hülfstruppen, welche im Angesichte Heinrichs, vom Wartenberg, der selbst hier gegenwärtig ist, zurückgeschlagen wurden. Eine unbekannte Vermählung aber kann diejenige nicht genennt werden, welche mit Elisabeth vollzogen werden soll, der Tochter eines Königs, und einer Mutter, die einen Kaiser zum Vater hat. Wenn die Prinzeßin, deren Geburt so glänzend ist, auser dem Königreiche, Tugend, Schönheit, und jungfräuliche Bescheidenheit zur Mitgift bringt, wird ihre Jugend so dauerhaft bleiben, wie das Vergnügen des Prinzen, der wohl erzogen ist. Es würde daher vielleicht der beste Vorschlag seyn, daß die Prinzeßin sich selbst hieher verfügt, und gegenwärtig, denn Kaiser und seinem Prinzen näher bekannt wird.„

Der Beyfall dieser Rede nöthigte Elisabeth, aus Böhmen selbst nach Speyer zu kommen, und sich dem Kaiser und ihrem bestimten Gemahle vorzustellen. Hat Johannes, dessen Leben wir schildern, nicht schon in der frühen Jugend ein ungewöhnliches Glück? Eine Braut mit einem Königreiche, muß sich dem jungen Grafen, von Luxenburg vorstellen lassen, und erwarten, ob sie genug gefallen werde, um mit dem Königreiche angenommen zu werden. Ist dieß nicht ungewöhnlich? —

Die gute Elisabeth ängstigte noch ein ander Uebel. Sie sollte sich als Braut, und Prinzeßin zeigen, und hatte in ihrem Nymburg, weder königliche Kleider, noch Schmuck, noch — Geld zur Reise. Die Großmuth ihrer Unterthanen muste sie ausstatten: dieser schenkte Pferde, jener Schmuck, ein anderer Geld; was man noch nicht hatte, wurde von Kaufleuten geborgt. Unter den benannten Stücken werden von einem Schriftsteller, seidne und sammete Kleider bemerkt. Durch die Wohlthätigkeit eines edlen Mitleids versorgt, reißt nun Elisabeth ab; allein, unter Furcht und Schrecken wegen der Gefährlichkeiten, die des Herzogs Heinrich Parthey erweckte, durch geheime, unsichre Wege, in unbekannter, verschwiegener Stille. So kam Elisabeth zu Speyer an.

Der Kaiser Heinrich empfieng die Prinzeßin mit den artigsten Bezeugungen der Höflichkeit; allein seine Gemahlin sollte erst entscheiden, ob sie Schwiegertochter werden könnte. Auch der Prinz Johann wird erst gefragt, ob ihm die Braut gefalle. Sie hatte schon ihr achtzehntes Jahr vollendet, und Johannes noch nicht das funfzehnte. Wie sollte auch eine Elisabeth eine Person, von so hohem Geiste, nicht gefallen können? — Der Beyfall des Prinzen Johannes ward zu-

gleich

gleich das Ende ihres traurigen Schicksals, und der Anfang, einer neuen glücklichen Periode ihres Lebens. Den letzten Feind, den sie zu überwinden hatte, war die Verläumdung ihres Charakters, welche durch Ausstreuung verschiedener falscher Beschuldigungen vom Herzog Heinrich in Böhmen erdichtet wurde. Es war der letzte ohnmächtige Rest der Rache, und des Neides. Wer sich nicht weiter rächen kann, nicht weiter schaden, und doch gern will, der verläumdet. Niederträchtige Leidenschaft, die die Menschheit entstellt! Ungeheuer! und dennoch — wie oft vergiftet es den Menschen! —

Das Beylager unsers Johannes mit der Prinzeßin Elisabeth wurde mit allen Feyerlichkeiten der Pracht in Gegenwart aller Reichsstände vollzogen; und diese Feyerlichkeit von einer andern, der Belehnung von Böhmen, begleitet. Man dachte nunmehr an die völlig Einführung des neuen Königs Johannes in Böhmen, wozu die Waffen den Weg bahnen musten, weil der Herzog von Kärnthen noch im Besitze des Reiches war. Um den Herzog Friedrich von seinen gegründeten Anforderungen auf Böhmen abzuziehen, machte man ihm bey der Belehnung mit seinen väterlichen Ländern Schwierigkeit.

Der neue König Johannes gieng nach Böhmen, von vielen Fürsten begleitet, welchen er von seinem Vater angelegentlich empfohlen wurde. Die stärkste Stütze war Peter von Maynz, dessen Klugheit und unternehmender Geist seinen anvertrauten Prinz um zu Siegen in ein Land führte, welches er ihm erworben hatte. Die Armee des neuen Königs war zahlreich; des Herzogs Heinrichs seine gering. Dennoch hatte er die Päße damit besetzt, und mit Gewalt einige Städte zu einer neuen Huldigung gezwungen. Besonders war Prag, und Guttenberg mit starker Besatzung

versehn. Die Armee des Königs machte Eger zu ihrem Sammelplatze, und brach von dar weiter in Böhmen ein. Ob man eher Prag, oder Guttenberg belagern sollte, war ungewiß. Die letztere Stadt enthielt den Schatz Heinrichs: sie ward zuerst berennt. Die Besatzung that einen Ausfall, zog sich aber, nach einem starken erlittenen Verluste zurück. Man forderte die Festung auf: sie versprach sich zu ergeben, so bald Prag ihr vorgegangen wäre. Die Städte Budin, und Collin hatten sich ebenfalls geweigert den König einzulassen. Es wurde also die Belagerung von Prag nothwendig, welche Stadt der Herzog Heinrich stark besetzt hielt. Von ihrer Eroberung hieng das ganze Glück des Krieges ab; den die unruhigen Städte in Böhmen wusten in der Verwirruug nichts anders, als der Macht, welche siegte, zu folgen, und auf etwas entscheidendes zu lauern.

Elisabeth hatte noch viele Anhänger in Prag, welche ihr grosser Verstand, und ungemeine Talente ihr erworben hatte. Indeß hatte man diese Stadt schon lange belagert, und die Armee ward unwillig: als unvermuthet Prag eingenommen ward. Berengar, welcher die Prinzeßin ehedem von dem Gefängnisse befreyt hatte, war während der Belagerung so geschäftig gewesen, daß er einen Aufstand erregen konnte. Peter von Maynz unterhielt mit ihm eine geheime Verbindung, und wuste, daß ein dreymal wiederhohlter Glockenschlag auf dem Thurme im Tein das Zeichen seyn sollte, wenn es Zeit wäre, in die Stadt einzubrechen. Itzt geschah es, und so gleich hieben, bey einem Aufruhre, bestellte Personen ein Thor entzwey, zu welchem nun die ganze Armee des Königs eindrang. Heinrich von Leippe ging voran, und bahnte dem Könige sichern Weg Die Armee nimmt von der Stadt Besitz, man ruft Frie-

den

den aus, ein Theil der bewafneten ergiebt sich; andere flüchten mit dem Herzoge von Kärnthen auf den Hradschin, und Johann ist Herr der Stadt. Der Herzog konnte sich nicht lage halten, sondern bat nur um einen freyen Abzug, welchen er auch leicht erhielt, nachdem er der Krone Böhmen entsagt, Frieden errichtet, und dem König Johann auf diese Art den ruhigen Besitz von Böhmen überlassen hatte. Die Unterthanen nahmen ihren neuen, jungen Fürsten mit frohlockender Bereitwilligkeit an, und hierauf krönte Peter von Maynz mit allem Gepränge der Feyerlichkeit, sein Geschöpf, den König von Böhmen Johannes. Er hielt eine Rede an die Zuschauenden, worinn er mit beredter Klugheit sie an ihre Pflichten erinnerte, und mit wiederhohltem Freudengeschrey beantwortet wurde. Den König selbst aber suchte er zu einem Schüler seiner feinen Staatskunst zu machen. Die Geschichte erzählt uns, daß über 30000 Personen bey der Krönung zugegen gewesen.

Bisher ist König Johann von andern beschützt gewesen, und die Merkwürdigkeiten seines Lebens machten ihn selbst noch nicht merkwürdig. Itzt entwickelt sich sein Charakter aber vollkommen, und schon früh fängt er an geschäftig zu seyn. Die erste Sorgfalt seiner Regierung erforderte die sittliche Ordnung seines Staats. Böhmen so wohl als Mähren wurde von räuberischen Partheyen beunruhiget, die bey den vorigen Empörungen entstanden waren, und itzo noch fort das Land unsicher machten. Johann reinigte zuerst Böhmen von diesen unsaubern Geistern, und gieng hierauf in eben der Absicht nach Mähren, wo diese Banden ordentliche kleine Festungen, und Schlösser angelegt hatten, und in einigen sich so gar hartnäckig vertheidigten.

Nachdem er seinen Staaten die Ruhe geschenkt, war er bemühet, alle diejenigen Städte, Schlösser,

und Besitzungen wiederum seiner Herrschaft zu unterwerfen, welche in den zeitherigen abwechselnden Regierungen derselben entzogen waren. Indeß hatte schon sein Vater Kaiser Heinrich, den Feldzug nach Italien unternommen, um sich daselbst krönen zu lassen, und die kaiserliche Autorität nachdrücklich zu behaupten, da in sechszig Jahren kein Kaiser in dieses Land gekommen war. Johann ward, während der Abwesenheit seines Vaters zum Reichsvikar erklärt, unter dem Beystande Peters von Maynz, und des Fürsten von Henneberg. Wenigen Fürsten vergönt das Geschick so früh zu den wichtigsten Unternehmungen von so vortreflichen Lehrern angeführt zu werden: wenige aber würden weisen Lehrern so viel Ehre machen, als unser König. Während der Abwesenheit des Kaisers kam der Vergleich mit dem Landgrafen Friedrich völlig zu Stande, der schon im vorigen Jahre eingerichtet war, wodurch Johann die versetzte böhmische Stadt Luna wieder erhielt.

Indem Johann die Regierung des deutschen Reichs verwaltete, übte sein Vater unter Ausführung grosser Thaten die Hoheit des Kaisers in Italien aus; demüthigte die Feinde, empfieng die Krönung, und entwarf, vieler entgegenstehenden Schwierigkeiten ohnerachtet, einen sehr weiten guten Plan, die Macht des Kaisers in Italien zu erhöhen und zu gründen. Da er sahe, daß die bisherige Schonung der Guelphen fruchtlos gewesen war, und viele aufrühreriſche Partheyen seinen Hauptfeind dem König von Neapel, Robert unterstützten, so nahm er sich vor, mit dem Nachdruck der Gewalt, sich ganz Italien unterwürfig zu machen. Tuscien sollte zuerst unter die völlige Botmäßigkeit des Monarchen gebracht werden, und der künftige Sitz des Kaiserthums seyn. Die vortheilhafte Lage der hetrurischen

schen Länder schnitt den König Robert von den unruhigen Guelphen in der Lombardie ab, und hielt den Weg nach Deutschland offen; wodurch man immer neue Hülfsvölker erhalten konnte. Um dem Könige von Neapel den empfindlichsten Stoß beyzubringen, verband sich Heinrich mit dem König von Sicilien, welcher Roberts Reich zu Wasser und zu Lande angreifen wollte, indeß die kaiserliche Armee alles mögliche dazu beytrug. Das schrecklichste Wetter drohte itzo dem Könige von Neapel, und er sah seinen Untergang herannahn. Nur die Eifersucht Frankreichs gegen den Kaiser war seine einzige Hofnung. Philipp in Frankreich bediente sich vorzüglich des Pabstes, welcher den Kaiser von seinen Unternehmungen abhalten sollte. Der Oberpriester der christlichen Monarchen war es schon gewohnt, seinen eigentlichen Herrn Gesetze vorzuschreiben, und itzo wagt er es, Heinrichen Ruhe zu gebieten und — man denke! — einen Kreutzzug nach dem gelobten Lande vorzuschlagen. Würdiger Vorschlag! aus dem eroberten fetten Triften Italiens hinweg nach den steinigten Wüsten Arabiens zu ziehen; Rom mit der Eiche Mamre, und die Lombardie mit den Hütten Jerusalems zu vertauschen. Dennoch waren vor Heinrichs Zeiten Kaiser genug gewesen, welche dergleichen einfältige Tücke mit dummer Frömmigkeit annahmen. Darf ich wohl erst sagen, daß Heinrich nicht ihr Nachfolger seyn wollte? Er verbat die Ehre recht sehr, seine kaiserliche Krone den Söhnen der Sara zeigen zu müssen, und griff die empörten Toscaner mit munterer Herzhaftigkeit an. Um aber seinen grossen Plan auszuführen, hatte er neue Hülfe aus Deutschland nöthig; welche er von unserm König, in Böhmen, seinem Sohne und Stadthalter des Reichs, verlangte. Dieser setzte einen Reichstag nach Nürnberg an, um seinen

ruhmvollen Vater Verrichtungen der Hoheit zu befördern.

Obgleich die Guelphische oder Französische Parthey verschiedene Hindernisse in den Weg legte, so erweckten doch die Freunde Heinrichs auf dieser Versammlung zu Nürnberg den 6 Jenner 1313. eine mächtige Hülfe. Die Zahl der Reichstruppen ward beträchtlich, und Johann der König setzte sich in Bereitschaft dieselbe durch die Schweitz, und über Turin den Kaiser zuzuführen. Alles ward itzt zu vortheilhaften Aussichten für den Plan des Kaisers angewendet. Die Oesterreichischen Herzoge wurden durch die vorgeschlagene Vermählnng des Kaisers mit ihrer Schwester Catharina, völlig gewonnen. Von allen Orten her setzten sich Völker in Marsch, um die Armee des Kaisers zu verstärken. Er selbst erhielt starke Geldsummen von dem Könige in Sicilien. Die Truppen dieses Alliirten waren schon in Neapel eingebrochen. Heinrich erklärt den König Robert feyerlich in die Acht. Die Bewegungen des Königs in Frankreich, und die Bannstrafen des Pabstes werden verachtet. Rhegium ist schon von der sicilianischen Armee Friedrichs eingenommen. Der Kaiser steht in Begrif, in Neapel selbst mit 40000 Mann einzubrechen. König Johann von Böhmen ist mit den deutschen Hülfsvölkern schon in den Alpen angekommen. Robert hat nichts als Verzweiflung übrig: und der ganzen Occident wird stille, um den Ausgang einer Unternehmung anzusehn, welche den höchsten Glanz des Kaiserthums, und die Oberherrschaft Heinrichs versprach. Heinrich stirbt. —

Der weise Held war in der Gegend von Siena in einem Dorfe, Banconvento den 25 August angekommen, hörte noch früh, gewöhnlicher massen die Messe, und empfieng das heil. Abendmahl aus den Händen eines

Dominikaners, — Nein! der der ruchlose ist nicht werth, daß die Geschichte seinen Namen der Nachwelt nennt — nein! — denn der ruchlose vergiftet den geheiligten Wein des Kelchs, und seinen Monarchen. Der Kaiser empfindet so gleich die tödtliche Wirksamkeit des Giftes. Man ruft die Aerzte herbey, und sie rathen dem Kaiser, ein zubereitetes Gegengift zu nehmen. Allein er antwortet: „ich will lieber zu dem Herrn der Herrn gehn, und sterben, als ein so abscheuliches Aergerniß dem Orden der Dominikaner, und dem Christenthume bekannt machen.„ Die Abscheulichkeit dieses Frevels scheint zu unglaublich, als daß man nicht hätte suchen sollen, ihn zu widerlegen. Leider! bestättigt die Wahrheit diese unmenschliche That. Man begreift leicht daß der Bösewicht, der scheuslichste aller Königsmörder, die je die Menschheit entehrten, von höherer Hand angestiftet worden sey. — Mit Unwillen des Entsetzens wendet der Christ seine Augen von dieser dem fühlbaren unerträglichen Scene hinweg, und bedauert den Grossen getödteten.

Heinrich, der Vater unsers König Johannes hatte eben den geschäftigen, unternehmenden Geist, welcher seinen Sohn charakterisirte. Doch weniger Verwegenheit, mehr weise Bedachtsamkeit, ohne doch fremden Rathe zu folgen, und sich von andern regieren zu lassen. Er glich in den meisten Zügen, das Nationelle der Franzosen abgerechnet, dem, der nach drey Jahrhunderten ohngefähr mit ihm gleichen Namen, Entwürfe und Schicksal hatte. Heinrich den vierten in Frankreich entriß aus der Mitte hoher Entwürfe die verfluchte Hand eines Schandfleck des menschlichen Geschlechts. Eben so ward Heinrich der siebente seinem grossen Plane entrissen. Wenn so ein Frevel den Grossen tödtet, so kann der Geschichtschreiber Mitleid vom Leser erwarten. —

Es ist hier mehr, als wenn auf dem Theater ein Oedip sich die Augen ausreißt, oder Romeo und Juliette sich tödten. —

Indeß Heinrich in Italien mit allem Ernste der Majestät seine Gerechtsame behauptete, hatte unser König Johannes, die Hoheit seines Vaters in Deutschland aufrecht erhalten. Er hatte die Stadt Erfurt, wider den Landgrafen Friedrich mit Macht beschützt, nachdem sie von demselben war belagert worden. Ihm und seinem staatsklugen Führer, Petern von Maynz hatte man die verabredete Vermählung mit der österreichischen Prinzeßin Catharina und dem Kaiser zu danken, und in Mähren waren auch die Waffen Johannes glücklich gewesen. Er hatte den einbrechenden und verwüstenden Grafen Mätthäus, der mit einem Corps Ungarn Mähren verheerte, völlig geschlagen, und nachher einen Vergleich mit demselben aufgerichtet. Er hatte schon angefangen sein Königreich Böhmen nach eigener Weise zu beherrschen. Weil er den Deutschen jederzeit mehr trauen konnte, als den unruhigen Böhmen, so besetzte er die wichtigsten Aemter mit Deutschen, wodurch freylich Eifersucht der Nation entstand. Dennoch wußte der König sich wider Vorwürfe dadurch zu vertheidigen, daß er, als vom deutschen Reiche abhängend, die Personen, welche an seinem Hofe hervorgezogen wurden, als solche angab, die sein Vater, der Kaiser ihm besonders empfohlen, welchem er Gehorsam leisten müsse; und überdem, sey er, als Reichsvikar itzo verpflichtet, sich so zu betragen, daß er keine Nation beleidige. Diese Vorstellungen hatten alle die Wirkung, welche das Ansehn den Entschuldigungen verschaft.

Unter diesen Vorfällen suchte Johannes auch die Armee durch einige böhmische Truppen zu verstärken,

welche

welche er seinem Vater zuführen wollte. Als er aber mit seinem, und der Reichsfürsten vereinigtem mächtigen Heere schon zwischen den Alpen angelangt war; überraschte ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters, und er sahe die meisten Fürsten mit ihren Truppen nach Hause eilen. Die Fürsten von Bayern, der Marggraf von Brandenburg, und andere giengen zurück. Er selbst aber wagte es, mit seinem Onkle, dem Churfürsten von Trier den Weg nach Italien fortzusetzen, um den Tod des Vaters zu rächen. In Mayland nahm sie der Stadthalter des Kaisers, Matthäus Visconti mit der offensten Freundschaft auf, und versorgte ihre Arme mit allem nöthigen. Heinrich schien in der Person seines Sohns wieder auferstanden zu seyn; die unruhigen Städte verbanden sich mit dem ergebenen Mayland, und der Stolz der übermüthigen Guelphen fing an sich in Furcht und Schrecken zu verwandeln. Nachdem man die Städte wieder getreu fand, und eine gute Aussicht fernern Unternehmungen schmeichelte, so berathschlagte man sich, wie man nun Heinrichs Tod an den Florentinern rächen wolle, um die Absicht des Feldzugs nach Italien zu erfüllen. Johannes hatte Feuer der Jugend genug, um etwas wichtiges, und gefährliches zu unternehmen. Die reifere Ueberlegung seiner Freunde muste ihm erst die unüberwindlichen Schwierigkeiten seiner Unternehmung zeigen. Man stellte ihm vor, daß die Florentiner von keinem andern so leicht, als einem künftigen Kaiser unterworfen, und gebändigt werden könnten. Johannes ging mit Balduin nach Deutschland, durch einen andern Weg, zurück.

Hier trafen sie mit Bestürzung den Herzog Friedrich von Oesterreich, als den gewissesten künftigen Kaiser, von den deutschen Fürsten unterstützt, an. Kam Friedrich zur Regierung, so verlohr Johann ohnstreitig

sein

sein Königreich Böhmen. Die österreichischen Prinzen hatten gegründete Ansprüche darauf; und die Unterthanen waren ohnehin mißvergnügt. Friedrich aber war schon Kaiser, nur die Feyerlichkeit fehlte noch. Der Pfalzgraf Rudolph hatte ihm seine Stimme versprochen, der Erzbischof von Cöln wollte ihn mit aller Macht beystehn, Herzog Ludwig von Bayern hatte die heiligsten Versicherungen gegeben, die Krone nicht zu suchen, sondern vielmehr sie für Friedrich zu beschützen; der Marggraf von Brandenburg hatte sich durch einen förmlichen Tractat verbunden, keinem andern, als einem österreichischen Prinzen seine Wahlstimme zu geben: Rudolph von Sachsen war zu gleicher Verpflichtung getreten. Friedrich schien wirklich schon Kaiser zu seyn, ehe er noch feyerlich gewählt wurde. Was sollte unser König Johannes, bey so hereinbrechender Gefahr thun? Nur eine Stütze noch war, **Peter von Maynz**. Allein, wie sollte der wieder die andern Fürsten siegen können? Auch die gröste Staatsintrigue schien hier nicht dem allmächtigen Bunde widerstehen zu können. Peter, der grosse intriguante Staatsmann war der wärmste Freund unsers Johannes, und dem österreichischen Hause ganz abgeneigt. Es war aber höchst schwer, itzt einen ähnlichen Streich, wie bey Heinrich den VII. zu spielen. Dennoch wagte es der unternehmende Churfürst von Maynz; denn er war geschaffen Kaiser und Könige zu stürzen, und einzusetzen, ein seltner Mann, grösser gewiß, als das vierzehnte Jahrhundert. Zuerst suchte er nur die Wahl eines neuen Kaisers so lange es möglich war, zu verzögern; und binnen diesen zehn Monaten, welche er nöthig hatte, suchte er einen neuen Throncandidaten, der Friedrichen die Spitze bieten könnte.

Man trug Ludewigen, den Herzog von Bayern die Krone an. Allein, er hatte sein Wort schon Friedrichen gegeben, und, ob er gleich nur erst vor wenig Monathen einen Krieg mit demselben geführt, so „hielt er doch sein an dem Prinz Friedrich gegebenes Wort für unverletzbar und heilig, und wollte kein Verräther seyn,„ und dennoch reitzte ihn endlich der Churfürst von Maynz zur Annehmung der Krone. So siegend wuste Peter in seinen Anschlägen zu seyn. Ludewig bemüht sich nunmehr um Deutschlands Thron, der König Johann gelobt die wirksamste Hülfe, wofür man ihm zehntausend Mark Silbers versprechen muß, und es wird endlich ein Wahltag zu Frankfurt angesetzt.

Johannes konnte nicht selbst Ansprüche auf die Kaiserwürde machen. Er hatte zu wenig Freunde im Reich, war zu jung, und gegen Friedrich sich zu behaupten, schien zu gefährlich. Itzo wurde er das Haupt der Luxenburgischen Parthey, welche Friedrichen die Krone entreissen wollte.

Der Wahltag kommt, und die Partheyen ziehen mit mächtigen Heeren nach Frankfurth. Nicht Wahl, eine Art von Feldzug schien zu seyn. Die Erzbischöfe von Maynz und Trier kommen zuerst, und besetzen mit beträchtlichen Truppen den Wahlplatz. Johann von Böhmen kam bald mit mehrern Völkern nach. Prinz Friedrich folgte mit seiner Parthey und vielen Fürsten, allein er fand, daß der Churfürst von Maynz ihm zuvorgekommen war. So gar hatte er nunmehr schon die Mehrheit der Stimmen für Ludewig erworben. Umsonst werden Vorschläge der Güte gethan. Die erbitterten Partheyen schreiten zur Wahl. Am 19 October 1314 wählen die Freunde Friedrichs, diesen Fürsten zum Oberregenten des deutschen Staats, und den folgenden Tag darauf ist Ludewig von seinen Freunden zum

Kaiser

Kaiser der Deutschen ausgerufen. Ludwig hatte mehr Churstimmen als Friedrich. Beyde nun erwählte Kaiser trachten nach der Behauptung ihres Reichs, und das Glück blos muste den Ausschlag geben.

Das eigne Glück unsers Königs, welches mit der Krone Ludewigs unzertrennlich verbunden war, zwang ihn mit aller Stärke der Macht, den Beschützer seines Königreichs Böhmen, zu unterstützen. Heinrich, Herzog von Kärnthen, welchen Johannes aus Böhmen vertrieben hatte, erneuerte schon alle Anforderungen auf Böhmen, wo sich die Mißvergnügten täglich mehrten. Friedrich versprach seine Forderungen durch die Waffen geltend zu machen; Ludwig, unsern König Johannes zu beschützen. Gleiche Feinde machen, wie der alte griechische Vater der Weltweisheit schon gesagt hat, immer wieder gleiche Freunde.

Deutschland hatte zwey Regenten, und wußte nicht, welchem es folgen, welchen es für den rechtmäßigen halten sollte. Heftigkeit befeuerte beyde Partheyen, und der Geist der Uneinigkeit zerrüttete Deutschlands Fürsten. Ohne den weisen Anstalten, den feinsten Maasregeln eines Peters von Maynz würde die eifrige Hitze von Friedrichs Parthey zeitig gesiegt haben. Allein Peter führte immer seine Werke herrlich hinaus. Friedrich verlangte in die Stadt Frankfurth eingelassen zu werden; sie schlug aber die Ehre der Krönung demselben ab. Peter nöthigte Friedrichen die Belagerung der Stadt aufzuheben; und bewegte dadurch seine Parthey, sich zu zerstreuen. Friedrich, von wenigen begleitet, ließ sich zu Bonn; Ludwig zu Aachen krönen. Diesem stand Böhmen bey, Meissen, Thüringen, die Schweitz, die Gegend am Rheinstrom, die Niederlande, die Bischöfe und Grafen in Westphalen, und die meisten Reichsstädte. Jener hatte, ausser denen weitläuftigen

Oester-

Oesterreichischen Staaten, die Churfürsten von Cöln und Pfalz auf seiner Seite, und die Könige von Ungern und Neapel. Ludwig hatte aber überdem noch eine starke Hülfe, die Liebe der Nation: Friedrich hatte wider diesen einzigen Beystand, eine stärkere Armee nöthig, als er erwerben konnte. Es gibt viele Personen in der Welt, denen die besten Anschläge, die weisesten Entwürfe nicht getreu sind. Bey der heitersten Aussicht, bey dem glücklichsten Winde, zertrümmert ein unvermutheter Sturm das Schif ihres Glücks. Zu der Zahl dieser Unglücklichen gehörte Friedrich. Er unternahm immer, hatte Fortgang und Glück, aber Fortuna spielte nur mit ihm, und verließ ihn am Ende.

Getreuer war das Glück unserm Könige Johannes. Itzo, so bald die Unruhe Deutschlands ihm den Besitz seines Reichs versicherte, gieng er dahin. Er fand aber das Mißvergnügen bey seinen Unterthanen bis aufs höchste getrieben; und wurde von einer abgeordneten Gesandtschaft ersucht, die Beschwerden seines Reichs zu tilgen. Vorzüglich klagte man über die Besetzung der vornehmsten Aemter des Königreichs, welche noch immer Fremdlingen, den Deutschen, mitgetheilt würden. In einer wohlgesetzten Rede drang man in die Gnade des Königs, mehr für die Böhmen zu sorgen. Ungern entfernte der König die getreuesten Anhänger aus einem Lande, wo sie ihm so nöthig waren. Mit Unwillen nahm er die Vorstellungen an; allein, die Furcht für gleiche Auftritte in Böhmen, wie Heinrich von Kärnthen gesehn hatte, der Ernst der Grossen seines Reichs bey diesem Gesuche, der allgemeine Haß gegen die Deutschen, die Regeln, der Politik treiben seine Lieblinge von seiner Seite hinweg. Der getreue Graf Berthold von Henneberg, der Graf Ulrich von Luxenburg, und Graf Dietrich von Castell, musten Böh-

men verlassen, und dem Geschrey der Nation weichen. Johann, um sich neue Diener zu erwerben, setzte den Heinrich von Leippe, welcher schon viel Verdienste um ihn hatte, zum allgemeinen Stadthalter von Böhmen; und Wartenberg, der eifrigste von denen, die ihm das Königreich angeboten hatten, empfing die Statthalterschaft von Mähren. Der neue Glanz der Hoheit blendete diese neuen Unterkönige bald, und, obgleich Böhmen, drückten sie die Einwohner schwerer, als die weggesandten Deutschen. Johannes selbst litt dabey; seine Schatzkammer bekam nur die Hälfte von dem, was sie sonst jährlich erhielt. Dennoch wurden die Abgaben erhöht; und der Unterthan seufzte, indeß der König ärmer ward. Auch er ward über die Ungerechtigkeit aufgebracht; aber es war der Zeitpunct, nicht der Schärfe itzt günstig; und Johannes erfuhr, was öfters Prinzen in der Stille drückt, daß auch Regenten, die nicht Tyrannen und Unweise sind, von Unterthanen abhangen. Sein Unmuth trieb ihn aus Böhmen, er suchte in dem Schoosse seiner Erbländer, bey dem Einwohnern Luxenburgs das Mißfallen an Böhmen, zu vergessen

Sein geschäftiger Geist aber erlaubte ihm nicht, sich blos in den luxenburgischen Staaten der Ruhe zu ergeben. Johannes war nie ohne Beschäftigungen, Entwürfe, und öffentlichen Unternehmungen. Er half um diese Zeit den Kaiser Ludewig die Stadt Eslingen entsetzen, welche Friedrich belagert hielt, und zeigte seinen Muth in der dabey vorfallenden heftigen Schlacht.

Er hielt sich eben zu Trier auf, als eine Gesandschaft aus Böhmen ihn in diese Staaten zurückrufte, um seinem verwirrten Reiche die Ruhe, durch seine Gegenwart, wiederzuschenken. Böhmen zerrütteten gefähr-

fährliche Unruhen. Die Raubgier und Ungerechtigkeit der beyden Statthalter in Mähren und Böhmen stieg aufs höchste. Besonders wurden die königlichen Einkünfte eine Beute ungerechter Männer. Der Bischof zu Prag hatte sich zu widersetzen gesucht: sein Lohn war Verläumdung beym Pabst, welcher ihn seines Amtes entsetzte, bis er sich würde wegen der angebrachten Beschuldigungen vertheidigt haben. Er muste zum Pabst nach Avignon; gieng aber unterwegens zum König Johannes, und schilderte den kläglichen Zustand Böhmens seinem Herrn. Heinrich von Leippe hatte die verwittwete Königin Elisabeth in sein Interesse zu ziehn gewußt, und sich Meister von allen ihren Besitzungen gemacht. Die Frechheit trat Sitten und Gesetze unter ihre Füsse; und die Gemahlin des Königs war den empfindlichsten Beleidigungen der Ungerechtigkeit ausgesetzt. Sie, deren hoher Geist keine unwürdigen Begegnungen ertragen konnte, hatte sich von Prag nach Ellenbogen begeben, und die Vorschläge des Statthalters Heinrich, der sie zu besänftigen suchte, verworfen. Eine Menge von Ungerechtigkeiten, welche Elisabeth schon Jahre hindurch bemerkt hatte, entzündeten sie itzt zur Rache, und sie wollte sie vollkommen an dem untreuen Diener ihres Hauses ausgeübt sehn. Lieber, erklärte sie sich, sollte ganz ihre Herrschaft untergehn, als gemißhandelt seyn. Ihre Gesandschaft an den Gemahl hatte die gehofte Wirkung: „ wenn ich nicht im Martinsfeste sterbe, so bin ich bald in Böhmen bey der Königin „ antwortete Johannes den Gesandten, die nach Trier kamen. — Gesagt, gethan: Johann kam nach Ellenbogen und hörte den verwirrten Zustand seines Reichs mit Verdruß von seiner erzürnten Gemahlin. Die vornehmsten Stände von Böhmen fanden sich ebenfalls ein, und riethen dem Könige, einen Landtag in Prag

zu halten. Auf demselben ward Heinrich von Leippe, der bisherige Statthalter gefangen genommen, und Johannes machte durch Freygebigkeit und andre Mittel wodurch die Grossen der Welt sich Diener und Freunde erkaufen, verschiedene neue, und mächtige Anhänger.

Die Gefangenschaft des Herrn von Leippe entrüstete eine Menge der Stände des Reichs! Sie verlangten in drohenden Briefen die Befreyung des Gefangenen. Johannes war nicht gewohnt, sich Gesetze geben zu lassen. Er gieng mit einem Heere auf die Rebellen loß, nahm ihre Schlösser ein, und besetzte sie mit eigenen Truppen. Indeß kam der Statthalter aus Mähren, Wartenberg auch herbey, und wollte die Rebellen unterstützen. Seine Kühnheit aber raubte ihm bald, in einem Gefechte, Leben und Glück. Der König gieng hierauf wider den empörerischen Steremberg, und nöthigte ihn, sich fußfällig der Gnade seines Herrn zu ergeben. Nun eilte Johannes nach Mähren, stillte daselbst die entstandenen Unruhen, die der Tod des Statthalters erregt hatte, und kam siegreich nach Prag zurück. Die Unruhen hörten dennoch nicht auf; und obgleich der Herr von Leippe, gegen Bürgschaft von sechs Schlössern freygelassen wurde; so zündete ein Geist des Aufruhrs doch immer neues Feuer an. Die Schriftsteller stellen uns den Zustand Böhmens als höchst betrübt vor: sie versichern, daß, seitdem Böhmen bewohnt gewesen, keine so traurige Verwirrung dasselbe zerrüttet habe. Wer hier eine umständliche Erzählung verlangt, von Rauben, Zerstörungen, Gefechten, abwechselnden Vorfällen, und allen gewöhnlichen Begleitern der bürgerlichen einzelnen Kriege, der findet sie in den Chronisten der damaligen Zeiten. Hier soll keine weitläuftigere Erzählung, von Kleinigkeiten

für

für das Ganze, den Geschmack des Lesers beleidigen, und in der Geschichte Johannes, das nützlichere verdrengen, oder verdunkeln.

Die fortdaurenden Zerrüttungen in Böhmen vermehrten die Abneigung des Königs gegen dieses Reich. Sein geschäftiger Geist, voll weitaussehender Entwürfe fand wenig Geschmack an einem Lande, dessen aufrührerische Nation seine Gegenwart nothwendig machte. Johann liebte die Ruhe des Throns nicht, sondern Streit, Fechten, und Krieg, Erobern und Siegen war das Ziel seiner Wünsche. Er faßte also den sonderbaren Entschluß, dieses Königreich an Ludwig abzutreten, und dasselbe mit der Pfalz zu vertauschen. Die Unterhandlungen nahmen wirklich schon ihren Anfang; allein dadurch wurde Böhmen nur noch aufgebrachter, und trat in nähere Verbindung mit dem Herzoge von Oesterreich, dem Gegenkaiser Friedrich. Ludewig fand nun die strengste Nothwendigkeit zurückzuziehn, und lieber den König von Böhmen zum mächtigen Bundesgenossen zu behalten, als seinen Feind im Besitze dieses Reichs zu sehn. Er unterredete sich den 21 März 1318 zu Eger mit unserm Johannes, und bald hierauf wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, wodurch Böhmen aufs neue mit Johannes ausgesöhnt, die gefährlichsten Empörer begnadigt, und die Unterthanen wieder zum neuen Gehorsam bewogen worden. Der König versprach nochmals, keine Fremde zu wichtigen Aemtern zu erheben, bestättigte die Vorrechte und Freyheiten der Städte und Vasallen, und eine allgemeine Ruhe beglückte nun wieder Böhmen.

Froh, daß seine Gegenwart nicht mehr nöthig war, verließ Johannes Böhmen, und begab sich zu der Armee des Kaisers, welche Colmar entsetzen wollte. Friedrich hielt diese Stadt belagert; hob aber bey der

Herannäherung der Feinde die Belagerung auf, und zog dem Kaiser Ludwig entgegen. Als man eine Schlacht für unvermeidlich hielt, schlug unser König von Böhmen einen Waffenstillstand vor, und brachte denselben zwischen Ludwig und Friedrich auch bald zu Stande. Beyde Fürsten fürchteten des Königs Macht, und folgten seinen Rathschlägen. Ihn aber bewegten zu diesem Antrage eines Waffenstillstandes weite Aussichten; welche ihm Pohlen zeigten. Die Verwirrungen dieses Reichs, wo Ladislaus Loctius um die Krone kämpfte, gab ihm Gelegenheit, Eroberungen in Schlesien zu machen, einem Lande, das seinem Königreiche so nahe lag. Mit dem Herzoge Heinrich von Kärnthen hatte er wegen seiner Ansprüche auf Böhmen einen Vergleich getroffen, und demselben seine Schwester Maria zur Gemahlin versprochen. Verschiedene andre Vermählungen sollten die Unterhandlungen der streitenden Partheyen erleichtern.

In eben diesem Jahre setzte der König Johannes den Herzog Nikolaus in sein Herzogthum Troppau, in Schlesien ein, und empfing darüber die feyerliche Huldigung. Die jüngste Schwester des Königs wurde um dieselbe Zeit mit dem Könige in Ungern, Karl, vermählt. In seiner eignen Familie aber entsponnen sich neue Uneinigkeiten. Es schien, als wenn Johannes sein Leben in beständiger Unruhe führen sollte. Lange schon war die Eifersucht zwischen den beyden Königinnen, der verwittweten Elisabeth, und der Gemahlin des Johannes geschäftig gewesen. Der stolze und herrschsüchtige Heinrich von Leippe stand wieder in hohen Gnaden bey dem Könige; und suchte nun dieselbe zur Rache gegen seine Feinde zu nutzen. Er war der Liebling der verwittweten Königin, und man sagte, daß beyde einander mehr

lieb-

liebten, als eben nöthig wäre. Die verwittwete Königin suchte ihrem Geliebten noch mehr gegen die Gemahlin des Königs aufzubringen, deren hoher Sinn schon vormals den stolzen Heinrich gedemüthigt, und empfindlich gestraft hatte. — Sollte die Nachwelt nicht auch gern die Privatvorfälle des Königs lesen wollen? — Man kennt Elisabeth, welche dem Johannes den Thron brachte, und ihren nicht gemeinen Charakter schon von vorher; und ihrem Schicksale wird vielleicht das anzügliche nicht fehlen. — Elisabeth wird durch Heinrich von Leippe, ihrem alten Feinde, und dem Günstlinge ihrer eifersüchtigen Feindin, der verwittweten Königin, bey ihrem Gemahl Johannes verläumdet. Man klagt sie an, daß sie nach der Krone strebe, den noch unmündigen Prinz auf den Thron setzen, und Vormünderin werden wolle; damit Böhmen einen König beständig bey sich habe, weil Johannes doch seinem Reiche abgeneigt, und immer ausser dessen Gränzen wäre. Die scheinbaren Vorstellungen finden bey dem König Gehör. Er geht mit einer bewafneten Begleitung nach Ellenbogen, wo sich Elisabeth aufhält, fodert, daß man ihm die Bevestigungen des Schlosses übergebe, und die Besatzung abziehe. Die erschrockne Königin empfängt ihren Gemahl mit Hochachtung, und stellt ihm seine Prinzen vor. Er entfernt sich bald mit finstern Minen, und spricht seine Gemahlin nicht weiter. Der heftigste Verdruß der Elisabeth ward durch die Unwissenheit der Ursachen vermehrt, welche diese Bewegung erzeugten. Den folgenden Tag wagt es Elisabeth den König um die Gründe dieses Verfahrens zu fragen; allein sie muß das Schloß völlig dem Könige übergeben, und verläßt mit dem äussersten Mißvergnügen diese Stadt, ohne Begleitung der Prinzen. Johann fing so gar an, die Freunde und Günstlinge der Elisabeth zu verfolgen, in-

 deß

deß Heinrich von Leippe über den glücklichen Fortgang seiner niederträchtigen List sich freute. Elisabeth ward ein Opfer der Eifersucht von der verwittweten Königin, und der, dem sie ein Königreich mit Gefahr des Lebens, nach Speyer, angetragen hatte, verstieß die wohlthätige Gemahlin. Johannes verdiente die Entschuldigung der Menschheit: denn wir öffnen das Herz den schwächsten Beschuldigungen sehr leicht, wenn dem liebsten, dem wichtigsten Gefahr droht. Der heftige Trieb nach Besitz ist mit einer zärtlichen Furcht vergesellschaft, welche leicht Feuer fängt.

Elisabeth wurde durch die tyrannische Regierung der königlichen Günstlinge gerächt. Johannes war nach Mähren gegangen, und hielt sich eben zu Brünn auf, als ihn die mißvergnügten Böhmen wieder zurückruften. In Prag hatten sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt; die Königin hatte sich selbst bey ihnen eingefunden; und da Johannes mit einem Kriegsheere anzog, verschloß man die Thore. Nach einer Belagerung von acht Tagen, welche alle Uebel der innerlichen Kriege begleiteten, ward ein Vergleich getroffen. Die Folgen derselben waren Strafen der Unruhigen. Die Gegenwart des Königs konnte Böhmen ganz beruhigen. Allein dieß war ihm unmöglich; denn ein kühner Geist der Geschäftigkeit trieb ihn beständig in weitern Gegenden herum.

Um eben diese Zeit starb Waldemar, der Churfürst von Brandenburg ohne Erben. Eine vortheilhafte Gelegenheit zu neuen Aussichten für unserm König. Seine Klugheit bewog den Herzog Heinrich zu Jauer, daß er seine Ansprüche an die Märkischen Länder, Lausitz, Lebus, und Bauzen, und an die Statt Frankfurth an der Oder, mit Nachdruck trieb, und sie hierauf ihm selbst, dem König Johann von Böhmen

schenkte und übergab. Der neue Herr nahm, mit den Waffen in der Hand, von den Ländern Besitz, und erhielt in der Folge auch die Stadt Görlitz mit ihrem Gebiete von dem Herzog Heinrich zu Jauer, welchem er dafür Glogau, und einige Güter in Böhmen auf Lebenszeit gab. Nach vollendeten Verrichtungen in Lausitz und der Mark gieng der König zu Ende des Jahrs 1319 nach Prag zurück, wo er sich den Vergnügen und einer kurzen Erhohlung weihte; denn der unersättliche Trieb nach großen Thaten, und ausserordentlichen Unternehmungen beschäftigte ihn stets; in der Schule seines Mentors, des Churfürsten von Maynz, hatte er gelernt, wichtige Plane zu entwerfen, und die Kunstgriffe studirt, bey allen Vorfällen mit auf dem Schauplatz zu treten, und eine große Rolle zu spielen.

Dieser ausserordentliche Mann beschloß um diese Zeit sein merkwürdiges Leben. Verschiedene Züge seines Charakters sind uns schon von den Schicksalen des Königs Johannes verrathen worden. Warum sollte man hier nicht einen kurzen Abriß seines Lebens lesen wollen? Die Abwechselung verbindet sich hier mit dem Reitze des Ungewöhnlichen.

Ein kleiner intriguanter Mann, aus dem Trierischen gebürtig, ist Arzt, Fürst, Erzbischof, setzt einen König und zwey Kaiser auf den Thron, und wird die stärkste Triebfeder der Revolution in Deutschland. **Peter von Aichspalt** studirte in seiner Jugend die Arzneykunst, und bracht es darinnen bis zur grösten Vollkommenheit, welche ihm das Amt eines Leibarztes bey dem Kaiser Rudolph erwarb. Man weis schon, daß dergleichen Bedienungen dem **klugen** sehr einträglich werden. Peter wurde bald Canonicus zu Maynz, und Basel; der erste Schritt zu längern Wegen. Nach einiger Zeit wird er der Leibarzt und Vertraute (zwey

oft verbundene Aemter bey Grossen) des Grafen Heinrichs von Luxenburg. Als der Erzbischöfliche Stuhl zu Maynz, in der Folge erledigt wurde, bewarb sich Peter um demselben. Der Pabst Honorius schlug ihm die gesuchte Würde ab; ertheilte ihm aber das Bißthum zu Basel. Nach dem Tode Gerhards bittet ihn der Graf, Heinrich von Luxenburg, durch seinen damals schon bekannten Einfluß, seinem Bruder Balduin das Erzbißthum von Maynz zu verschaffen. Allein seine Unterhandlungen sind fruchtlos. Indessen wird der Pabst Clemens V. gefährlich krank; und da alle Hülfe verlohren ist, errettet ihn der Bischof Peter, und stellt die vollkommenste Gesundheit her. Die Dankbarkeit bewegt nun den Papst, und er gibt, ohne daß Peter es verlangt hatte, demselben das Erzbisthum von Maynz.

Als Erzbischof und Churfürst war er nun fähig die Grösse seines Geistes, seinen hohen Verstand, und die verschlagenste Polypragmatik zu zeigen. Die Wichtigkeit seiner Würde, deren Einfluß jederzeit auf Deutschlands Schicksale gewirket hatte, setzte ihn in diejenige Situation, welche die grösten Entwürfe erleichterte. Peter verstand sie zu nutzen. Er suchte einen **Hatto**, einen **Willigis** nachzuahmen; und seine Ausführungen verdunkelten den Ruhm dieser seiner Vorgänger auf dem Bischofsstuhle zu Maynz. Es kommt viel darauf an, einen solchen Standort in der Welt zu haben; in welchen man weder zu klein, noch zu groß ist. Gewisse Personen würden **grösser** seyn, wenn sie **kleiner** wären; und andern ist ihre Bestimmung, in Absicht ihres Amtes zu enge; der Geist kann sich nicht genug ausdehnen. Angemessen dem Geiste war hingegen die hohe Würde, welche Peter bekleidet, und er

zeig-

zeigte, was ein Churfürst zu Maynz in seinem Zeitalter, ausrichten konnte.

Der Graf von Luxenburg war über die seinem Bruder Balduin, entzogene maynzische Würde sehr unzufrieden. Die Kurzsichtigkeit der Menschheit reichte nicht so weit in die Zukunft, daß der Graf Heinrich hätte vorhersehen können, wie viele glänzende Vortheile er von diesem neuen Erzbischof zu erwarten hätte, und wie er ihm einst dem Kaiserthron verdanken würde. Zwey Jahr nach seiner Erhöhung beförderte die Gunst, in welcher der Erzbischof Peter bey dem Pabste Clemens stund, den Bruder des Grafen von Luxenburg zu der Erzbischöflichen Würde von Trier. Gewiß trug Peters Hülfe das meiste dazu bey. Er blieb in der Freundschaft beständig, und war darinnen, so wie in der Feindschaft heftig. Warme Freunde sind gemeiniglich heisse Feinde. Clemens, der Pabst machte den Churfürst von Maynz dessen Klugheit und Einsichten er kannte, völlig zu seinem Vertrauten; und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn die Seele des Pabstes nennt.

Es war sehr wenig, den Bruder des Grafen Heinrich befördert zu haben; bald darauf erhob er den Grafen zum Kaiser. Der Pabst wünschte, das Karl von Valois nicht die Krone davon tragen möchte, und Deutschlands Fürsten hatten andere Kompetenten des Throns im Vorschlage. Wir haben oben schon die List bemerkt, mit welcher er dem Graf Heinrich die Krone Deutschlands zu verschaffen wußte. Er blieb dem Hause Luxenburg getreu, und verschönerte seinen Glanz. Durch ihn und seine Maschinen vornehmlich ward der vierzehnjährige Sohn des neuen Kaisers, unser Johannes, König von Böhmen. Nicht genug, ihm ein Königreich gegeben zu haben; er ersuchte ihn auch darin-

nen zu bestättigen. Die Armee welche den Johannes den Besitz von Böhmen eroberte, führte der Churfürst selbst an. Durch ihn ward Prag eingenommen, und Heinrich von Kärnthen, der Gegenkönig verjagt. Seinen neuen König unterrichtete er nicht nur, als Meister, in der Staatskunst, sondern er führte auch die Regierung von Böhmen anfänglich. Als Johannes in der gefährlichsten Unruhe seines Reichs kein wirksames Mittel wuste, nahm er zum Erzbischof Peter, seine Zuflucht. Dieser stellte den Frieden wieder her, und gab den Böhmen vom neuen die Wohlthat der sittlichen Ordnung. Seine Regierung war dem König eben so vortheilhaft, als den Unterthanen beschwerlich. Als sie empörerisch wurden, that der Erzbischöfliche Ernst sie in den Bann, und setzte sie, in den damaligen Zeiten, dadurch in Angst und Schrecken.

Ich will nicht die wirksame Sorgfalt für sein Erzbisthum, nicht die Verdienste, die Peter sich um viele Kirchen und Klöster erwarb, deren verschiedene er ganz neu baute, nicht den Fleiß in der Sammlung der Constitutionen, welche er heraus gab, und andere Verrichtungen seiner Klugheit hier beschreiben. Da er der ganz besondere Vertraute des Pabstes zu einer Zeit war, wo derselbe in einer vornehmen Gefangenschaft Frankreichs sich befand, und die feinsten Intriguen wider eben diesen Hof ausführte, indeß man mit lauter List schmeicheln muste, so erkennt man daraus schon die Grösse seines Genies. Selbst bey den Untersuchungen in Absicht des Tempelordens, welchen man der Rache des französischen Hofes aufopfern muste, wurde Peter von Maynz zu den wichtigsten Verrichtungen gebraucht, und muste sich auf der Versammlung, wo ein Aufstand im Werke war, sehr klug zu betragen.

In

In Deutschlands Staaten war sein wirksamer Geist besonders merkwürdig. Während der Regierung des Kaisers Heinrich, welchen er, wie wir schon bemerkt haben, auf den Thron erhoben hatte, bewegte seine Staatskunst die Haupträder der ganzen Maschine des Reichs. In der Abwesenheit Heinrichs in Italien, erhielt er, als eigentlicher Reichsvicar, wozu nur der funfzehnjährige König von Böhmen, Johann, denn Namen hergab, die Ordnung in Deutschland, und schlichtete verschiedene alte Händel völlig. Sein Werk war der Vergleich mit dem Landgrafen Friederich, von Thüringen und Meissen, welcher in der Abwesenheit Heinrichs zu Stande kam. Den Tod seines Freundes beklagte Peter desto stärker, je mehr seine Einsichten den Verlust gewahr wurden, den Deutschland dadurch erhielt. „In fünf hundert Jahren, sagte er, ist kein Tod eines Kaisers dem Staate so nachtheilig gewesen, als der Tod Heinrichs.„

Die Freundschaft für das Luxenburgische Haus, und die Rachsucht gegen das Oesterreichische, wegen alter Beleidigung, trieb ihn dahin, daß er wiederum einen neuen Kaiser gegen Friederich von Oesterreich erschuf, und seine Feinheit der Politik und Klugheit wuste auch Ludwigen aus Bayern zu erhalten. Freylich bedang er sich verschiedene Vortheile von dem, seinem eigenen, neuen Kaiser; aber kann man es dem verdenken, der ein Kaiserthum schenkte, daß er ein Douceur dafür annahm? die vollkommene Bezwingung Friedrichs und den Sieg Ludwigs bey Mühldorf sollte Peter aber doch nicht sehen.

Er unterstützte den Kaiser Ludwig so lange er lebte, mit aller Wirksamkeit der schlauesten, und tiefsten Politik. Die Gnadenbezeugungen des Kaisers entsprachen der thätigen Hülfe des Erzbischofs, welcher auserordentliche Vorrechte, neue Besitzungen, und reiche

Vortheile von der freygebigsten Dankbarkeit erhielt. Die Belohnungen des Kaisers wetteiferten mit den Diensten des Erzbischofs. Durch seine kluge Staatskunst ergaben sich die Städte Speyer und Worms, und traten auf die Seite Ludwigs. Thätiger noch zeigte sich seine Hülfe in verschiedenen Unterhandlungen, die er zum Besten des Kaisers pflog. Mitten unter Entwürfen und Theilnehmungen an den vornehmsten Geschäften der Kirche und des deutschen Reichs riß ihm der Tod im Junius des Jahrs 1320 hinweg; nachdem er 16 Jahr die Erzbischöfliche Würde mit einem Glanze verwaltet hatte, der ungewöhnlich groß war, und des Andenkens der Nachwelt durch außerordentliche Eigenschaften und Thaten, sich würdig gemacht hatte. Natur und Kunst, welche durch verbundene Kräfte den Mann von Grösse, erschaffen, zählten den Erzbischof Peter, zu Maynz, unter ihre Meisterstücke. Die Moral aber klagt ihn an, und beschuldiget ihn des Geizes, der Rachbegierde und der schlauen Falschheit. Sein Herz hatte einen schlimmen Nachbar an dem Verstande.

Der König Johannes verlohr diesen getreuen Freund, dem er sein Glück, die Bildung seiner Jugend und die Anlage vieler Entwürfe verdankte, zu einer Zeit, wo Alter, Autorität und Macht diesen Verlust ersetzte. — Die Verbindung mit dem Kaiser Ludwig, welche sein Interesse unterstützte, so wie er der wichtigste Bundesgenosse des Kaisers war, hatte schon ihre Befestigung erlangt. Herzog Heinrich von Kärnthen, der Nebenbuhler der böhmischen Krone, hatte seine Ansprüche so ernsthaft aufgegeben, daß er vom Gegenkaiser Friederich sich nicht gegen den König Johann brauchen lassen wollte, und dieser seinen eignen Bruder, den Herzog Heinrich das Königreich Böhmen in Anspruch

zu

zu nehmen, nöthigte. Das Ansehen des Königs wurde täglich grösser, und seine Politik schöpfte aus dieser Quelle die stärksten Vortheile. Johann hatte im Anfange des Jahrs, 1320 in aller Stille, bey der Abenddämmerung, von wenigen getreuen begleitet, Prag, und sein Königreich wo sein Aufenthalt immer weniger Geschmack fand, verlassen, und sich in seine Erbländer, nach Luxenburg begeben. Von daher stand er den Kaiser Ludwig mit allen seinen Kräften bey; und begleitete denselben auf seinen Unternehmungen. Im September dieses Jahrs erhielt er in dem Lager bey Haßlach in Elsaß, vom Kaiser Ludwig die Belehnung der Mark, Bauzen, und der Stadt Camenz; denn Ludwig hatte des Königs Hülfe nöthig, und konnte die, zur rechten Zeit angebrachte Foderung des mächtigen Freundes, nicht verweigern. Eben dieser Grund, und die Hofnung künftiger Unterstützungen bewogen den Kaiser, an den König von Böhmen eine Versicherung auszustellen, daß er demselben, für die bisher geleistete Hülfe, 35000 Mark Silbers schuldig sey, wofür er ihm den halben Theil von Bacherach, und andere Oerter verpfändete. Johannes nutzte alle Gelegenheiten seiner Vortheile. Er war dabey aber so auserordentlich geschäftig, daß es seinem Biographen unmöglich wird, ihm in allen, oft kleinern, flüchtigen, siegreichen Unternehmungen zu folgen. Nicht leicht wird die Geschichte der Menschheit uns einen so unruhigen Kopf, so stets beschäftigten, und seltsamen König zeigen, der dennoch immer ruhmreich ward.

Fast das ganze Jahr 1320 sah Böhmen seinen König nicht; indessen herrschte über dieses Land Heinrich von Leippe mit ungemeiner Staatskunst; ein Mann von dem durchdringendsten Verstande, der feinsten Regierungskunst, und der listigsten Seele, nur Güte des

Her=

Herzens fehlte. Es ist ganz natürlich, daß dieser Regent sich mehr Feinde als Freunde erwarb, und daher die Schriftsteller seine Regierung sehr wiedersprechend abmahlen. Man kann ihm von Leidenschaften und daher entstehenden Ungerechtigkeiten nicht frey sprechen; besonders empfand seinen Zorn die liebenswürdige Gemahlin des Johannes, die Königin Elisabeth. Ihr klagte besonders der Unterthan, der sich gedrückt fühlte seinen Unmuth, und eine mütterliche Zärtlichkeit gegen Böhmens Bürger bedauerte jeden unglücklichen, jeden klagenden; allein sie selbst litt von dem mächtigen Feinde. Die bewundernswürdigste Klugheit dieser Dame allein, verschafte zuweilen noch einige Milderung, indeß sie selbst über ihr Schicksal — seufzte.

Im Februar des folgenden Jahrs erschien der König wieder in Böhmen. Seine Neigung zu allem, was kriegerisch war, mit der kühnsten Verwegenheit verbunden, hätte ihm hier beynahe das Leben gekostet. Er hielt ein Tournier zu Prag; stürzte aber, und war so unglücklich, daß er vom Pferde getreten in seinem Blute und Morast für todt aufgehoben wurde; und die Merkmale davon, so lange er lebte, behielt. Er eilte, seiner Gewohnheit nach, kurze Zeit darauf, wieder aus Böhmen nach Luxenburg; und als man ihn fragte, warum er nie in seinem Königreich bliebe, antwortete er: **das Vaterland habe für ihn den grösten Reitz.** Das Mißvergnügen der Böhmen über die fortdaurende ungütige Regierung macht mit der guten Laune der geschonten Unterthanen zu Luxenburg einen sehr empfindlichen Contrast. In diesen seinen Erbländern überließ sich der König allen Arten von Vergnügungen, und der Charakter der Wildheit, welche ihm eigen war, breitete sich auch über seine Ergötzungen aus. Die böhmischen Geschichtschreiber schreiben demselben eine

schwe-

schwelgerische Pracht zu. Johannes soll sich allen Ausschweifungen überlassen haben; oft in Gefahr des Lebens dabey gerathen seyn. Man erzählt, daß er oft ganz unwürdige Liebeshändel getrieben, und einmal das Schicksal des jungen, bey Abendzeit schwärmenden Nero erfahren habe. Sein Leben wäre bey diesen nächtlichen Abentheuer der unsittlichen Lust verlohren gewesen wenn er nicht sich zu erkennen gegeben hätte. Einige Scribenten setzen den Schauplatz dieser Vorfälle nach Böhmen, andere nach Luxenburg. Dem Leser unserer Zeit kann der Ort sehr gleichgültig seyn. Ueberhaupt verwirren viele Widersprüche in Absicht der Zeit, und der Oerter die Geschichte Johannes.

Für den Glanz seines Hauses, und die Erhöhung von dessen Vorzügen sorget er mit eben der geschäftigen weit ausgebreiteten Wirksamkeit, welche seinen Geist beseelte. Karl, König von Frankreich schied sich von seiner Gemahlin, und vermählte sich mit der Schwester des Königs von Böhmen, Maria. Seine älteste Tochter erhielt den Herzog Heinrich von Bayern, und seine jüngere, Judith, den Marggraf Friedrich von Meissen, zum Gemahl. Diese Verbindungen mit dem mächtigen benachbarten Fürsten an den Ländern des Königs, wurden insgesammt in dem Jahre 1322 vollzogen, obgleich die ältest Tochter des Königs nur 9 und die andere 7 Jahr alt ware

Die Königin Elisabeth verließ um dieselbe Zeit das ihr verhaßte Böhmen, wo hundert Verdrüßlichkeiten ihr Leben verbitterten, und begab sich zu ihrem Schwiegersohne, dem Herzoge von Bayern; denn zärtlich liebte sie ihre älteste Tochter, seine Gemahlin. Die Abneigung des Königs gegen Elisabeth vermehrte sich, und der Unmuth dieser lebhaften, und deswegen eben desto empfindlichern Dame, stieg aufs höchste. Wie

sollte

sollte es auch nicht? Der König liebt sie nicht mehr, sondern begegnet ihr mit rauher Kälte; welche eine Menge von unangenehmen, oft grausamen Folgen begleitet. Ja, Johannes erzeigte der verwittweten Königin, ihres Bruders voriger Gemahlin, Gefälligkeiten und Gunst, die mehr als unbedeutend waren. Die verwittwete Königin genießt die ganze Vertraulichkeit des Königs, und ihre **Feindin**, ist die **Geliebte** ihres Gemahls, indeß sie — verachtet ist. Ohnstreitig hatte Heinrich von Leippe, der Statthalter und Feind der Elisabeth den König durch schlaue Vorstellungen zu diesen Begegnungen bewogen. Dennoch verehrte sie jedes Herz der böhmischen Unterthanen und bemitleidete ihre Königin; welche unverdient litt.

Johannes verfügte sich, nach verschiedenen Einrichtungen in Böhmen, so gleich von da zu dem Heere seines Bundesgenossen, des Kaisers Ludwigs, welcher eben im Begrif war, mit seinem Nebenbuhler Fridrich, um Krone und Ehre ein entscheidendes Treffen zu wagen. Beyde Fürsten waren des Kriegs, der 8 unglückliche Jahre erschaffen hatte, nunmehro müde, und sammelten alle Kräfte ihres Anhangs zusammen. Ludwig zog Friedrichen entgegen, obgleich Johannes rieth, vorher die Verstärkungen, die man von verschiedenen Orten her erwartete, an sich zu ziehen. Die Verstärkungen flossen aber täglich herbey, und zuletzt der Feldherr, welchem Ludwig das Commando der ganzen Armee anvertraut hatte, Schwepperman. Der Anblick des unansehnlichen Körpers verminderte die Zuversicht des grösten Theils; welcher in jeder Gesellschaft der Menschheit, zu **sinnlich** denkt, um **richtig** zu denken. Beyde Heere lagern sich in den Amphingischen Feldern bey Mühldorf, gegen einander über, und der Zeitpunkt war da, welcher das Schicksal des Kaisers Ludwigs, des

des Königs Johannes, und vieler Fürsten entschied. Johannes rieth nunmehro zu schlagen; Ludwig weigerte sich anfangs. Als Johannes ihm aber vorstellte, daß man umsonst zauderte, da die Armee beysammen sey, und etwas wagen müsse, ehe Friedrich von seinem Bruder Leopold, der noch an dem Lech stand, verstärkt würde, so wurde der folgende Tag, nach dem Vorschlage Johannes, (es war der Tag des heil. Wenceslaus, des Schutzpatrons von Böhmen, welchem der König sein Glück zutraute) zur Schlacht bestimmt.

Friedrich, theils um nicht einer Flucht sich verdächtig zu machen, theils von der Hofnung der muthigsten Tapferkeit entflammt, entschloß sich ebenfals ohnerachtet der Vorstellungen seiner Generals, daß man erst auf den Herzog Leopold warten müsse, zu einem Treffen auf den folgenden Tag. Itzt aber schlug er eine Menge zu Rittern mit allem Gepränge dieser Ceremonie, um sich vielleicht dadurch mehrere Helden auf den morgenden Tag zu verschaffen. Aber Ordensbänder geben nicht Verdienste, und goldne Sporen und Schwerdter nicht Muth und Herz. Etwas nöthigers war es, was Ludwig diesem Tag unternachm. Er ließ den General Schwepperman das Schlachtfeld besehen, das Lager des Feindes ausspähen, und die Natur der Felder untersuchen, auf welchen man Morgen sein Verhängniß finden wollte. Als Schwepperman zurückkommt, und Nachricht von seiner Untersuchung ertheilt, zittert er am ganzen Körper, daß die Sporen klirren, und jederman in Furcht [illegible] Ein Hirsch, sagt man, führt die Armee gegen einen Löwen an. Aber man sagte unrecht: Schwepperman hatte einen zu lebhaften Geist, um nicht den folgenden Tag schon zu denken, und mit der kriegerischen Hitze des Helden schon dem Gefechte, dessen Gefahren der Feldherr allein genug füh-

len konnte, gegenwärtig zu seyn. Die Einbildungskraft befeuert bis zur Ekstase, und der Eifer pflegt, bey den äusersten Wichtigkeiten, in Wallungen überzugehen. So zitterten in der Fabel, (wenn es erlaubt ist, sie hier zu nennen) die Wettrenner, indem sie die Laufbahn betreten:

Corda pauor pulsat, exultantiaque haurit
Pectora.

Mit Anbruch des Tages ziehen beyde Heere aus ihren Lagern, gegen einander. Friedrich, der keine Gefahr scheute, führt sein Heer selbst in Person an, und trägt einen prächtigen Wappenrock, um desto mehr von seinen Truppen und dem Feinde erkannt zu werden. Muth genug: aber nicht Glück genug, Ludewig war vorsichtiger; und hatte sich verkleidet. Den linken Flügel seiner Armee commandirte unser König Johannes, welchen Posten er sich ausdrücklich erbeten hatte. Die Heere stiessen mit Wuth auf einander, man stritt um Krone und Ehre; beyde wollten siegen: und ein edler Wetteifer erhöhte ihre Tapferkeit. Der linke Flügel, welchen Johannes commandirte, empfand die stärksten Anfälle. Die fodersten werden niedergestürzt, die andern mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet. Dem Könige wird sein Pferd durchstossen; doch schwingt er sich schnell auf ein anderes, und befeuert den Muth seiner Krieger, die schon ermatten. Sie weichen und gerathen in Unordnung. Johann sammelt die flüchtigen, und setzt sich mit ihnen auf einen Hügel; von welchem er sich vertheidigt, indeß er zu Schwepperman nach Unterstützung sendet. Dieser kommt und greift den Feind an, bis sich die Böhmen wieder ordnen, und das Gefecht mit Hitze erneuern. Es war ein heiterer und dabey sehr windiger Tag. Der kluge Feldherr

bedient sich also nach dem Mittage, des Vortheils eines Hannibals bey Cannä, und läßt das Heer eine solche Wendung nehmen, wodurch er den Wind und die Sonne über den Feind gewinnt, und diese für Staub und Sonnenschein kaum mehr sehen können. Ein bestellter Hinterhalt bricht zugleich auf, und fällt dem Feinde in den Rücken. Der rechte Flügel Ludwigs hatte indessen mit fast unglaublicher Tapferkeit gefochten, und Friedrichs Völkern widerstanden. Zehn Stunden hatte dieses fürchterliche Treffen gedauert, vom Anbruch des Tages bis gegen Abend, als endlich der Sieg auf Ludwigs Seite tritt. Friedrich der unermüdet tapfere Held, wird selbst umringt, und nach dem heftigsten Widerstande, der einer Menge seiner getreuen das Leben kostete, von dem General, der den rechten Flügel Ludwigs angeführt hatte, gefangen. So endigte sich der fürchterliche Tag, der 28ste September des Jahrs 1322. und das Schicksal der deutschen Krone. Der Ueberwinder Ludwig, konnte sich nicht, bey dem Anblick seines gefangenen grossen Gegners der Freude enthalten: **Vetter; wir sehen euch gerne,** redet er Friedrich an. Friedrich konnte ihm dieses leicht glauben; er antwortete nichts, und die Hochachtung für glänzende Eigenschaften muß nothwendig das Unglück eines Fürsten bedauern, welcher durch keine Fehler sich desselben werth machte. Weder Klugheit noch Herz, noch Verdienste mangelten ihm. Er legte seine Plane mit Vorsicht an, führte sie herzhaft aus, versah nichts und dennoch mißlung ihm fast alles: denn er sollte ein bevorstehender Beweis seyn, daß der **Mensch** nicht, so weise, so groß er sey, zu seinem Schicksale zureiche. — Es ist ein höheres Wesen, das unser Leben regiert; es ist eine Vorsehung. — Der pragmatische Geschichtschreiber tritt hier zurück, und er sollte es öf-

ters thun, wo er die Springfedern der Revolutionen in der Welt angeben will. Freylich geschehen keine Wunder, wo sie so unnöthig sind; allein schnelle Einfälle, die schnellen Erfolg haben, und die Verkettung der Ursachen, welchem Menschen schreibt man die zu? Man vergebe diese kleine Ausschweifung. Der pragmatische Leser, der fühlbare, wird es sehr gern thun. —

Wie viel Antheil der König von Böhmen an diesen Siege hatte, bezeugten die Folgen. Er wurde mit vielen vornehmen Böhmen den Tag nach der Schlacht vom Kaiser mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zum Ritter geschlagen. Der zugleich mit seinem Bruder Friedrich, gefangene Herzog Heinrich, von Oesterrich wurde ihm überlassen, und nach Böhmen gebracht. Auch erhielt er verschiedene andere Vortheile, und nach eines Scribenten Erzählung die widerholte Versprechung, die Churmark Brandenburg zu bekommen, von deren Erledigung schon oben gedacht worden ist. Gewiß ist es, daß Ludwig dem Johannes diese Churmark, kurz vor der Schlacht bey Mühldorf, versprach.

Johannes gieng nunmehr in sein Königreich Böhmen, und hielt zu Prag einen triumphirenden Einzug mit vielen Siegesgepränge. Der Besitz von Eger, und denen andern Oertern, welche schon vor dem an den König vom Ludwig verpfändet waren, gehöret zu den neuen Früchten des Sieges bey Mühldorf. Der gefangene Herzog Heinrich war nach 8 Wochen in Freyheit gesetzt; nachdem er sehr hohe Bedingungen hatte eingehen müssen. Da seine Brüder, die Herzoge von Oesterreich in dieselben nicht willigen wollten, gieng der edelmüthige Heinrich freywillig wiederum in seine Gefangenschaft. Die Schriftsteller Roms und Grie-

chen-

chenlandes würden so eine That mit Enthusiasmus erzählen; und durch hinzugefügte fremde Züge würde Heinrich vielleicht ein zweyter Reguls werden, oder ihm sehr nahe treten. Wir wollen die Tugend mit keinem Geräusche preisen. Heinrich erlangte bald darauf wiederum seine völlige Freyheit, welche ihm die Fürsprache Karls, des Königs von Hungarn verschafte; nachdem derselbe eine Zusammenkunft mit dem Könige von Böhmen gehabt hatte. Die Bedingungen waren: Die Herzoge von Oesterreich musten allen Rechten und Ansprüchen auf Böhmen entsagen, die Stadt Znoym, und verschiedene andere Städte in Mähren, welche sie zeither besessen hatten, abtreten, und für die versprochene Summe der Erlösung die Städte Laa, und Weytra in Unteröſterreich dem König von Böhmen überlassen. Durch diesen Vertrag wurde eine Art von bessern Vernehmen zwischen Böhmen und Oesterreich gestiftet; denn Johannes hatte versprochen, dem Kaiser Ludwig keine Hülfe mehr, von Böhmen her, zu leisten.

Noch andere Ursachen fachten eine Uneinigkeit zwischen Ludwig und Johannes an. Der Kaiser hatte den König wirklich schon viele Gnadenbezeugungen, und Vortheile geschenkt, allein diesen trieb seine unaufhörliche Begierde immer mehr zu erhalten. Ludwig hatte dem Könige die Churmark Brandenburg versprochen, da er, durch Noth gedrungen, um den Beystand vom Könige zu behalten, alles, was man fordert, zugestehen muste. Jetzo schien der Kaiser weniger bedrängt zu seyn, und sein eigner Nutzen erforderte mehr Aufmerksamkeit. Er gab also auf dem Reichstage zu Nürnberg 1323 seinen ältesten Prinzen, Ludwig die Chur, und Mark Brandenburg. Johann schon dadurch aufgebracht, wurde noch mehr erzürnt, da seine zweyte

Tochter Judith, welche dem Marggrafen von Meissen Friedrich verlobt war, und bereits zu Wartburg bey Eisenach für ihren künftigen Gemahl erzogen wurde, um dieselbe Zeit nach Böhmen zurückkehren muste, weil ihr bestimmter Gemahl Friedrich, die Tochter des Kaisers Ludwigs heirathen wollte. Hierzu kamen schmeichlerische Vorstellungen des Königs von Frankreich, welcher seinen Schwager, unsern König Johannes von der Parthey des Kaisers abzuziehn suchte. Johann neigte seinen, ohnehin auf neue Vortheile sinnenden Geist, ganz nach Frankreich, und ließ seinen ältesten Prinzen Wenceslaus nach Paris bringen, wo er erzogen werden sollte. Karl der König von Frankreich verwechselte den rauhen Namen der Böhmen Wenceslaus mit seinem eigenen, und legte denselben dem Prinzen von Böhmen bey. Mit dem französischen Namen verband sich der französische Geist, und die Sitte, und der Charakter dieser Nation. So wuchs ein künftiger Kaiser von Deutschland in fremder Erziehung auf; und wurde ein fremder Vater des Vaterlandes.

Johannes hielt sich in diesem Jahre, seiner Gewohnheit nach, mehr im Luxenburgischen, als in Böhmen auf. Ein kurzer Aufenthalt daselbst verursachte starke Abgaben; denn der König behielt seinen Haß gegen dieses Land, welches sich gegen ihn ehedem so unruhig bezeugt hatte. Der Haß drückte die Unterthanen, und die Klagen, und der Unwille derselben beschwerte den König. Nach dem Tode seiner Schwester, der Königin von Frankreich, gieng er selbst nach Paris. Hier wuste die französische Artigkeit ihn bald zu gewinnen, und die feine Politik ihn vom Kaiser noch mehr abzuwenden. Von jener nahm er ausländische Sitten; von dieser eine Neigung für das französische Interesse an. Die Wildheit seines Charakters erhöhte das sonderbare der Neuheit. Auf

den Vorschlag des Königs in Frankreich begab sich Johannes mit demselben nach Avignon zum Pabste, welcher schon seine geistliche Waffen gegen den Kaiser Ludwig angelegt, und ein Heer von Bannflüchen wider ihn nach Deutschland gesandt hatte. Zu Avignon fand man auch den König Robert von Neapel. Alle drey Monarchen berathschlagten sich nun mit dem heiligen Vater, wie man am besten dem Kaiser die Krone Deutschlands entreissen könnte.

Frankreich, über die schönsten Entwürfe der Zukunft voll Freude, verband sich mit einigen andern Fürsten im Deutschen Reiche, und sein König Karl, zog im Geiste schon Kaiser, nach einem Städtchen in Burgund, Bar sur l' Aubé, wo man weitere Verabredungen nehmen wollte. Allein zum Unglück war niemand da, ausser der Herzog Leopold von Oesterreich. Deutschland blieb seinem Herrn getreu, und selbst, unser König Johannes trat wieder auf die Seite Ludwigs. Sein Onkel, der Churfürst zu Trier, dieser grosse Mann seines Zeitalters, bewegte den König von Böhmen, aufs neue dem Kaiser Beystand zu leisten. Das Ansehn, welches er besaß, die Wichtigkeiten seiner Gründe, und der leichte Sinn, mit welchem Johann seine Entschlüsse oft änderte, vollendeten die Aussöhnung mit dem Kaiser. Wenige Monathe nach der geheimen Unterredung des Johannes zu Paris und Avignon mit Frankreich, Neapel und dem Pabst, wo man den Kaiser zu vertilgen beschloß, steht schon Johannes an der Spitze einer Armee von 70000 Mann, und vertheidigt die Rechte des Kaisers. Frankreich staunte, und Johann züchtigte den französisch gesinnten Erzbischof von Cöln, belagert Bonn, und zwingt ihn der Treue gegen Ludwig zu huldigen. Geht dann auf den empörerischen Bischof zu Münster los, nöthigt ihn, zur

demüthigen Unterwerfung, und belagert hierauf mit der Macht des verbundenen Heers die Stadt Mez. Nach vierzehn Tagen hob er die Belagerung aber auf, und begab sich mit geringer Begleitung nach Böhmen.

Hier war indeß die Königin Elisabeth aus ihrem freywilligen Exil, wieder angekommen. Johannes hatte verbothen, ihr ausser den Grenzen des Reichs Geld zu senden; daher ihre Schulden sehr hoch gestiegen waren, Ihre Ankunft aber versetzte ganz Böhmen in die heftigste Freude. Frohlockende Freudensbezeugungen empfingen die geliebte Mutter des Landes, mit denjenigen Ausbrüchen einer überfliessenden Liebe, welche ergötzender ist, als alle Triumphe der Siegesgepränge, und der glänzendsten Feyerlichkeit. Einige Grossen des Reichs, welche dem Könige, oder vielmehr seinem Statthalter, dem Herrn von Leippe gefallen wollten, machten eine geringe Ausnahme von der allgemeinen Zuneigung des Reichs. Ganz andre Blicke bewillkommten den König, welcher von der Belagerung von Metz, und den Ufern des Rheins nach Prag zurückkehrte; und schienen mit Niedergeschlagenheit eine Furcht zu verrathen. Sie war nicht ungegründet; denn Johannes, der wilde Krieger und jovialischer Herr, brauchte Geld, und sammelte izt diese Nothwendigkeit, in seinem Reiche zusammen. Die Geschichte erzählt, daß er so gar goldne Münzen schlagen ließ, deren Werth der vorgeschriebenen Gültigkeit nicht gleich war. Im vierzehnten Jahrhunderte konnte man also schon eine Kunst, die man diesen Zeiten kaum zutrauen möchte. Allein, der König muste verschiedene Summen abtragen, die er in Böhmen bisher aufgenommen hatte, und mit dem übrigen flog er, nach zwey Monathen, mit der Schnelligkeit eines Couriers, wie er zu reisen pflegte, wieder von Prag an den Rhein hin.

Die

Die Verwirrungen im deutschen Reiche zerrütteten täglich mehr die allgemeine Ruhe. Ludwig, nach vielen vergeblichen Widerstreben, Kriegen, und Kunstgriffen, sah sich genöthigt, wenigstens dem Ansehn nach, den Herzog Friedrich zum Mitregenten anzunehmen. Der Pabst donnerte mit Bannstrahlen auf den Kaiser los, suchte wenn er konnte, der Pflichten gegen ihn, zu erledigen, den Pöbel zu blenden, und die Fürsten abgeneigt zu machen. Besonders strebte er nach der Verbindung mit dem König von Böhmen, und hintertrieb die Vereinigung des Oesterreichischen und Bayrischen Hauses. Er erweckte unter den Prinzen von Oesterreich Zwistigkeiten, und bewegte endlich den jüngsten Bruder, den Herzog Otto, nach dem Absterben seiner Brüder, Leopolds und Heinrich, Antheil an den Oesterreichischen Ländern zu fodern. Die Könige von Ungarn und Böhmen beredte dieser Priester der Christenheit die Ansprüche des Otto zu unterstützen, und zerstörte jeden Plan der Einigkeit. Selbst die Pohlen reitzte er zu Einfällen in die Mark Brandenburg, und wiegelte alles gegen den Kaiser auf. — Heiliger Vater! man zittert für deiner Heiligkeit! —

Italien setzten nicht geringere Unterhandlungen des Papstes in eine Mischung von Empörungen, Streitigkeiten, und Fehden. Die Guelphen und Gibellinen bezeichneten ihre Wuth mit blutigem Eifer, und würgten und wurden erwürgt, ohne die Ursachen zu kennen, denen sie sich aufopferten.

In Böhmen dauerte die Härte der Statthalterschaft fort, und die Ungerechtigkeit siegte täglich über Recht und Gericht. Elisabeth bekam kaum hinlänglichen Unterhalt, und muste die Zeugin von dem Unglücke ihres Landes seyn. Man pflegte als eine gewöhnliche Formel zu sagen: **König, Recht, und Regie-**

rung ist aus dem Lande entwichen. Der König Johannes aber nutzte die angebotene Freundschaft des Pabstes; und ließ sich eine Erlaubniß geben, von der ganzen Geistlichkeit Contribution einzufodern; eine ungewohnte Foderung des vierzehnten Jahrhunderts. Aber Johannes wuste alles möglich zu machen. In der Pfingstwoche des Jahrs 1326 war er wieder in Paris, und wohnte der Krönung der neuen Königin von Frankreich, seiner Anverwandtin, mit königlicher Pracht bey. Ohnstreitig hatte der intriguante Pabst die Könige von Frankreich und Böhmen von neuem zu Freunden zu machen gewußt. Bald darauf belagerte Johannes wiederum die Stadt Metz, welche den vorigen Vertrag nicht hielt, und ängstigte sie desto stärker, da innerliche Unruhen ihm, selbst Bürger der Stadt zu Anhängern machte. Um dieselbe Zeit verlobte er seine Tochter Judith, an den noch ganz jungen Grafen von Bar, und ließ die Prinzeßin nach Luxenburg kommen. Man begreift leicht, daß Unkosten Abgaben erforderten. Vielleicht beschreiben uns aber auch die böhmischen Schriftsteller den Zustand des mißvergnügten Reichs mit übertriebenen Farben.

Mit dem Anfange des folgenden Jahrs 1323 gieng der Kaiser nach Italien, und Johannes einige Monathe darauf wieder nach Prag. Hier wurde, ausser den Auflagen, wiederum unächte Münze geschlagen: kupferne sagt die Geschichte, welche den Handel und die bürgerliche Gesellschaft verwirrte, und sie klagt fort über den Zustand von Böhmen. Inzwischen gaben neue Vorfälle dem Könige neue Erweiterungen seiner Länder und Macht. Heinrich, der Herzog von Schlesien hatte keine männliche Erben, und seinen Bruder, welcher ihn mit Gewalt oder List von seinen Besitzungen zu treiben versucht hatte, haßte er. Dem König von

Böhmen also trug der Herzog Heinrich sein Land an, und ließ sich deßwegen mit ihm in Unterhandlungen ein. Ob nicht Johannes den Weg dazu erst gebahnt habe, erzählt uns die Geschichte nicht. Er war so glücklich diesen neuen Zuwachs seiner Macht zu erhalten, verstattete den Besitz der Provinz von Glatz dem Herzoge Heinrich auf Lebenszeit; und gieng selbst nach Breslau, wo er von seinem neuen Lande Besitz nahm. Er reißte hierauf an die Grenzen von Pohlen, dessen Fürst die Abhängigkeit von Böhmen verworfen, und den königlichen Titel angenommen hatte. Johannes, dem Schlachten und Kriege die angenehmsten Beschäftigungen waren, dachte itzo auf Eroberungen in Pohlen. Viele Fürsten dieses Reichs, deren Länder er sich näherte, kamen ihm entgegen, und leisteten Huldigung. Eben wollte Johann nach Krakau aufbrechen, als sich der König von Ungarn der Schwiegersohn des Königs in Pohlen, ins Mittel schlug, und ihn ersuchte, von einem Kriege abzustehn, der nicht Pohlen allein, sondern Ungarn zugleich angreifen würde. Johann gab mehr den Vorstellungen, als der Furcht Gehör, und unterließ dießmal seine Absichten gegen seinen Feind in Pohlen. Er kehrte nach Böhmen zurück, und von da gleich wieder nach dem Rhein.

So bald er in Luxenburg angekommen war, legte er die Streitigkeiten mit der Stadt Metz völlig bey; und ergab sich, da er nicht gleich ernsthafte Beschäftigungen für den kriegerischen Geist fand, dem Vergnügen der Tourniere und Wettkämpfe. Bis zur Bewunderung zeigte er sich in diesen martialischen Künsten als den geübtesten, und wildesten Fechter. Die Versammlung der Zuschauer bey dergleichen öftern Kriegsspielen gab zu häufigen Festen und Lustbarkeiten Anlaß. Johannes soll hier seine Zeit zwischen den kriegerischen

Schauspielen, und den wollüstigen Verschwendungen vertheilt haben; in beyden gleich ausschweifend. Er soll, so wie den Tag in Waffen, die Nacht bey den Pokalen zugebracht haben, und in den Armen der Maitressen. Seine Freygebigkeit soll groß, und seine Gastmahle lustig gewesen seyn; wobey besonders Witz und Scherz erheiterte. Dennoch war auch diese Abwechselung für die unruhige Seele des Königs nicht hinreichend. Er war nie lange an einem Orte, bald da, bald weit entfernt, und wieder da; und wenn man ihn suchte, war er schon wieder nicht mehr da. Eine unglaubliche, immer unruhige Geschäftigkeit trieb ihn allenthalben herum. In eben diesem Jahre wurde der zweyte, noch ganz junge Prinz des Königs, Johann Heinrich, nach Kärathen, zu seiner Braut, der Tochter des Herzogs Heinrichs, geschickt. Heinrich hatte ihn an Kindes statt angenommen, und zum Erben eingesetzt, nicht ohne Verdruß der österreichischen Prinzen, welche Ansprüche hatten. So glücklich war der König von Böhmen, daß der vorige Nebenbuhler der böhmischen Krone, den er mit Gewalt der Waffen verjagt hatte, itzo seinen Prinz zum Erben seiner Länder machte. Das Glück des Königs war stets so ausserordentlich, wie sein Charakter: es schien, als wenn Fortuna sich freute, einen so sonderbaren Mann gefunden zu haben dem sie mit Glanz, sonderbare Gunst erzeigen konnte.

Wenige Helden, die die Geschichte kennt, haben so viele Gelegenheit gehabt, bey so ganz verschiedenen Völkern, in so ganz entfernten Ländern Lorbeern zu brechen. Johannes sah mit Vergnügen für seinen kriegerischen Sinn, als er noch in Luxenburg war, in den österreichischen Grenzen einen neuen Krieg angehn, worin er verflochten ward. Einige Uneigkeiten zwischen verschiedenen österreichischen und mährischen

schen Adelichen hatten Privatkriege entfacht, die allemal mit mehr Verheerung, als grössere Kriege, geführt werden. Die Erbittrung wurde täglich wilder; Böhmen stand dem Mährischen Adel, und Friedrich von Oesterreich dem seinigen bey. Inzwischen trachtete Otto, der Bruder Friedrichs seine Anforderungen auf die Oesterreichische Länder, durch die Waffen geltend zu machen. Der König von Ungarn unterstützte ihn mit 80000 Mann; und Fridrich sah sich in einem doppelten Krieg verwickelt. Immer war dieser Fürst unglücklich: auch hier. Den König von Böhmen reitzte ein langer persönlicher Groll gegen Friedrich. Er flog itzo von Luxenburg nach Prag, sammelte Truppen, und fiel selbst in die Oesterreichischen Staaten ein. Wenig Widerstand, rasches Glück. Johann ist Sieger, wohin er zieht: und unterwirft sich die Städte, demüthigt die Feinde, und erobert auf vierzig Schlösser und Festungen. Friedrich, auch auf der andern Seite von der Ungarischen Armee gedrängt, sah sich genöthigt, Friedensvorschläge zu thun, und zu verwilligen, was er nicht ersiegen konnte. In einer mündlichen Unterredung, welche zuerst der Ehrgeitz des König Johannes abbrach, weil er nicht Höflichkeit genug in der Bewillkommung von Friedrichen fand, doch aber bald wieder fortsetzte, schlossen der König von Böhmen, die zwey Oesterreichischen Prinzen, und der König von Ungarn einen Frieden, der ihren Ländern Ruhe gab.

Nur Johann konnte nicht leicht Ruhe haben. Er kam von diesem glücklichen Feldzuge im November 1328 zu Prag an; daselbst hatten sich auf seinen vorigen Befehl, als er noch im Oesterreichischen Gebiete kriegte, frische Völker versammelt, die schon nach Znoym aufgebrochen waren, und itzo nun wieder nach Prag zurückkehren musten. Eine Armee aus einander gehen

zu lassen, ohne ihre Schwerdter zu brauchen, schien dem Könige ohnstreitig nicht zu gefallen. Sein Muth giebt ihm ein, itzt etwas grösseres zu unternehmen; und Gelegenheit ist da, so bald man sie suchte. Der neue König von Pohlen Wladislaus Lokticus war, mit einem grossem Schwarme heidnischer Litthauer, Preussen und Wallachen in die Mark Brandenburg, auf Anreizung des Pabstes, eingefallen. Nach ihrem Rückzuge bestritten nun die heidnischen Litthauer die Kreutzherrn, oder deutsche Ordensritter in Preussen, welche die Mark Brandenburg gegen sie hatten vertheidigen helfen. Diese zu bekriegen, und seine Tapferkeit einem wilden neuen Lande zu zeigen, nahm sich itzt der König vor. Er versorgte sich in eifriger Geschwindigkeit mit allen Kriegsbedürfnissen, und eilte mit dem Heere von Prag nach Preussen, mitten im Winter den 6 December 1328. Jener General, in unserm Zeitalter, welchem man, an einem rauhen Herbsttage den Rath gab, mit der Morgendämmerung aufzubrechen, und dem Feinde entgegen zu gehen, antwortete: **Meine Herren, es ist heute zu kalt**: aber Johann glaubte, daß sich seine Truppen schon erwärmen würden.

Man darf die Schwierigkeiten nicht erst schildern, welche der König zu bekämpfen hatte, ehe er noch mit seinem Feinde kämpfen konnte. Er überwand sie, und drang endlich mit Macht in Preussen ein. Hier schlug er Feinde und eroberte Städte; dieß ist der kurze Inhalt dieser ruhmvollen Expedition. Nachdem er Preussen beruhigt, rückte er selbst in Litthauen ein, einem weiten, sumpfigten, waldigten Lande. Thiere mehr als Menschen schienen dessen Einwohner zu seyn: Geld, Wein, und gewöhnliche Speisen waren ihnen unbekannt: in den Gebüsch lagerten sich die Krieger, und

stellten bloß hinterlistige Ueberfälle an. Man war eben so sicher für einen Angrif, als unsicher für das Leben. Der König suchte sie dennoch auf, zerstreute ihre Schaaren, schlug sie in vielen Treffen, machte über 3000 Gefangene, welche getauft wurden, und drang so tief in ihre Länder, als keiner jemals gewagt hatte. Sein Zorn bey allen Unbequemlichkeiten, welche ihn in dieser wüsten, wilden Provinz bestritten, wurde noch mehr erregt, als er in der neblichten, ungesunden Luft ein Auge verlohr. Die wenigen Dörfer, und Flecken, welche man fand, wurden angezündet, und wo es möglich war, hinterließ man die Spuren der Verheerung. Hierauf, nach dieser Bändigung der Litthauer, nahm man den Rückweg nach den frohern Gefilden in Preussen; dessen Ordensritter dem Könige eifrigen Beystand geleistet hatten; wofür er einen Theil von Pommern dem Könige von Pohlen abnahm, und ihnen schenkte, auch verschiedene andere Besitzungen derselben diesem Geschenke beyfügte. Wer wollte hier jede einzelne Eroberung, jedes neue, Böhmen zugewandte Lehn, jeden Vortheil, den Johann sich erwarb, erzählen? Oder wer könnte es erzählen, ohne durch Einförmigkeit unangenehm zu werden? Zu den vorzüglichsten Erweiterungen der Macht, und des Ansehns des Königs gehörte die Huldigung, welche ihm der Fürst zu Brieg, der vorher auch Lignitz sich unterwürfig gemacht hatte, leistete. Seinem Beyspiele folgten die übrigen Schlesischen Fürsten nach. Böhmens Glanz stieg nun aufs höchste; und sein König auf den Gipfel des kriegerischen Ruhms.

Er kam nach den glorreichen Thaten und Siegen in Preussen, Pohlen und Litthauen, im May des folgenden Jahres zu Prag wiederum an; verließ aber die Stadt und das Reich schon wieder nach funfzehn Tagen

und begab sich an den Rhein, wo sein Onkel, der Erzbischof von Trier, seiner Hülfe bedurfte; und sie auch so wirksam fand, daß das Erzstift Maynz dem Churfürsten zu Trier völlig unterworfen wurde, nachdem es durch alle Angriffe des Kriegs geschwächt und gedemüthigt worden war. In Flandern standen zu gleicher Zeit Hülfsvölker des Johannes dem Könige von Frankreich bey, und erwarben ihrem Herrn einen neuen Antheil an den Siegen dieses Krieges. Es gieng nichts wichtiges, nichts grosses vor, wozu der König von Böhmen nichts beygetragen hatte.

Selten ist der glückliche, grosse Krieger auch in Entwürfen der Politik; und in Unterhandlungen groß, welche Feinheit des Geistes, und schlaue Klugheit erfordern. Johannes aber zeigte sich in diesem und dem folgenden Jahre in Unterhandlungen eben so mächtig, als in den Waffen. Zu den vielen Verbindungen, die er zwischen seinem Hause, und den mächtigsten in ganz Europa, gestiftet hatte, fügte er eine neue mit dem Herzog Otto von Oesterreich, hinzu, welche ein zu Landau geschlossener Vertrag befestigte, und die Verlobung seiner noch ganz jungen Prinzeßin Anna mit diesem Herzoge, bestärkte. Der unglückliche Friedrich war zu Anfange des Jahrs 1330 gestorben, ein tapferer, edelmüthiger, vom Schicksal verfolgter Fürst; im Falle immer noch groß, und verehrt von derjenigen Bewunderung, die den Zufall vom Verdienst zu trennen weis, und nicht zu blöde ist, um von Glanz verblendet zu werden. Sein Tod bahnte Gelegenheit zu der Freundschaft, die Johannes mit seinen Brüdern errichtete; und seine älteste Prinzeßin ward nachher noch Braut des Königs Johannes, welcher dadurch wiederum eine fruchtbare neue Verbindung seines Hauses mit dem Oesterreichischen zu knüpfen suchte; obgleich die Vermäh-

lung nicht vollzogen wurde. Man zählt diejenigen unter die glücklichsten, welche von Freunden geliebt, von Feinden gefürchtet werden; Johannes ward so gar von seinen Feinden geliebt, wenn er erst genug gefürchtet war worden. Der Herzog Heinrich von Kärnthen, und die Oesterreichischen Prinzen, der Pabst, und der König von Frankreich bestättigten ihm diesen Ruhm. Dem Kaiser Ludwig blieb der König immer noch getreu, und eben in diesem Jahre führete er für denselben einen herrlichen Streich aus. Ludwig fand sich der Oesterrischen Macht, welche gegen ihn Krieg führte, nachdem er aus Italien zurückgekommen war, nicht gewachsen. Sie bemächtigte sich im Elsaß der wichtigsten Plätze, und drohte noch fürchterliche Dinge, als schon geschehen waren. Hier trat Johann in die Mitte, wußte alle Irrungen zu heben, und seine Klugheit brachte einen sehr vortheilhaften Frieden zu Stande. Der Kaiser bestätigte den Herzog von Oesterreich alle Fürstenthümer und Herrschaften, welche sie vor seiner Erhebung besessen hatten. Beyde Theile versprachen einander wider alle Feinde beyzustehn, die römische Kirche die Churfürsten, und einige benannte Herren ausgenommen. Man setzte eine völlige Amnestie, und Freundschaft an die Stelle der vorigen Streitigkeiten.

Johann arbeitete noch an einem grössern Werke seines Ansehns: den Kaiser mit der Kirche auszusöhnen; und nichts als die frechste Härte des Pabstes, Johannes des XXII. hintertrieb die Vollendung. Der erbitterte Haß des Hohenpriesters der menschenfreundlichen Religion, suchte so gar den König Johann von dem Kaiser abwendig zu machen; allein ein wilder, unruhiger König dachte besser, als der heilige Vater. Wie oft, so handelte auch hier der heilige verdammungswürdiger als der unheilige. Doch wollen wir

in dieser Absicht den König nicht zu sehr preisen: bald würden wir es vielleicht bereuen. Nicht aber blos die erzählten Unterhandlungen trieb Johannes in diesem Jahre, sondern die Geschichte sagt, daß er in Frankreich, am Rhein, und in Deutschland herumreisend, zwischen vielen Fürsten und streitenden Partheyen viele Verhandlungen und schwere Verträge mit ungemeiner Klugheit und Wirksamkeit zu Stande gebracht habe. Er richtete nunmehr die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich, und war nicht bloß König; sondern ein grosser unter den Sterblichen. Es ward ein Sprüchwort: ohne den König von Böhmen richtet niemand etwas aus, wenn er will, erhöht er, wenn er will, demüthiget er *). Welch ein Lobspruch für den ehmaligen, unmächtigen Grafen von Luxenburg!

Böhmen sah, während diesen Verrichtungen, seinen König nicht eher wieder, bis in September des Jahrs 1330. Inzwischen hatten sich ganz fremde Sitten eingeschlichen, welche die ausländischen Herren, die immer um den König waren, und nach Böhmen sich begeben hatten, mitbrachten. Lächerliche neue Moden, sagt ein Scribent, entstanden um diese Zeit. Man kleidete, man putzte sich weibisch. Verschiedene kräuselten so gar ihre Haare mit Hülfe des Eisens, trugen kurze und enge Röcke, affectirten eine weiche, gebrochene Sprache, die dem Gesange ähnlich war, und wer eine neue Mode erfinden, und zuerst tragen konnte, hielt sich für glücklich. Böhmen ward einen Affen ähnlich, und ahmte alles nach, was es an andern sah. So sagt ein Scribent von Böhmen. Der Leser wird von

selbst

*) Sine rege Bohemiae nemo valet expedire suum factum:
Quem vult exaltat, quem non vult, ipse recalcat.

selbst darauf fallen, ehe man es ihm sagt, daß so ein Scribent ein alter seyn müsse, nicht aus den neuern Jahrhunderten. Wirklich, nein, ein Mann aus dem vierzehnten Jahrhunderte ist es, der diese Moden tadelt.

In demselben Jahre vollendete auch die Königin von Böhmen die Laufbahn ihres mißvergnügten Lebens. Noch nicht neun und dreißig trübe, unglücksvolle Jahre waren verflossen, seitdem sie die Welt gesehn, und die harten Schicksale derselben zu empfinden angefangen hatte. Wenige Tage zeichnete das Vergnügen aus, der gröste Theil derselben nahm Seufzer der bedrückten Königin mit sich hinweg. Durch die Verläumdung ihres Feindes, des Statthalters, Herrn von Leippe, und der verwittweten Königin verlohr sie die Gunst des Königs, der sie so würdig war. Von dieser Zeit an nahm sie keinen weitern Antheil an einer ihr misfälligen, schweren Regierung, auser demjenigen, der in Thränen des Mitleids bestand. Einige Jahre erleichterte ihr die Güte ihres Schwiegersohns in Bayern; nach ihrer Rückkunft in Böhmen weihete sie die übrigen gottesdienstlichen Verrichtungen. Auch in der Neigung zu den Klöstern, in einer ganz abergläubischen Verehrung für die Reliquien, und andern Proben einer unächten Andacht erkennt man die fromme Seele diese Dame, und bedauert die Finsterniß ihrer Zeiten indeß man sie selbst hochschäzt. Die Tugend bleibt in jeder Gestalt liebenswürdig, wenn auch ihre Wirkungen uns befremden; oft sind Vorurtheile Zeugen des guten Herzens. Liebreich, weise, und from war Elisabeth; von den Unterthanen geliebt, von der Verläumdung und dem Laster verfolgt, und nach dem To-

de bedauert; denn der Neid der Menschheit läßt immer erst den Todten völlige Gerechtigkeit wiederfahren.

Ihr Gemahl, der flüchtige Krieger, und der verehrteste Monarch in Europa begab sich um eben diese Zeit, da Elisabeth starb, nach Kärnthen, um die Vermählung seines zweiten Prinzen mit der Tochter des Herzogs Heinrichs in Kärnthen zu Stande zu bringen. Die Freundschaft des Herzogs mit dem König wurde bestärkt, und dieser nahm so gar von den Ständen die Huldigung für seinen Prinzen an. Indem sich der König noch in Tyrol aufhielt, floß eine Menge vom Italienischen hohen Adel herbey, und Fürsten bathen den Monarchen, dessen Ruf längst auch Italien durchschallt hatte, in ihr Land zu kommen. Wie glücklich war unser König. Es gab wieder etwas zu besiegen, und zu erfechten. Sein Ehrgeiz wallt, und seine Kriegslust entflammt sich. Johannes tritt in Unterhandlungen mit den Italienern; besonders erflehten die bedrängten Brescianer seine Hülfe die er ihnen auch so gleich versprach. Seine Klugheit wuste es dahin zu leiten, daß der Kaiser ihn zum Reichsvikar in Italien erklärte, gegen eine jährliche Abgabe nach Deutschland. Das Zutrauen zu seiner Tapferkeit zog ihm bald eine Menge Volks herbey. In Böhmen und vielen Orten in Deuschland versammelten sich zu der Fahne des neuen, tapfern Reichsverwesers, häufige Soldaten. Der König hatte in Prag Anstalten machen lassen, das Weynachtsfest daselbst zu begehen; allein schnell ändert er sich, weil er sein Herr schon über zehntausend Mann stark angewachsen sieht. Mit dem Heere eilt er fort, und erscheint den 30 December so plötzlich, und unversehens in Italiens Grenzen, daß fast niemand begreifen konnte, was er vor hatte.

Ein neuer Schauplatz des Muths, der Tapferkeit und des Glücks für den kriegerischen König von Böhmen, jenseits der Alpen. Italien war von seinem gewöhnlichen Verhängnisse, der größten Zerrüttung und Verwirrung, in zerstörende Uneinigkeit gestürzt. Viele von den Anhängern des Kaisers Heinrichs VII des Vaters unsers Königs ernährten noch immer die Neigung gegen das luxenburgische Haus. Johann gieng zwar, als bestellter Reichsvikar nach Italien, allein, wer kennt nicht die hinreissende Macht des Eigennutzes? Es ist bekannt, daß Freundschaft der Hohen oft nicht länger dauert, als ihre Staatsvortheile. Zwar nicht bloß Hohe, nein, überhaupt die Menschen, als Menschen sind gemeiniglich nur Freunde, so lange es nöthig ist. Johann hatte wirklich schon insgeheim mit den Italienischen Abgeordneten, in Tyrol sein Staatsinteresse einzuleiten gewußt; und indeß er dem Kaiser schmeichelte, wollte er für sich selbst erobern. Der Pabst hielt es für vortheilhaft, je weniger er dem Kaiser gewogen war, desto mehr dem König Johann zu unterstützen. Dieser stellte sich bloß als den Friedensstifter von Italien vor, und verbot sehr bald alle Partheyen; ja, die verhaßte Namen den Guelfen und Gibellinen wollte er so gar ausrotten, und den fruchtbaren Gefilden Italiens die ernährende Ruhe der Eintracht, der Sitte, und des Friedens geben. Reitzende Aussichten! wer wollte sich ihnen nicht mit Freude überlassen? So ward der größte Theil Italiens dem Könige von Böhmen geneigt, und ganz eigen; ehe er noch Städte einnahm, besaß er schon die Herzen der meisten Bürger. Denn er verstand die größte Eroberungskunst, die Herzen gewinnt, ehe man die Mauern ersteigt, und Waffen schwingt. Durch klug ausgebrei-

tete Absichten, und schmeichelnden Ruf erzeugt sie den Beyfall, und den Enthusiasmus der Menge; und dieser leistet Bürgschaft für den Sieg, ehe das Schwerdt gezückt wird. So siegten große Eroberer.

Durch diese Kunst erschuf sich der König Johannes einen sehr schnellen Fortgang seiner Waffen. Brescia, dessen Einwohner ihn vorzüglich nach Italien eingeladen hatten, ergab sich so gleich, oder nahm vielmehr den helfenden Freund auf. Man hielt ihn für einen Getreuen des Pabsts, und wirklich war auch diese Vermuthung nicht ganz ungegründet, ob er gleich durchaus sich itzo noch nicht mit dem Pabst gegen den Kaiser verband, sondern vielmehr die Aussöhnung der Kirche und des Regenten von Deutschland zu betreiben schien. Von Brescia gieng Johann auf Bergamo loß, und belagerte es mit Hülfe der Brescianer, welche von den Bürgern von Bergamo bisher ganz bedrängt worden waren. Es erschien zwar ein Hülfskorps, und wollte Bergamo retten, wurde aber völlig geschlagen, und die Stadt sah sich zur Uebergabe gezwungen. Nur bedung man sich, nicht die Herrschaft der Brescianer, sondern des Königs von Böhmen erkennen zu dürfen. Johann versicherte, daß er nicht gekommen sey, um den Gibellinen, noch den Guelfen beyzustehn, sondern nur eine allgemeine Ruhe zu verschaffen, und begegnete den Ueberwundenen mit ungemeiner Mäßigung und Gerechtigkeit. Dem Beyspiele von Bergamo folgte bald Crena, und Cremona. Da der General der päbstlichen Truppen den schnellen Erfolg sah, womit Johannes die Gibellinen sich unterwarf, that er ihm in Namen des Pabstes wichtige Vorschläge, und versprach den Besitz der Städte zu vertheidigen, welche der König itzo mit leichter Mühe erobern könnte. Dieser verband

band sich mit dem päbstlichen Heere, belagerte Modena, und war schon im Begriffe einen Sturm zu wagen, als sich die Stadt der Gnade des Königs ergab. Die Einwohner von Rheggio öfneten so gleich dem anziehenden Heere ihre Thore. Parma widersetzte sich anfänglich, allein ein unglücklich Gefecht mit den böhmischen Kriegern nöthigte diese Stadt ebenfalls zur Uebergabe. Der damalige Herr von Mayland, Azzo Visconti besuchte den König in Person, und unterwarf ihm die Stadt. Pavia, Vercelli und Novara trugen ihm ebenfalls die Herrschaft über sich auf. Die Florentiner belagerten um diese Zeit Lucca. Johann kam gern der Stadt zu Hülfe; jagte die Florentiner mit blutigen Köpfen weg, und ward Herr von Lucca. Mantua und Verona erkannten durch Gesandten gleichfalls seine Herrschaft. In rascher Kürze hatte sich der König von Böhmen fast das halbe Italien unterworfen.

Der allgemeine Ruhm der Tapferkeit, der Gerechtigkeit und der Gnade des Königs, erhöhte die Zuneigung der Italiener bis zur Verehrung und Schmeicheley. Heinrich der VII. ward wieder in neues Andenken gebracht, und man liebte den Sohn eines so gütigen Kaisers, dessen Eigenschaften man wieder zu finden glaubte. Die Schmeicheley verbreitete, daß man dem luxenburgischen Hause itzt nun alle die Pflichten leisten müste, die man Heinrich dem VII. gelobt hatte. Bey solchen lachenden Aussichten fieng nun der König an, sich auch seines Vaters zu erinnern, und an den Plan zu denken, den derselbe wegen Italien entworfen hatte. Alles schien den Weg zu diesem Ziele zu bahnen. Er suchte nun die Gemüther immer mehr zu gewinnen, sich als den gütigen Eroberer, und allgemeinen Friedensstifter anzugeben, der den Geist der Zwietracht tilgen wolle, und Gibellinen und Guelfen ver-

einigen. Bey jenen war er der Abgeordnete des Kaisers, der Ruhe bringen sollte, bey diesen der Freund des Pabstes, dessen Schutz die päbstliche Armee selbst versicherte. Wo Ludwig die Bischöfe und Geistlichkeit vertrieben hatte, rufte der König sie wieder zurück. In den Städten, die der Pabst mit dem Interdikt gestraft hatte, ließ er den Gottesdienst auf eine so feyerliche Art wieder herstellen, als ob die päbstliche Strafe durch ihn aufgehoben würde. Zuletzt verband er sich wirklich mit dem Papste, und schickte darauf, eigne Gesandten an den Hof zu Avignon. Alles kündigte einen Beherrscher von dem größten Theile Italiens an.

Und der Kaiser in Deutschland? Nothwendig erregte das Glück des Königs, und das Betragen desselben dabey den eifersüchtigsten Unwillen. Besonders muste dem Kaiser die Freundschaft des Königs mit dem Pabste, seinem ärgsten, boshaften Feinde mißfallen. Der Zustand Italiens war ganz seltsam, und der listigste, den man nur denken konnte. Alle Partheyen stutzten: die Guelfen wusten nicht mehr, was sie von dem Pabste denken sollten, die Gibellinen nicht, was der Kaiser vorhabe. Beyde schöpften den heftigsten Verdacht. Der Pabst mochte, so viel er wollte, Versicherungen ausstellen, daß alles, was der König vornähme, ohne sein Wissen geschähe: man glaubte es nicht. Dem Pabste ward selbst Angst; doch durfte er es nicht merken lassen. Johannes wuste alles so untereinander zu mengen, daß niemand mehr seiner eigenen Parthey traute, und bloß auf ihn sahe. Inzwischen wurden die Italienischen Fürsten ebenfalls ungeduldig, und suchten den reissenden Strom der Gefahr aufzuhalten. Besonders strebten die Florentiner und der König von Neapel nach einer neuen Revolution. Der Pabst selbst erregte nun dem Könige Feinde, und empörte besonders

ders die Pisaner. Die Krone Frankreich spielte eigentlich diese Streiche, und suchte die Unternehmungen des Königs von Böhmen zu begünstigen, um ihn bey dem Kaiser in Verdacht zu setzen, damit diese mächtige Verbundene sich endlich trennen möchten.

Der Streich gelang glücklich, Ludwig, welcher sich gegen den ungetreuen König von Böhmen in Verfassung setzen wollte, zog die Oesterreichischen Prinzen durch Gnadenbezeugungen, und andere Mittel in sein Interesse. Es wurde ein Bündniß unter ihnen gegen alle Feinde aufgerichtet; und, um demselben dem mächtigsten Nachdruck zu geben, verbanden sich mit dem Kaiser und den Herzogen von Oesterreich, die Pfalzgrafen, Rudolph und Ruprecht, der Marggraf Friedrich von Meissen, der Churfürst von Brandenburg, der Herzog Stephan von Bayern; lauter Nachbarn von Böhmen, und gefährlich für den König, der itzt in Italien war. Man hielt hierauf einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchen sich der Kaiser über den König von Böhmen empfindlich beschwerte. Der Reichsvikar wurde nun ein Reichsfeind, und sollte in die Acht erklärt werden. Die Klugheit seines Onkels, des Churfürsten zu Trier wandte aber diesen Bliz noch ab. Durch viele Entschuldigungen, Vorstellungen, und Bitten, die Balduins Autorität unterstützte, beschloß man die Ankunft des Königs von Böhmen zu erwarten, ehe man Urtheil fällen wollte.

Dieser, so bald er die Nachricht von den Gefahren in Deutschland erhalten hatte, wo seine Gegenwart erfodert wurde, machte zur Abreise dahin die eilfertigsten Anstalten. Das Gerüchte von dem Unwillen des Kaisers und den Verhandlungen auf dem Reichstage zu Nürnberg verwandelte die Furcht für ihn in Haß und Empörung. Selbst von den deutschen Völkern verließ ihn eine Men-

ge. Er aber, immer geschäftig, trug seinem aus Frankreich nach Italien berufenen Sohne, Karln, von dessen Aufenthalte am Hofe zu Paris wir schon vorher geredet haben, ob er gleich noch nicht sechszehn Jahr alt war, die Sorgfalt für Italien, unter der Aufsicht des Graf Ludwigs von Savoyen auf, und eilte nach Deutschland. Der junge Prinz des Königs lief, gleich bey seinem Eintritt in Italien in Gefahr, vergiftet zu werden. Ein Nichtswürdiger, der sich für stumm ausgab, und in der Küche eingeschlichen hatte, vergiftete das Essen. Das Glück wollte den Prinz erretten: die heißhungrigen Bedienten, welche von den Speisen assen, ehe Karl sich an die Tafel setzte, erregten durch ihren schnellen Tod Argwohn, wodurch man die Frevelthat zu entdecken Gelegenheit nahm.

Der König war kaum in Regensburg bey dem Kaiser angelangt, als seine Klugheit jeden Verdacht vertilgte, und die völlige Zuneigung Ludwigs wiederum gewann. Ein gemeiner Geist, und gewöhnliche Rechtfertigungen hätten den erbitterten Kaiser nicht besänftigen können. Allein Johann wuste zu zeigen, wie alles zum besten des Kaisers in Italien sey unternommen worden, wie die Freundschaft mit dem Pabste blos die Aussöhnung des Kaisers mit demselben zur Absicht gehabt habe, und er selbst sich erböte, nach Avignon zu gehn, wenn man billige Vorschläge an den Pabst thun wölle, wie er das Interesse Ludwigs zu seinem höchsten Endzweck gemacht habe, und, um seine Neigung wider die Eifersucht zu bestärken, schlug er eine Vermählung unter ihren beyderseitigen Kindern vor. Ludwig und Johann knüpften aufs neue das festeste Band der Freundschaft; sie blieben zwey und zwanzig Tage beysammen; pflogen die vertrautesten Rathschläge, und entwurfen die geheimsten Plane. Johann wird wieder

Reichs=

Reichsvikar; worüber der Herzog Otto, dem der Kaiser diese Würde vor einigen Monathen aufgetragen hatte, sehr mißvergnügt werden muste, und sich auch an den listigen König zu rächen beschloß. Dieser aber wandte seine Berathschlagungen mit dem Kaiser, ausser andern Entwürfen, zur Beylegung der Unruhen in Bayern an, welche sein eigener Schwiegersohn, Herzog Heinrich erregte. Johann, indem er seinen eigenen Schwiegersohn zur Ruhe nöthigte, bezeugt dadurch seine Achtung und Aufopferung gegen den Kaiser Ludwig: welcher überhaupt nach der Ruhe sich sehnte, und jeden Anlaß dazu begierig ergrif.

Der König eilte, froh, und voll groser Anschläge nunmehro nach Böhmen. Hier wollte er neue Völker werben, wozu schon die Befehle ertheilt waren, nach Italien wieder gehn, und durch die Macht der Waffen, seine Unternehmungen daselbst mit einem glorreichen Ende krönen. Vorher solte noch eine Unterredung mit dem Kaiser, zu Nürnberg, gehalten werden, worauf Johann Paris besuchen wollte. Allein, indem er noch die Geschäfte seiner Staaten in Böhmen berichtigt, überrascht ihn die Nachricht, daß der König von Ungarn und der Herzog Otto von Oesterreich in Mähren eingefallen sind. In Prag, wohin sich sogleich Johann verfügte, erfuhr er, daß die Nachricht von dem Einfalle der Feinde ungegründet war, allein er rüstete sich dennoch zum Kriege, weil er wohl einsahe, was erfolgen würde. Es war ein gefährliches Bündniß wider ihn geschlossen worden. Die Könige von Pohlen, und Ungarn, und der Herzog Otto von Oesterreich, schärften schon ihre Schwerdter gegen ihn, und viel heimliche Feinde unterstützten und reitzten ihre Anschläge. Johann rückte schnell mit seinem Heere in Schlesien ein. Hier nahm er von dem Fürstenthum

Glogau,

Glogau, welches ihm durch den Tod des Herzogs Heinrich zu gefallen war, Besitz. Der nächste Feind war nunmehro der König in Pohlen, gegen welchen er schon ehedem im Feldzuge begriffen, und von dem Könige in Ungarn abgehalten worden war. Itzo führte er seinen Zorn aus. Sein Herr dringt in Pohlen ein. Es war nicht Mode, dem Könige von Böhmen lange zu widerstehen. Vladislaus Lokticus fand sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Waffenstillstand mit den Sieger Johannes einzugehn. Dieser nahm den Waffenstillstand an, weil er gegen die versammelten Oesterreichischen und Ungarischen Völker aufbrechen muste. Auch hier begleitete ihn sein getreues Glück; und folgte seinen eilfertigen Zügen nach: Die Oesterreichischen und Ungarischen Völker liefen, wegen des einbrechenden Winters aus einander, und König Johann kam wieder muthig nach Prag im December des Jahrs 1331. Italien, Deutschland, Böhmen, Schlesien, Pohlen, Mähren, Oesterrich, hatten in diesem Jahr den geschäftigen, ruhmreichen König gesehn und bewundert.

Jedermann glaubte, nun würde Böhmen endlich seinen König eine Zeit hindurch bey sich haben. Der Krieg mit Ungarn und Oesterreich schien in Gegenwart des Monarchen nothwendig zu machen. Allein, auch diesmal liebte der König andere Länder mehr, als sein eigenes; oder vielmehr: er vereitelte seinen Feinden die Absicht, ihn von Italien abzuhalten. Er trug die Fortsetzung des Kriegs gegen die benachbarten Feinde, böhmischen Feldherrn, und dem Adel auf, welchem er grosse Versprechungen ertheilte. Sein lebhafter Geist trieb ihn nach weitern Unternehmungen; und sein Interesse erfodert itzo ein merkwürdigeres Schauspiel zu zeigen, als die Demüthigung der Nachbarn gewesen wäre.

Ita-

Italien rufte ihn zu sich, wo sein Prinz in den dringendsten Gefahren schwebte, und er hielt es für vortheilhaft, in Frankreich vorher einen Besuch abzustatten. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen verließ er schon wiederum Prag. In der verschwiegensten Stille des Nachts, von zehn Personen begleitet, schwang er sich auf ein Pferd, und galoppirte von **Prag** nach **Paris** hin. Er ritt en courier, aber er ritt nicht, sondern er flog, so schnell, so heftig, daß ihm nur wenige von seiner Begleitung nachfolgen konnten. Nicht für einen König, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, sondern für einen jagenden Bedienten hätte man ihn ansehn müssen. Als ihn unterwegs jemand mit Erstaunen fragte, warum er so ganz heftig jagte, gab er zur Antwort: **weil ich den Weyhnachtsabend in Paris seyn will:** und so flog der einäugigte König fort nach Paris. Ungestüm, und Eile, Hitze und Ueberraschung begleitete ihn beständig.

Man begreift ohne Erinnerung, daß seinen eilfertigen Besuch bey dem Könige in Frankreich hohe Absichten, und Staatsinteresse beseelte. Die französische Politesse nahm ihn mit Artigkeit auf, und Johann ließ sich mit aller Höflichkeit in das französische Interesse ziehn. Er fand, gleich bey seiner Ankunft, eine zahlreiche Versammlung der französischen Reichsstände, die das Weyhnachtsfest durch einen gelobten Feldzug gegen die Ungläubigen in Orient feyerten. Johann — nichts konnte ihm angenehmer seyn, als die Hofnung neuer Lorbern in neuen Ländern — nahm mit seiner vornehmsten Ritterschaft an diesem Kreutzzuge Theil, und das Zeichen desselben zierte ihn schon. Mit neuen Entwürfen beschäftigt, vergaß er itzt Böhmen, Kaiser, und Reich. Man dachte nun aus einer neuen Quelle neue Vortheile zu schöpfen. Umsonst geht Johann

nicht

nicht nach Palästina. Er und der kluge König von Frankreich senden Abgeordnete an den Pabst, um den Feldzug, der in zwey Jahren mit fürchterlicher Macht unternommen werden sollte, zur Richtigkeit zu bringen. Die päbstliche Schatzkammer sollte mit ihrem Gelde beystehen: die Geistlichen Güter Abgaben entrichten, die Einkünfte von den Investituren, und allen Veränderungen in den Stiftern des Königreichs dem Hofe auf sechs Jahr zufallen, der Bruder des Königs von Frankreich, zur Ergötzlichkeit, von Italien König werden; und, um nicht zu weitläuftig zu seyn; sieben und zwanzig Puncte verlangte Frankreich vom Pabste; und der Pabst konnte just auch sieben und zwanzig Puncte nicht zugestehen. Er sah ein, daß Avignon in dem französischen Gebiete lag, und ein furchtsamer Kaltsinn schützte ihn wider die Gewalt eines weisen, scharfsichtigen Königs.

Philipp, mit dem Beynamen des glücklichen beherrschte itzt Frankreich: ein Herr mit einer königlichen Seele, und hoher Weisheit begabt. Deutschland furchte sich itzo für ihn, weil ein Gerücht das Land durchirrte, daß er mit Gewalt die Krone des deutschen Reichs suchen wollte Allein, man verkannte den König, da man es glaubte. Viel feiner wußte er seine Plane anzulegen, und mit List und Kunstgriffen zu vollführen, was seine Macht zu dieser Zeit nicht auszurichten vermochte. Als Anführer des Heers gegen die Muselmänner wollte er das Oberhaupt der Christenheit werden, oder nur vielmehr itzo dafür angesehen seyn, den König von Böhmen trachtete er zu seinem treuen Bundesgenossen zu machen, und so die Macht des Kaisers zu schwächen. Durch die geistlichen Waffen des Pabstes, durch die Empörungen der Italienischen Fürsten, durch Verwirrungen in Deutschland wollte er sich

den

den Weg bahnen, und eher, bis er völlig gebahnt war, ihn nicht betreten. Der Orient zeigte ihm die Pfade zur Ehre. Aberglaube, und Unsinn hatte den Mönchen die Regierung übergeben, und der elende Monarch Andronikus schlief auf einem wankenden Throne, indeß die Türken bis an seine Residenz hin schwärmeten, und Siege, und Verderben um sich her verbreiteten. Wie leicht war es itzo, einem kriegerischen und klugen Helden, die Krone des Orients zu erfechten! Gewiß dachte diesen hohen Gedanken, und seine Folgen itzo Philipp, der König in Frankreich: nur die Kluft, die zwischen Gedanken und That befestigt ist, hielt ihn von schneller Unvorsichtigkeit ab. Ein wichtiger Kunstgrif war es, zuerst sich den mächtigen, und furchtbaren König von Böhmen verbindlich zu machen. Nichts wurde vergessen, was diesen Endzweck erleichterte, und Johann war wirklich der treue Freund des Königs in Frankreich.

Der Kaiser empfand sehr bald das unangenehme, welches ihm die Freundschaft der Könige von Böhmen und Frankreich weissagte: er suchte Rache in Deutschland gegen den König Johann. Umsonst versprach Frankreich seine Hülfe zur Beylegung der Streitigkeiten mit dem Hofe zu Avignon; denn man traute den Schmeicheleyen nicht. Mit Vergnügen sah Ludwig die Staaten Johannes von den Ungarischen und Oesterreichischen Völkern verwüsten, und Böhmen seinen Feinden beynahe Preis gegeben. Dieses Land fühlte alle Uebel welche unglückliche Waisen von der Gewaltthätigkeit leiden, wenn der Vater dahin ist. Sie geniessen keine Gerechtigkeit, und die Menschenliebe schützt sie nicht. Feinde aus Eigennutz, und Verfolger aus Frechheit zerstören ihre Ruhe, und rauben ihre Güter. So litten itzt die böhmischen Unterthanen des Königs

Jo-

Johannes. Ihre Statthalter stritten wider die Feinde, indeß sie selbst das Land befeindeten. Die Ungarischen und Oesterreichischen Völker raubten, plünderten, verwüsteten, tödteten, und man sah sich endlich genöthigt um Friede zu bitten, Mit Bewilligung des Königs, der eben seinen Staaten zu eilte, aber wegen weiterer Absichten sie lieber itzt beruhigen, als rächen wollte, wurde endlich ein Friede mit Ungarn und Oesterreich geschlossen; welchen man La, Weyra, und verschiedene andere Besitzungen, die vorher der König in Böhmen erobert, und behauptet hatte, widergeben muste. Zu fester Bestättigung des Friedens schlug man eine Vermählung zwischen der Oesterreichischen Prinzeßin Elisabeth, und dem Könige in Böhmen vor, und ward darüber vollkommen einig, bis auf die Erlaubniß des Pabstes dazu, weil Johann im dritten Grade mit seiner Braut verwandt war, und die Liebe gegen eine Muhme, ohne den gnädigen Winke des heiligen Vaters Sünde war.

Nicht aber bloß die böhmischen Unterthanen schmeckten dir Bitterkeit der Feindschaft des Kaisers gegen ihren Vater, sondern auch die nähern Anverwandten des Königs. Sein Schwiegersohn der Herzog Heinrich in Bayern, empfand des Kaisers Unwillen in einem heftigen Kriege, welchen sein Bruder, Otto, und sein Vetter, Heinrich der jüngere gegen ihn, von kaiserlichen Völkern unterstützt, mit verderblichem Zorne, und harter Gewalt füheten. So gar belagerte der Kaiser selbst Straubingen zwey Monathe hindurch.

Mitten unter diesen zerrüttenden Unruhen eilte Johann nach Deutschland. Ludwig hielt eben einen Reichstag zu Nürnberg im August dieses Jahrs 1332. Johann erschien selbst auf denselben. Wie schnell ward

al=

alles verändert! Sein Onkel Balduin, der Churfürst von Trier, besaß ganz die Gunst des Kaisers, und erhielt viele Gnadenbezeugungen, weil er viele Dienste geleistet hatte. Durch ihn, sagt man wurde der König von Böhmen, wiederum von neuem Freund des Kaisers. Richtiger sagt man, durch sein Ansehn und Furcht verwandelte Johann die Abneigung des Kaisers in Zuneigung; wenigstens in **öffentliche** Aussöhnung, und Verbindung. Wenn der eine sich **fürchtet**, und der andere **gerne will**, so ist die äuserliche Feindschaft bald gehoben. Johann dachte itzo an so viele Anschläge, daß er nur Böhmen, nur Böhmen ruhig wissen wollte, denn wichtigere Endzwecke belebten seinen Geist; Italien rief ihn zu sich. — Der Kaiser sah einen gefährlichen Feind ihm drohen, wenn er nicht den König von Böhmen befriedigte. Wem braucht man es nun erst zu sagen, daß Ludwig und Johann einen guten Vergleich eingiengen, alles widrige hoben, die bayrischen Unruhen dämpften? wer da begehrt nähere Umstände und die Pacta conuenta zu wissen, suche sie anderswo, und er findet sie in vielen Büchern, die ich hier nicht nennen mag. Ludwig und Johann, zwey neue Freunde wiederum — so spielt das Glück der Welt — versprachen durch Vermählungen ihrer Freundschaft Haltung zu geben. Siehe da! Jedermann wundert sich, nur der nicht, der Politik versteht.

Beyde Monarchen, der Kaiser, und der König von Böhmen giengen mit einander nach Passau, wo sie den Vertrag wegen der Bayrischen Unruhen gemeinschaftlich ausstellten. Eben daselbst ward auch ein gemeinschaftlicher bestätigter Friede zwischen Böhmen, den Oesterreichischen Prinzen, und dem Kaiser, errichtet. Man bequemte sich leicht zu allem, wenn man nur den kriegerischen, siegreichen, mächtigen, hitzigen König

von Böhmen befriedigen konnte. Er hingegen, vergnügt, über die schnell getrofene Verbindungen, die seine Waffen in Deutschland nicht erforderten, gieng nun nach Prag, sein verlassenes Reich zu besuchen.

Auf kurze Zeit, wie gewöhnlich, gönnte er seinen böhmischen Unterthanen, die Gegenwart ihres Herrn. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen, welche er zu einer frischen Quelle von Gold machte, begab er sich mit der ihm eigenen Eilfertigkeit wiederum nach Paris. Hier wohnte er einem prächtigen Tourniere bey, wobey sein Schwiegersohn, der Kronprinz von Frankreich zum Ritter geschlagen wurde. Dieser Fürst hatte schon im April dieses Jahrs sich mit der Prinzeßinn des Königs von Böhmen, Judith, oder Guta, vermählt, einer männerreichen Prinzeßin, und doch nur einem vermählt. Sie war erst in der zartesten Jugend, dem König von Pohlen verlobt gewesen, dann dem Marggraf von Meissen Friedrich, dann dem Sohne des Grafen von Baar, hierauf dem Erbprinzen des Kaisers, nachher dem Herzoge von Oesterreich, Otto; itzt, von den Geliebten, mit denen sie verlobt gewesen war, befreyt, genoß sie die Ehre, Kronprinzeßin von Frankreich zu seyn. Johann, der emsige Geist blieb sich immer ähnlich, auch bey entworfenen Aussichten für das Glück seines Hauses. In allen war er geschäftig.

Auch bey dem Tourniere zu Paris legte er Proben der Tapferkeit ab, die die Bewunderung von ihm erhöhten. Gleich nach vollendetem Feste begab er sich nun selbst zum Pabst nach Avignon; nicht ohne Absicht auf Italiens künftige neue Schicksale. Der Pabst empfängt den König mit seegnender Höflichkeit: funfzehn Tage hat er die Ehre mit den irdischen Vater der Christen zu sprechen. Viel wird hier gesprochen, ent-

worfen, und beschlossen. Aber die Geschichte schweigt; denn Gespräche der Grossen sind oft zu wichtig, als daß diese plauderhafte Muse sie erfahren sollte. Für den Kaiser wäre alle Bemühung verschwendet gewesen, wenn sie auch Johann anzuwenden gesucht hätte. Ueber die Angelegenheiten in der Lombardie ließ sich etwas ausrichten. Der König, (erzählt ein aufbewahrter Brief dieser Zeit) erhält alle seine Gesuche beym Pabste erfüllt, sendet geheime Abgeordnete an verschiedene Bischöfe, und Fürsten in Deutschland; bestrebt sich, aber dieß allein umsonst, nach einem Vergleich zwischen dem Kaiser und Pabst. Sein Hauptgeschäft ist die Vorbereitung auf Unternehmungen in Italien. Dahin will er mit einem Heere eilfertig nunmehro sich begeben, und seinem bedrängten Prinzen Karl zu Hülfe kommen.

So geschah es: Johannes ritt schnell von Avignon, nach vollbrachten Geschäften, nach Paris, und von da zog er, mit einigen Völkern, aber mächtigem Muthe, noch am Weyhnachtsabend, in die Lombardie, wo die wenigen sehnlich nach ihm seufzten, welche seine Freunde waren. Hundertfache Gefahren und Schwierigkeiten erwarteten hier den König. Sein junger Prinz von 16 Jahren, und jetzt allein Feldherr, nachdem er von dem Grafen von Savoyen war verlassen worden, hatte über anderthalb Jahr, den Degen in der Hand, mit häufigen Hindernissen gefochten, und kaum den Platz behaupten können, der seinem Vater einen sichern Fuß in diesem aufrührerischen Lande verschafte. Die Italiener konnten keinen Geschmack an der fremden Herrschaft gewinnen: daher widersetzte sich jederman den böhmischen Befehlen. Eine Menge von Fürsten und Marggrafen, der König von Neapel, ja Guelphen und Gibelinen vereinten sich, um ein Joch, das

unerträglich schien, abzuschütteln. Man kämpfte um die Freyheit: Brescia, Bergamo, Pizzighitone wurden der böhmischen Bothmäßigkeit entrissen, und Carl von Böhmen gerieth in äusserste Verlegenheit, welche ihm die Erstlinge seiner Tapferkeit zu opfern Anlaß gab. Er schlug bey dem Schloß S. Felice das Heer der Feinde mit Verlust in die Flucht, und ließ auf diesem ersten gewonnenen Schlachtfelde sich zum Ritter schlagen. Das Glück erhöhte den Muth, und würde dem jungen Helden noch mehr Trophäen geschenkt haben, wenn die Menge seiner Feinde es nicht ungetreu gemacht hätte. Dennoch vertheidigte man das Schloß zu Pavia tapfer bis in den Anfang des Jahrs 1333. wo Carl nach Lucca gieng, und, nachdem er daselbst durch Contribution sich eine nothwendige Hülfe erschaffen hatte, in die Lombardie eilte. Hier empfieng er seinen mit wenigen Völkern ankommenden Vater, den Krieger aus Böhmen, und bestätigte die Nachrichten von den Unruhen, welche sich ausgebreitet hatten.

Johann kam über Cremona zu Parma an, und eilte zum Entsatze des Schlosses zu Pavia. Obgleich mit einigen Lebensmitteln von ihm versehen, muste sich dasselbe doch endlich an den belagernden Azzo Visconti ergeben. Johann rückt nun in das Mayländische Gebiet ein, und suchte durch viele Anschläge und Bewegungen des Heers seinen Feind, den Azzo Viscnoti, zu einer Schlacht zu reizen. Allein dieser Feldherr mochte mit den tapfern Könige von Böhmen nicht fechten, sondern vermied, wie oft feige, oft weise Feldherrn, jede Gelegenheit der Schlacht. Der muntere Carl unternahm inzwischen die Eroberung von Bergamo; sie mißlung, obgleich durch Verrätherey ein Thor geöfnet wurde, und beym Anbruch des Tages ein Haufen seiner Soldaten in die Stadt drang. Denn die Bürger

ver-

vertheidigten sich tapfer; und da die Anzahl gering war welche die Stadt überrascht hatte, und nicht mehrere nachfolgen wollten, wie selbst sich Carl, in dem Aufsatze von seinem Leben, beklagt, so lief diese Ausführung fruchtlos ab. Johann stutzte, als er mit seinem Heere herankam, und vor Bergamo erfuhr, was vorgefallen war. Er schloß einen Waffenstillstand und begab sich nach Bologna zu dem Legaten des Pabstes, mit welchem er ein neues Bündniß gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde errichtete. Der Cardinal unterstützte den König mit Geld und Truppen; aber die Feinde mehrten sich ebenfalls täglich. Die vorige Liebe gegen Johann ging in den stärksten Haß über, und der Haß erhöhte sich bis zur Heftigkeit. Geldabgaben, Verschenkungen der besten Aemter an fremde Soldaten, und Veräusserung der gemeinen Stadtgüter entrüsteten die unruhigen Empörer nur desto mehr. Ein unglückliches Gefecht bey Ferrara machte die Aussichten noch dunkler; kaum war, ausser Lucca, eine Stadt, auf deren Treue der König sich verlassen konnte. Sein Heer war zu schwach, um mit Gewalt die Feinde zu Boden zu werfen: die französischen Hülfsvölker ungeübt, und die feindlichen so ausgebreitet, daß selbst die Kühnheit des Königs keine wichtige Siege erfechten konnte. Was sollte der König thun, dessen Volk und Geld immer mehr zerfloß? Er schickte seinen Prinzen nach Böhmen voran, und verließ selbst darauf das ungetreue Italien. Mit seinem Rückzuge entwich die böhmische Herrschaft zugleich aus diesem Lande; und vergieng so schnell, als sie erschaffen war. Sie gehörte zu den vielen lodernden Lichtern in der Welt, die Kühnheit vom Glücke begleitet, schnell anzündet, aber keine Nahrung der Zeit gibt; die Hitze verzehrt die Erscheinung; und

nichts bleibt übrig, als die Erinnerung; die Erscheinung ist da gewesen.

Carl wunderte sich, als er nach Böhmen kam, über den Zustand des Reichs, und seine Unterthanen bewunderten ihn. Der König kam um diese Zeit auch nach Prag; aber lange hat er sich nicht aufgehalten, sondern gieng wiederum nach Luxenburg, und nach verschiednen Unternehmungen der Politik nach Frankreich. Carl fand Böhmen in dem betrübtesten Zustande. Er selbst schildert uns, in seinem Leben die traurige Stellung, die ihm hier erwartete, mit starken Zügen. Die Krongüter waren alle veräussert, verpfändet, oder verkauft. Der Prinz muß wie ein gemeiner Bürger, in den Städten, leben. Die Einwohner seufzen unter dem Drucke der Abgabe, und der König hat dennoch keine Schatzkammer. Das Schloß zu Prag war ganz verderbt, und verwüstet. Carl, so bald sein Vater, bey seiner Abreise aus Böhmen, ihm die Regierung, während seiner Abwesenheit aufgetragen hatte, sorgte mit Emsigkeit für die Verbesserung seines Staats. Ein prächtiger, schöner Pallast war das erste Werk seiner Sorgfalt; und das neue Gebäude ward durch seine Gemahlin eingeweiht, welche er aus Luxenburg zu sich kommen ließ. Sein Vater der König erklärte ihn nun zum Marggrafen von Mähren, und überließ ihm dieses Land. Die Menge der verpfändeten Güter wurde an die Krone wieder gebracht; die strafbaren gezüchtigt, die redlichen belohnt. So besuchte Glück, und Freude Böhmen von neuem, nach einer langwierigen Verlassung. Der Prinz erwarb zeitig durch Bewunderung Liebe und Neigung. Die Empfehlungen seiner Person, seines verbindlichen Betragens, und der französischen Artigkeit, welche seine Jugend gebildet hatte, verband sich mit Genie, Gelehrsamkeit, und Feuer=

Carl

Carl verstand die deutsche, französische, italienische, lateinische Sprache mit einer ungemeinen Fertigkeit, und bald lernte er auch die Sprache der Böhmen, deren er zeither ganz entwohnt worden war. Das Laster, welches in Böhmen seine Wohnung aufgeschlagen hatte, kroch in den Staub zurück, woher es hervorgetreten war. Seine Anhänger furchten sich, und viele davon wurden wenigsten **gute Bürger**, wenn auch nicht **redliche Menschen**. Man diente einen Prinzen, der so viel väterliche Güte hatte, mit Empfindung der Zärtlichkeit, und jederman segnete Carln; nur die kleinen Tyrannen nicht, welche bisher die Bürger ihren frechen Leidenschaften ungestraft aufgeopfert hatten. Die Rachsucht ihres Unmuths verläumdete den Prinz bey dem Vater.

Dieser unruhige Geist führte indeß Krieg mit dem Herzoge von Brabant. Hierauf gieng er nach Luxenburg, und bald hernach ergötzten ihn Tourniere zu Paris, worinnen die Ehre, welche er sich erwarb, dem einäugigten Könige doppeltes Verdienst war. Krieg, Kämpfen und Fechten war die Nahrung seines Geistes, denn ein heisser Durst trieb ihn immer Widerstand zu suchen, uud zu besiegen. Fand er ihn nicht, so erschuf man durch Wettkämpfe der Kunst, was nicht natürliche Ursachen bewirken konnten.

Unter den kriegerischen Ergötzlichkeiten, welche so sehr den Geschmack des Königs unterhielten, neigte sich seine Freundschaft ganz auf die Seite Frankreichs. Sein König Philipp, und König Johann trieben in geheimer Vertraulichkeit die wichtigsten Anschläge. Philipp, der klügste Staatsmann seiner Zeit nutzte die wirksame Kunst der Menschheit, durch Befriedigungen der Leidenschaften, Neigung und Freundschaft bey dem Könige Johann zu erwecken: Eine Kunst, die dieje-

nigen studiren, und ausüben, welche durch andere Glück und Vortheil suchen wollen. Sie gelingt jederzeit; und wird dann schön, wenn die Moral sie schmücken kann. Aber Philipp dachte itzt nicht an die Moral, sondern an die vortheilhafte Politik, die er vollkommen verstand. Durch die schlauesten Kunstgriffe wuste er und der König von Böhmen den Kaiser Ludwig zu einem Schritte zu bewegen, der sonderbar, und für ganz Europa merkwürdig wurde. Die Verwirrungen des deutschen Reichs, die unaufhörlichen Angriffe des Pabsts, und eine ununterbrochene Reihe von Unfällen und Verdrieslichkeiten erweichten endlich die Seele des Kaisers; und er nahm Frankreichs Vermittelung zur Aussöhnung mit dem hartnäckigen Pabste an. Allein ein theurer Preis konnte nur die Gnade des Pabstes erkaufen. Ludwig soll die Krone Deutschlands niederlegen. Man beredet ihn mit List, und Vorstellungen; und schon war das Kaiserthum dem Schwiegersohne des Königs von Böhmen, dem Herzog Heinrich in Niederbayern bestimmt: als plötzlich Europa erwachte, und mit angestrengten Kräften den Kaiser von der Ausführung eines so unwürdigen Projects abhält. Alle Stände in Deutschland und Italien widersetzen sich, und stärken das schüchterne Gewissen des Kaisers gegen die Furcht der Bannflüche von Avignon. Der Verzicht auf den Thron war schon in die Hände des Herzogs Heinrichs ausgestellt: zwey päbstliche Gesandten gegenwärtig, die den Entwurf vollenden wollten: die Churfürsten ersucht in die neue Wahl eines Kaisers zu willigen: allein dennoch zerstörte die Treue für Ludwig den künstlich gewebten Plan des Königs in Böhmen. Ein voriges Gerücht hatte den König Johann selbst in den Verdacht gesetzt, daß er auf die Würde des Kaisers Ansprüche hege. Itzo verdoppelte es die Begierde seinen Endzweck

zu vernichten; und die von allen Orten herbey strömende Unterstützung der Maaßregeln, um den Thron für Ludewigen zu behaupten that ihre Wirkung. Ludwig faßt frischen Muth, verachtet den Pabst, wiederruft den Verzicht aufs Kaiserthum, sieht Frankreich, und Böhmen als seine heftigsten Feinde an.

Frankreich hingegen, da dieser Streich mißlungen war, sann auf ein neues Mittel zur Ausführung seines mit Böhmen gemeinschaftlichen Endzwecks. Es wurd wieder der Kreuzzug gegen die Ungläubigen des Orients in Erinnerung gebracht. Philipp ließ sich zum Anführer des Heers der Christen, und zum Oberhaupte ihrer Gemeine vom Pabste erklären; der itzo überhaupt nur ein Diener von ihm, und wie in einer vornehmen Gefangenschaft zu Avignon war. Der neugestärkte Muth Ludwigs widersetzte sich diesem Eingriffe in die Rechte des Kaisers, oder der List, mit welcher man auf Eingriffe dachte. Er berief einen Reichstag nach Speyer: stellte die Gefährlichkeiten der französischen Unternehmungen vor, und erbot sich selbst, wenn es Zeit seyn würde, und Deutschlands Ruhe es erlaubte, zum Anführer des Kreuzzuges. Diese Erklärung des Kaisers selbst nach Palästina zu wandern, war eben so wirksam, als den Zeiten angemessen, wo es das höchste Verdienst zu seyn schien, wenn man näher bey Jerusalems Asche begraben werden konnte.

Jetzo war das gefährlichste Bündniß wider Frankreich und Böhmen errichtet. Ganz Italien beynahe, und ganz Deutschland nahm daran Antheil. Man wollte den Pabst absetzen, und mit Gewalt der Waffen den zerrüttenden Verwirrungen ein Ende schaffen. Die Drohungen waren nicht kalt; schon setzten sich allenthalben Feinde in Bewegung. Der Pabst erschrack, und Frankreich sah furchtsam, wo es hinaus wollte;

denn es war ein allgemeines Concilium im Werke, wozu verschiedene Cardinäle, und die gröste Anzahl der geistlichen und weltlichen Fürsten Hülfe leisteten. Mitten unter diesem Getümmel, starb der feindselige Pabst Johannes XXII; und hinterließ den Ruhm, arglistig, hartnäckig, und unversöhnlich gewesen zu seyn. Sein Tod gab dem Kaiser schmeichelhafte Hoffnungen. Der Nachfolger auf dem Stuhle der Hierarchie, legte die Schwerder nieder, womit man Ludwigs Gewissen verwundet hatte, und erbot sich bald zur Aussöhnung mit demselben. Zwey Gesandschaften trieben das Werk mit Erfolg; und eben sollte es vollendet seyn, als schnell alles zurückgieng. Der gute Pabst war mehr Theologe als Weltmann; er sah nicht die Schwierigkeiten vorher, die plötzlich seinen Endzweck hinderten. Frankreich will nicht, Neapel widerspricht; die Cardinäle werden gezwungen zu wiederrathen; es ist umsonst Kaiser und Pabst vereinigt zu sehen.

Ludwig erhielt bald eine Gelegenheit, sich an den König von Böhmen zu rächen, dessen Neigung für Frankreich ihm alle Händel schwer, und die Regierung unruhig machte. Nach einem ehedem gegebenen Versprechen sollte Johann, der König von Böhmen, die Länder des Herzogs Heinrich von Cärnthen erben. Itzo aber warf der Tod dieses Fürsten die schönsten Mittel dem Kaiser in die Hände, einen neuen Bundesgenossen zu erhalten. Man hatte ehedem, wider die Ansprüche der Herzoge von Oesterreich, bestimmt, daß die Tochter Heinrichs die Staaten ihres Vaters erben sollte, und der zweite Prinz des Königs Johann, war der Gemahl dieser Erbin. Allein die Oesterreichischen Prinzen boten dem Kaiser numehro ihre Hülfe an, wenn man ihnen diese Länder zuwenden wollte. Der Kaiser belehnte also dieselben mit Cärnthen und Tyrol; und

schloß

schloß mit ihnen ein neues Bündniß wider alle Feinde, besonders den König von Böhmen und seinem Schwiegersohn Herzog Heinrich in Niederbayern. Otto der verbündete Oesterreichische Fürst war auch ein Schwiegersohn des Königs von Böhmen. Allein, wer weiß nicht, daß Güter und Länder stärker reitzen, als Anverwandschaft? der König von Böhmen sah in seinen jüngsten Schwiegersohne einen heftigen Feind.

Zu Paris erhielt König Johann die Nachrichten von diesen Vorfällen; krank von empfangenen Wunden in Tournieren; (denn, wie gesagt, er konnte nie ruhen) aber, obgleich ganz entkräftet, unvermögend, athmete er lauter Rachsucht, und versprach, indem er für Ungeduld und Zorn mit den Zähnen knirschte, seine Rechte auf die entzognen Länder zu erkämpfen. Nachdem er alle Anstalten überdacht, und schon ins Werk gesetzt hatte, begab er sich, wiederum nach Böhmen, und suchte durch Gegenverbindungen sich zu verstärken. Einen neuen Verdruß erweckte ihm die Anklage seines Prinzen Carls, welche sich bey seiner Gegenwart in Böhmen vervielfältigte. Man denke sich die Liebe der Unterthanen, die Macht, die Carl dadurch erlangt hatte, die vielen Güter, die er wiedergekauft — doch nein — nur die Vornehmen von Böhmen, denen der Prinz das Recht des Unrechts benahm; so begreift man leicht, daß Johann eine Menge von Beschuldigungen hören muste. Er war zur Eifersucht geneigt, wie man an den Beyspiel seiner Gemahlin vorher gesehen hat; auch itzo gab er der Anklage doch so weit Gehör, daß er sich in Sicherheit zu setzen suchte. Carl behielt den Titel eines Marggrafen von Mähren, allein, die Statthalterschaft des Königreichs Böhmen ward ihm genommen. Allein, wie immer, so entdeckte sich hier auch bald die Rechtschaffenheit. Die vornehmste Be-

schäf-

schäftigung des Königs war itzo, sich mächtige Bundesgenossen zu erwerben; und er erwarb sie sich. Nach vorhergegangenen Verabredungen, die andere Schriftsteller insgesamt, nur wir nicht, erzählen, weil sie langweilig, und zu unserer Absicht nicht wichtig genug scheinen, kamen den 19 November des Jahrs 1335 die Könige von Ungarn, Pohlen, und Böhmen, und der Marggraf von Mähren, der Sohn des Königs Johann zu Wicegrad zu sammen, um gemeinschaftliche Endzwecke zu überdenken. Hier wurde ein Vertrag zwischen den Königen von Pohlen und Böhmen errichtet. Johann entsagte gegen zwanzig tausend Mark Silbers, aller Ansprüche auf Pohlen, und der König von Pohlen bestättigte die Rechte Johanns auf alle seine bisherigen Besitzungen in Schlesien. Beyde Monarchen verbunden sich hierauf gegen ihre Feinde, und dem Bündnisse trat der König von Ungarn, und der Herzog von Niederbayern bey. Man entwarf den Plan des Feldzuges gegen den drohenden Feind, die Oesterreichischen Prinzen, und den Kaiser, und der Prinz Carl gieng so gleich nach Tyrol, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen. Man rüstete sich mit Macht; die Hofnung schmeichelte: Johann versprach: der Muth bethört oft: dem Hofe zu Avignon, **den Kaiser ehstens, todt, oder lebendig zu liefern.**

Dieser, indeß Johann bey allen Mächten sich über die Untreue, und Undankbarkeit Ludwigs beschwerte, und ihre Hülfe suchte; sammelte auch Hülfe im ganzen Reiche, und seine Gegenwart bey den verschiedenen Ständen, bey welchen er herumreißte, wirkte mächtig. Carl brach mit dem Frühling des folgenden Jahrs aus Tyrol in das Land des Grafen von Goerz, welcher Oesterreichische Parthey hielt, und eroberte seine Schlösser. Das Ungarische Kriegsheer verwüstete

Oesterreich; und zugleich fiel der König von Böhmen dieses Land an. Sein Schwiegersohn, Herzog Otto gieng ihm mit einem Heere entgegen, aber ergrif bald die Flucht; und Johann gieng unter raschen Eroberungen weiter, und unterwarf sich bis an die Donau ganz Oesterreich. Nun vereinigte er sich mit seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Niederbayern und wollte den Weg durch Bayern nach Tyrol sich bahnen; sein Sohn der Marggraf Karl suchte aus Tyrol in Bayern einzudringen. Allein inzwischen kam der Kaiser selbst mit einer furchtbaren Macht an: fiel in Niederbayern ein: die Ungarischen Völker verliessen Oesterreich, so bald der Kaiser sich diesen Staaten näherte: der Marggraf von Brandenburg zog bey Kufstein in Tyrol ein, und an zwey andern Orten standen Schwaben, und Lombarden. Ein ander Reichskorps nahm die Luxenburgischen Güter in Elsaß weg. So ward itzt der Sieger Johann an allen Orten angegriffen, und ein fürchterlich Wetter zog sich über ihn zusammen. Die Oesterreichischen Völker, giengen über Passau zum Kaiser, und vereinigten sich mit seinem Heere. Man hielt für den sichersten Anschlag, den König von Böhmen selbst anzugreifen, und durch einen, schon wahrscheinlichen Sieg, auf einmal den entscheidenden Ausschlag zu geben. Die Heere rückten gegen einander; nur ein Bach trennte, bey Landau, die feindlichen Völker, und ein Treffen schien unvermeidlich. Allein, so hitzig Johann war, so wenig war er übereilt: die überwiegende Macht der Feinde, die Gefahr, welcher er sich bloß gab, und die Zweydeutigkeit der Hofnung hielt ihn vom Treffen ab. Er hatte itzt keine Lust zu schlagen; so gern er sonst schlug: und befestigte sein Lager so stark, daß man ihn ohne Verlust nicht angreifen konnte. Der

unwillige Kaiser verwüstete Bayern, und machte sich bereit, nunmehro einen Einfall in Böhmen zu wagen.

Schon frohlockte jeder Feind des Königs von Böhmen; sah Trophäen auf den Trümmern seiner Macht vorher; nichts war gewisser als die erniedrigendste Demüthigung des furchtbaren Johannes. Doch anders wollte es das Schicksal. Es entsteht eine Zwistigkeit unter den verbundenen Fürsten; die Oesterreichischen Prinzen trennen sich von dem Heere des Kaisers, weil er für die bisherigen Kriegskosten einige Besitzungen verlangte, welche die österreichischen Prinzen nicht geben wollten. Ludwig handelte bey dieser unzeitigen Foderung eben so voreilig und unüberlegt, als Johann schlau und aufmerksam. Dieser machte sich diese Streitigkeiten eilfertig zu Nutzen, machte mit den österreichischen Prinzen unvermuthet Friede; worauf ein Bündniß folgte, welchem auch der König von Ungarn beytrat. So verlohr Ludwig den mächtigsten Beystand, und die Hofnung den Krieg nach Wunsch zu endigen: Johann hingegen gewann. Die österreichischen Prinzen entsagten aller Ansprüche auf Tyrol, bezahlten die vom Könige aufgewandten Kriegskosten, und traten Znoym ab. Nicht mehr als ein Monath war vergangen, zwischen den fürchterlichsten gedrohten Unglücke des Königs, und den rühmlichsten Ausgange des Kriegs. Ludwig legte sein Rachschwerdt zitternd nieder, und furchte sich selbst für den Zorn des Königs von Böhmen, welcher geschworen hatte, nunmehr sich nie wieder mit dem Kaiser zu versöhnen.

Itzt aber, da seine böhmische Staaten gesichert waren, kam ihm die Lust ein, wieder einen Feldzug nach Litthauen zu thun, wo er schon ehedem, wie wir erzählt haben, gewesen war, und ein Auge verlohren hatte. Er zog, mitten im Winter 1336 nach Preussen, um dem

deut-

deutschen Orden, in seinem Krieg gegen die Litthauer, beyzustehen. Allein, die Furcht dieser Unternehmung entsprach der Hofnung nicht: Johann hatte mit seinem Prinzen Carl Norden gesehen; und kehrte wieder zurück.

Zu geschäftig, um nicht allenthalben, wo es nur möglich war, etwas zu unternehmen, nutzte Johann seine Rückreise bey seinen Vasallen in Schlesien. Er wuste sich dieselben ganz geneigt, und ergeben zu machen. Am Sonntage Palmarum 1273 leisteten sie ihm in Breslau nochmals mit allem Gepränge der Feyerlichkeiten, den Huldigungseid. Hierauf gieng Johann nach Prag, von da schwärmte er in den Provinzen umher; und folgte seiner Neigung, immer etwas neues zu sehen, zu unterhandeln, und auszuwirken. Wir wollen ihn auf seinen eilfertigen Reisen nicht nachjagen, weil wir doch mit nichts weiter den Leser unterhalten könten, als daß Johann in Prag, Luxenburg, den Italienischen Grenzen, und an mehrern Orten gewesen sey.

Merkwürdiger waren die Unternehmungen seines Prinzen Carls, welcher neue Absichten auf Italien wagte, indem sein Vater ihn an auswärtigen Orten dabey unterstützte. Carl kam beym Anfange dieser Expedition in die äusserste Gefahr. Die Venetianischen Galeeren umschlossen unterwegens sein Schiff, so daß er nicht aus ihrer Mitte kommen konnte. Er segelte mit ihnen fort. Als er am neunten Tage an die Küste kam, unter vielen Beugungen, denen die Venetianischen Schiffe folgten: that er den Vorschlag, an die Venetianische Stadt, vor welcher sie lagen, eine Bothschaft zu senden. „Ich bin doch, sagt er, in eurer Gewalt, und will nun Unterhandlungen pflegen, wie man mich aufnehmen wird.„ Durch diesen Vortrag, und verschiedene Schmeicheleyen machte er

die

die Venetianer sicher. Indessen dieses vorgieng, kroch Carl durch die Löcher seines Schiffs in einen nahe stehenden Schifferkahn, bedeckte sich mit Säcken und Netzen, und strich so durch ihre Galeeren bis an den Hafen, unter das Schilf. Hier stieg er, nicht ohne Gefahr ans Land, und gieng zu Fusse bis nach Aquileja, wo er mit aller Achtung und Sorgfalt aufgenommen wurde. Die verbundenen Feinde belagerten Padua, und stritten im Felde. Carl aber eroberte mit unbemerkten Zügen heranrückend, das Schloß zu Parma, bot dann den verschiedenen Partheyen der Feinde die Spitze, schloß mit den Venetianern ein Bündniß, bekam Padua wieder in seine Gewalt und gieng, nachdem er verschiedene Statthalter in seinen Besitzungen zurückgelassen hatte, gegen den Winter nach Böhmen, wo er mit dem Könige von Ungarn, welcher sich mit seiner ältesten Tochter vermählte, eine Allianz gegen alle ihre Feinde schloß. Es fielen verschiedene kleine Gefechte mit einigen Vasallen vor, die ohne Wirkung aufs ganze, und auch hier auf den Leser sind.

Der Prinz begab sich nun zu seinem Vater nach Luxenburg, und von da wieder nach Böhmen. Inzwischen wurde zu Frankfurt vom Kaiser Ludwig ein Reichstag gehalten, auf welchem sich auch der König von Böhmen, Johann einfand, und wiederum mit dem Kaiser aussöhnte. Allein Johann blieb dem französischen Interesse dennoch ergeben; und Ludwig unterstützte die Absichten des Königs von England, mit welchem er ohnehin verwandt war.

Der Zustand des Reichs gab dem Politiker die verwirrteste Idee, die man je haben kann. Johann unterhielt, mit derjenigen Staatsklugheit, welche ihm eigen war, seine Verbindung mit Frankreich, weil er doch dem Kaiser nicht trauen konnte. Dieser aber ließ

sich

sich durch eitle Versprechungen hintergehen. Hätte Ludwig den unternehmenden Geist besessen, welcher den König von Böhmen characterisirte, so hätten Deutschlands Schicksale einen ganz andern Gang gewonnen. Der Pabst Benedit XII, suchte wirklich die Aussöhnung — **der Kirche wie man sprach** — mit dem Kaiser, und wurde so gar von einer warmen Neigung gegen ihn, die zuweilen in Thränen ausbrach, hingerissen. Allein der König von Frankreich hatte längst seiner Hoheit Fesseln angelegt, von welchen er sich nicht befreyen konnte; er muste, wider Willen, dem Kaiser, welcher in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung bat, und sich dem heiligen Vater zu Füssen warf, immer neue Flüche zusenden. Wann je ein Pabst Vergebung verdient, indem er an Christus statt auftritt, und flucht, und im Verwünschen die Person dessen vorstellen will, der die Feinde zu segnen befiehlt, so verdient sie gewiß Benedict der XII. Als er schon einmal mit der völligen Versöhnung hervortreten wollte, erweckten ihm die Cardinäle, die Frankreich gestimmt hatte, so sehr Furcht, daß dem zitternden Munde der Segen entfiel. Ludwig brauchte nicht grosse Einsichten, um Frankreichs Spiel gewahr zu werden; allein, seine unentschlossene Seele, welche mehrere Fehler häufig begieng, ließ sich zu lauter ungeschickten Vergehungen leiten. So gar versprach er, um mit dem Pabste versöhnt zu werden, und Frankreich zur Erlaubniß dazu zu bewegen, nie jemals wider die Feinde Frankreichs zu streiten. Frankreich nahm diese heilige Versicherung welche abgedrungen war worden, mit aller Artigkeit an; aber doch nicht erlaubte es die Versöhnung des Kaisers und Pabstes. Ludwig verband sich mit dem Könige von Engelland, welcher eben einen heftigen Krieg gegen Frankreich führte; und itzo war es Zeit,

sich an Philipp zu rächen; allein die Saumseligkeit thut nie etwas grosses, und die fliehende Gelegenheit verspottet den Zaudernden. Eduard der König von Engelland wurde zum Reichsvikar ernannt, und erhielt einige Hülfe aus Deutschland; allein sie war nicht wirksam genug, und endlich ließ sich der Kaiser so gar bewegen, wiederum von der Parthey Engellands abzutreten. Das Ansehn und die Achtung des Kaisers fiel nach und nach in Deutschland selbst, wozu bey dem Pöbel zwar die wiederholten Bannstrahlen, bey dem aufgeklärteren Theile der Nation aber die Unthätigkeit des Kaisers, die unzeitige Begierde die Vortheile seines Hauses zu vermehren, und die Unbeständigkeit gegen seine Bundesgenossen, welche er immer zu verwechseln pflegte, das meiste beytrug. Der König von Engelland selbst empfand mit Unwillen zuerst die unthätige Hülfe, dann den Kaltsinn des Kaisers, und er hatte nicht Unrecht, daß er den schlechten Erfolg seines ersten Feldzugs und die Hindernisse seines Glücks, dem Kaiser schuld gab.

Muthiger handelte Johann. Sein Bundesgenosse, der König von Frankreich fand an ihm einen treuen Schutzgeist. Er kam selbst mit seinem Prinzen Karl, bey der französischen Armee an, und half dem Feinde Abbruch thun. Eduard hatte in anderthalb Jahren, welche er im Kriege jenseits seines Meers, zubrachte, nichts grosses ausrichten können; und gieng voll Verdruß zurück, um neue Anstalten zu wichtigern Dingen zuzubereiten. Der König von Böhmen schloß in Namen Frankreichs einen Waffenstillstand, mit Eduard, und hielt von dieser Zeit an, seinen Leidenschaften nach, sich theils in Frankreich, theils in Luxenburg und Böhmen auf.

Ein neuer Vorfall knüpfte die Verbindungen des Königs Johannes mit Frankreich noch enger zusammen, und hob auch zugleich allen Schein einer Freundschaft zwischen ihm und dem Kaiser auf. Ludwig, dem es oft an Entschlossenheit fehlte, wo sie nöthig war, übereilte sich oft mit Handlungen, wo grössere Vorsichtigkeit erfodert wurde. Itzo that er einen Schritt, wodurch er sich allgemeinen Unwillen zuzog; er wollte die Vortheile seines Hauses vergrössern, und die Grafschaft Tyrol an dasselbe bringen. Die Gelegenheit dazu war lustig.

Der zweyte Prinz des Königs von Böhmen Johann Heinrich, hatte sich mit der Erbin dieser Grafschaft schon lange vermählt, und besaß dieses Land ruhig, da er Kärnthen, einen Theil seiner Erbschaft an Oesterreich abgetreten hatte. Seine Gemahlin Margaretha hingegen suchte nunmehro einen Mann loß zu werden, der ihr nicht gefiel. Sie beschuldigte ihn des Unvermögens ein Mann zu seyn, und klagte ihn an, als einen, der die ehelichten Pflichten nicht leisten könnte. Der König schlug ihr seinen ältesten Prinzen Ludwig, einen wohlgebildetrn artigen Prinzen vor, der damals Wittwer war. Margaretha wollte gern : und vertauschte voll Freuden den muntern Churfürst von Brandenburg mit ihrem untüchtigen Gemahl. Dennoch hat dieser ungerecht beschuldigte Prinz den Vorwurf genugsam durch lebendige Zeugen wiederlegt, die ihm seine zweyte Gemahlin gebahr und wenn Dubrav nicht irrt, so widerlegte schon damals die vorgebrachte Verläumdung der Prinz durch einen natürlichen Sohn. Der Kaiser aber setzte ein Gericht nieder, die Beschuldigung zu untersuchen. Der beleidigte Gemahl fand es nicht für nöthig, zu erscheinen, und Margaretha vermählte sich mit dem Churfürsten von Brandenburg,

dem ältesten Sohne des Kaisers; welchem sie die Grafschaft Tyrol zur Mitgabe brachte, die Johann Heinrich ihr abgedankter Gemahl nunmehro nicht verlangen konnte, denn der Kaiser selbst hatte diese vorige Ehe der Margaretha für nichtig erklärt, und ein neues Recht auf Tyrol gab ihm der Vorwand, daß der Graf nie die Belehnung bey ihm gesucht hätte.

Dieser Vortheil eines neuen Landes hatte die nachtheiligsten Folgen; und war nicht mit tiefer Politik ergriffen worden. Man begreift leicht, wie empfindlich dieser Streich dem Könige in Böhmen, und seinem Prinzen seyn muste. Beyde, der König und der Marggraf Karl reisten herum, und bewegten alles gegen den Kaiser. Die Sache selbst redete; Ludwig kam in Verachtung und Feindschaft. Man beschuldigte ihn der Ungerechtigkeit, des Leichtsinns, der Gewaltthätigkeit bey den Fürsten des Reichs erweckte dieser Vorfall die Idee zur Lebhaftigkeit, welche dem Kaiser schon seit vieler Zeit geschadet hatte. Acht Gesandschaften hatte der Kaiser schon nach Avignon geschickt, und alle waren fruchtlos gewesen. Die übertriebene und beynahe seltsame Demüthigung für den Pabst war immer zeither mit den schimpflichsten Antworten und Begegnungen erwiedert worden. Die Hoheit der Würde selbst hatte dabey gelitten. Frankreich hatte ein spöttisches Spiel mit den furchtsamen, guten Kaiser gespielt. Immer aber hatte man noch den Kaiser bedauert: itzt nicht mehr. Der Pabst Benedict, dessen Herz gewiß Ludwigen geneigt war, obgleich sein Mund sich nach König Philipps Winken verzerren muste; auch dieser wurde nun dem Kaiser im Ernste abgeneigt gemacht. Der Churfürst zu Trier, der einsichtsvolle Balduin, hatte bisher immer noch das kaiserliche Interesse unterstützt, verließ es aber nun

gänz-

gänzlich, und nahm öffentlich Französische Parthey. Die Feinde des Kaisers mehrten sich.

Der König von Böhmen, trachtete besonders itzt nach einer neuen festen Verbindung mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, welcher sich ohnehin von dem Kaiser wegen gewisser entrißner Ansprüche auf Niederbayern, und der Belehnung von Kärnthen, die dem Churfürst von Brandenburg ertheilt war, sehr beleidigt fand. Er schickte seinen Prinz den Marggraf Karl, nach Wien, um daselbst die Unterhandlungen eines Bündnisses zu Stande zu bringen.

Inzwischen aber erfuhr der alte Held einen neuen Unfall, der nicht übergangen werden kann, weil er am Ende noch den Charakter desselben in ein helles Licht setzen wird. Johann verlohr völlig sein Gesicht; entweder durch eine Augenkrankheit, oder weil er sich einem ungeschickten Arzte anvertraute, welcher das schon blinde Auge wieder sehend machen wollte, und das andre dazu blinde machte. Man gibt einen jüdischen Arzt aus Arabien zum Urheber von der Blindheit des Königs an. Das sonderbarste war, daß der König, der sich eben in Prag aufhielt, durchaus nicht wollte für blind angesehn seyn; sondern fest behauptete, daß er sehe. Er ließ allerhand Fechtspiele anstellen, welche sonst immer seine Leidenschaft gewesen waren, um zu beweisen, daß die Blindheit blosse Verläumdung sey. Hier ließ er sich heimlich die nennen, welche sich wohl hielten, und nannte dann ihre Namen, und lobte ihre Tapferkeit. Dergleichen Spiele wurden nun häufiger als sonst gehalten: nur wollte man dennoch nicht glauben, was man glauben sollte. Dennoch war der blinde König nicht blind.

Er begab sich im Anfange des Jahrs 1342 selbst nach Wien, um mit dem Herzoge Albrecht seine Ange-

legenheiten persöhnlich zu unterhandeln. Beyde Fürsten schlossen die genaueste Verbindung, und bestätigten dieselbe durch eine Vermählung zwischen der Tochter des Marggrafs Karls, und dem noch unmündigen Oesterreichischen Prinzen. Zu einem öffentlichen Angriffe aber erwartete der weise Albrecht einen gelegenern Zeitpunkt. Hierbey ereignete sich ein scherzhafter Auftritt, den wir erzählen wollen, so geringfügig er auch manchem scheinen dürfte. Der Herzog Albrecht war lahm, so, daß er nicht vom Stuhle aufstehn konnte. Der König Johann war blind. Beyde sprachen einander in einer geheimen Unterredung, wobey Niemand zugegen war. Als der blinde König weggehn will, tappt er an der Wand herum, und kann die Thüre nicht finden. Der lahme Herzog kann nicht aufstehn, und sie ihm zeigen. Durch das heftige Lachen beyder Fürsten, daß in dem Zimmer sich hören läßt, werden die Hofleute endlich gewahr, was ohngefähr vorgefallen seyn möchte; und so kam Johann zur Thüre heraus — und reiste nach Prag, wo er seinen ältesten Prinzen Karl, dem er schon ehedem, wie wir bemerkt haben, das Marggrafthum Mähren gegeben hatte, itzo die Regierung vom Königreiche Böhmen, gegen eine jährliche Pension, auf zwey Jahre übertrug. Er selbst aber schwärmte überall herum, und klagte beym Philipp in Frankreich, beym Papst und bey Fürsten den ungerechten Kaiser an. Er stärkte seine Hofnungen itzo mit Eifer durch fremde Hülfe, da sein Königreich, und die andern Länder durch die bisherigen Kriege, und Abgaben zu sehr erschöpft waren, um hinreichende Quellen für neue Siege zu werden.

Die Aussichten des Kaisers verdunkelten sich immer mehr und mehr. Die mächtigsten Fürsten standen in Bereitschaft ihn anzugreifen, und Frankreich

sah

sah mit Vergnügen einen Plan bald ausgeführt, woran es seit zwanzig Jahren gearbeitet hatte. Zum grösten Unstern starb auch der Pabst Benedict der XII, ein Pabst, der seine hohe Würde heiligte, und unter die seltensten Erscheinungen auf dem Stuhle Petri gehört. Gerecht war er, und gütig, redlich, und tugendhaft: ein **heiliger** im Wandel, ob gleich nicht auf der Liste der Canonisirten. An seine Stelle trat eine heftiger Mann, und donnerte fürchterlich auf den Kaiser los, welchen er mit eben der Hitze haßte, mit der er Frankreichs und Böhmens Interesse suchte. Besonders trieb ihn eine schon früh gefaßte Neigung zum Eifer für den Marggraf von Mähren, den Prinz Karl, dessen Lehrmeister er ehedem gewesen war. Karl hatte ihm die päbstliche Würde, und er dem Prinzen die Kaiserkrone prophezeyt. Die erste Weissagung war erfüllt, und für die zweyte sorgte nun der Pabst selbst. Bald auch werden wir sie erfüllt sehn; und Ludwig muß endlich unter der päbstlichen Tyranney erliegen.

Der Plan zur Unterdrückung Ludwigs, und Erschaffung eines neuen Kaisers, zur Thronbesteigung des Marggrafen Karls, wurde mit der tiefsichtigsten List angelegt, und mit der feinsten Politik ausgeführt. Eine neue Gesandschaft, welche Ludwig an den Pabst schickte, wurde abgewiesen, und ihm die Gnade des Stuhls nicht anders versprochen, als wenn er die Kaiserkrone zu den Füssen des heiligen Vaters niederlegte, und die Grafschaft Tyrol seinem vorigen Besitzer, dem Sohne des Königs von Böhmen wiedergäbe. Hierauf folgte eine neue Bannbulle, worinnen alles Verfahren des Pabst Johannes gegen Ludwig gebilliget, und bekräftiget wurde. Um den Streich vollkommen zu spielen, wiegelte man nun die Fürsten des deutschen Reichs auf, einen neuen Kaiser zu wählen.

Wirklich war auch, wie jederman vorhersahe, bey diesem Regenten, keine Ruhe zu hoffen. Er selbst ließ auch den Muth schon sinken, und schmeichelte den kleinern Fürsten Deutschlands, um sich zu schützen, so gut er noch konnte. Die Angst der Furcht trieb ihn, nochmals den König von Frankreich, dessen Untreu und List er doch kannte, um Fürsprache bey dem Pabste zu bitten. Philipp war zu schlau, um ihm dieselbe abzuschlagen, und zu sehr König von Frankreich, um dieselbe zu leisten. Mit einer erstaunungswürdigen Grausamkeit schlug man dem furchtsamen Kaiser Bedingungen vor, die er beschwören sollte, ehe der Pabst ihm die Sünden vergeben würde; welche unerträglich waren. Dennoch beschwor sie der Kaiser. Nun verwandte Frankreich, dem Ansehn nach, seine Autorität bey dem Pabste für den Kaiser. Allein der unsinnige Pabst that nun selbst so ausschweifende Forderungen, die man ohne Entsetzen nicht lesen kann. Der kurze Inhalt derselben war nichts geringers als die Oberherrschaft des Pabsts über das Reich blindlings anzunehmen; und sich für den eingeschränktesten Vasallen, — Sclaven möchte man sagen — des Bischofs zu Avignon zu erkennen. Welche Zeiten! welch eine Statthalterschaft Christi!

Man sah leicht vorher; oder man wäre dummer als dumm gewesen; daß diese Bedingungen nicht angenommen werden konnten, denn sie griffen die Rechte der deutschen Fürsten an, welche alle Schwerter Deutschlands schützen musten. Allein dieses wollte man auch nur: und durch die Unmöglichkeit einer Aussöhnung mit Ludwig den Weg zu seiner Enthronung, und Karls Erhöhung bahnen. Diese leztere Absicht hielt indeß der Pabst, den Marggraf Karl und Johann so geheim, daß selbst der König in Frankreich

nichts

nichts davon erfuhr. Indeß bließ man das Feuer der Unruhe mit allen Kräften an; und wirklich verstanden sich schon einige deutsche Fürsten und Churfürsten wider den Kaiser.

Diesen zwang die dringenste Noth einen neuen Reichstag zu halten. Allein auf demselben sah Ludwig seine gefährliche Lage noch mehr ein. Der Reichstag wurde zu Rensee im September 1344 gehalten. Der König von Böhmen erschien selbst bey der Versammlung; nicht um gemeinschaftlichen Rathschlägen beyzustimmen, sondern, seine Beschwerden wirksam vorzutragen. Seine Klagen besonders wegen der Entreissung der Grafschaft Tyrol, fanden bey allen Fürsten Beyfall. Unruh und Verwirrung herrschte, und der Haß gegen Ludwig stieg bis zum Ausbruche. Man machte dem Kaiser die stärkesten Vorwürfe „seine Nachlässigkeit in den Regierungsgeschäfften und seine Begierde nach den Ländern anderer Fürsten hätten die „meiste Schuld an dem Hinfalle des Kaiserthums, und „an den traurigen Verwirrungen, worinnen er sich „itzt befände. Kein anderes Mittel sey übrig, um den „gänzlichen Verfall des Staats zu hindern, als die „Wahl eines neuen römischen Kaisers. Niemand aber schicke sich zur solcher Würde besser, als „der Prinz des Königs von Böhmen, der Marggraf „Karl von Mähren, durch dessen Erhebung dem allgemeinen Wohlstande am sichersten gerathen seyn „würde.„ Ludwig schlug hierauf seinen eigenen Sohn zum Kaiser vor. Umsonst: die Versammlung schied mißvergnügt von einander. Der König von Böhmen und sein Prinz erklärten sich für öffentliche Feinde des Kaisers, und ihren Gesinnungen traten mehrere bey. Der Thron wankte; und schon ward ganz Europa bey dieser drohenden Revolution aufmerksam.

 Den

Den König von Engeland bewegte die Scharfsicht seiner Klugheit, einen reissenden Strome Einhalt zu thun, welcher seine Vortheile selbst wegschwemmen konnte. Sehr wohl bekannt mit den geheimen Intriguen Frankreichs, und seiner mächtigen Verbindung in Deutschland, muste er den zeither immer fortgeführten Waffenstillstand mit dem König Philipp brechen. Er griff Frankreich an, verband sich mit dem Kaiser, und sandte ihm einen neuen Schimmer von Hofnung über das Meer zu. Wäre Ludwig thätig gewesen, so erschuf er sich nun auf einmal ein neues Schicksal; allein er handelte immer, und handelte doch nie gut, und verstand die Kunst nicht, wodurch sich grosse Männer retten. Zwar verband er sich nun mit England, aber nutzte nur am Ende, und während des Krieges, diese Verbindung nicht genug.

Eifersucht, diese mächtige Springfeder, itzt in Bewegung der Hitze gebracht, trieb schnelle Veränderungen. Durch sie entstanden auf einmal verschiedne Feinde gegen den König von Böhmen. Es war leicht, nach dem geschehenen Vorschlage zu Rensee, die Absichten des böhmischen Prinzen auf den Kaiserthron zu entdecken. Einige Churfürsten unterstützten schon dieses Project; allein verschiedne andre Fürsten sahen ungern die ohnehin schon so grosse Macht Böhmens auf den Gipfel der Würden steigen. Der Marggraf Karl war in die brandenburgischen Staaten eingefallen, und verwüstete dieselben, um an den Sohne des Kaisers den Schimpf zu rächen, den man seinem Bruder, dem Grafen zu Tyrol erzeigt hatte. An mehrern Orten wurden die Länder des Kaisers und seiner Prinzen angefallen. Aus Neid mehr gegen die anwachsende Macht von Böhmen, als aus wirklicher Treue gegen den Kaiser erkaltete der Eifer wieder ihn. Besonders reitzte

der

der Unwille über das vorher entrißne Schlesien den König von Pohlen Casimir. Die Gelegenheit der Verwirrungen in Deutschland eröfnete ihm den Zugang zu Wiedereroberungen. Er verband sich mit dem Kaiser: diesem Bündnisse trat der König von Ungarn, Ludwig, bey, ingleichen die Herzoge von Oesterreich, und Schweidniz, und der Marggraf von Meissen.

In einer Woche empfieng der König von Böhmen von allen diesen fünf Fürsten Kriegserklärungen. Anfangs erschreckten ihn diese neue, plötzliche Vorfälle: er sandte an dem Kaiser, und hielt um Frieden, oder Waffenstillstand an. Allein indeß dieser die Vorträge abschlug, hatte Johann schon lange Muth gefaßt, und machte sich bereit, mit den Feinden zu fechten. **Je mehr ich Feinde habe, destomehr kann ich Beute machen;** sagt er, und zog ins Feld.

Man kann die Verwunderung nicht zurückhalten, wenn man die Art dieser Zeiten, Krieg zu führen, betrachtet. Der Charakter der rohesten Wildheit war ihnen eingeprägt. Es erschienen Armeen, es geschahen Treffen, es wurden Städte erobert, und fürs Ganze ward entweder nichs gewonnen, oder man verlohr bald wieder, was gewonnen war. Immer Bündnisse, und wieder zerrissen, neuer Frieden, und wieder neuer Krieg. Die Kriege, besonders der Fürsten verdienen kaum diesen Namen: richtiger nennt man sie bey ihren alten Namen **Fehden**; die Verwüstungen der Länder war der vornehmste Erfolg derselben. Ueberdem herrschte ein gewisser unkriegrischer Geist des Zauderns, welcher nicht eine gute Gelegenheit, wie weise Helden thun, erlauern wollte, sondern selber nicht recht wuste was er wollte. Die fünf Feinde des Königs von Böhmen mit dem Kaiser verbunden, hätten in einem andern Jahrhunderte Eroberungen auf Eroberungen

rungen gehäuft. Itzt hatten sie nichts. Es schien, als wenn diese Fürsten sich zwar verbunden hätten, aber aus Eifersucht, einander doch nicht ganz trauten, und wenigstens den Kaiser nicht zu sehr unterstützen wollten: sie selbst aber richteten auch für sich nichts aus. Der Kaiser lag mit seinen Völkern in Unthätigkeit, und als Johann Böhmen verließ, blieb Ludwig um Regensburg und Nürnberg liegen, müßig, außer daß seine Völker verwüsteten und plünderten.

Johann nutzte die Unthätigkeit seiner Feinde, und schuf sich seine Errettung dadurch. Er schwor, **noch im ersten Feldzuge die Thore von Cracau zu berühren**, und zog zuerst gegen den König von Pohlen, welcher das Städtchen Saar belagerte, sein getreuer Gefährte, das Glück, wich nicht von seiner Seite; er jagte den König von Pohlen bis nach Cracau zurück, und belagerte ihn in seiner Residenz. Kasimir, welchen die Rache Johannes drängte, und die müßige Trägheit des unentschloßnen Kaisers entrüstete, schloß einen Waffenstillstand mit seinem Sieger aus Böhmen, und hierauf, ohne Vorwissen des Kaisers einen Frieden. Allein Johann machte den Frieden fruchtbar, und schloß in denselben die übrigen Bundsgenossen des Königs von Pohlen ein. Alle fünf Fürsten, welche vor kurzer Zeit Böhmen angreifen wollten, traten, ohne auf den Kaiser zu sehen, mit Johann in Friedensunterhandlungen, und brachten sie bald zu Stande im September 1345.

Nun sah sich Ludwig genöthigt, demjenigen, dem er vor einigen Monathen den Frieden versagt hatte, selbst um Frieden zu bitten. Eine feyerliche Gesandschaft des Kaisers ersuchte den König von Böhmen, neuen Unterhandlungen Gehör zu geben; bey welchen bloß die Befriedigung des Königs, besonders wegen

der entrißnen Grafschaft Tyrol, der Endzweck seyn, und völlige Genuthuung gegeben werden sollte. Johann, dessen entnervte Staaten einen grossen Krieg nicht wohl ertragen konnten, nahm den Antrag mit destomehr Bereitwilligkeit an, da sein Onkel, der Churfürst zu Trier, selbst diesen Vorschlag des Kaisers mit seinem Ansehn unterstüzte. Auf der Versammlung zu Trier welcher verschiedne Fürsten beywohnten, wurde auch wirklich aufs neue ein Vergleich mit dem Könige von Böhmen getroffen: Ludwig von Brandenburg behielt seine Gemahlin und Tyrol, dagegen aber wurden die Marggrafschaften, Görliz und Bauzen, auf ewig an Böhmen abgetreten, und auserdem noch zwanzigtausend Mark Silbers versprochen, wofür man, so lange bis die Summe bezahlt wäre, die Städte Berlin, Stendal und Brandenburg mit ihren Einkünften verpfändete. Der König war zufrieden; aber nicht seine beyden Prinzen. Ohnstreitig bemerkte Karl mit Mißvergnügen eine künftige Ruhe im Reiche, welche seinen mit dem Pabst entworfnen Plan, den Thron von Deutschland zu besteigen, zerstören konnte. Er, und sein Bruder bewilligten nicht den Vergleich, und der Kaiser muste diese Verweigerung als die erste trübe Wolke eines sich austhürmenden Wetters ansehn, welches er dennoch mit Hülfe dererjenigen mächtigen neuen Alliirten, die er eben izo erhielt, zertheilen konnte.

Es war der höchste Zeitpunct für den Pabst, seinen Anschlag wider den Kaiser izt auszuführen, oder, er muste seine völlige Demüthigung erfahren, ohne daß die stärkste Armee von Bannbullen etwas erobern konnte. Der Kaiser stand izt in den mächtigsten Bündnissen, welche der schlaue Clemens nicht trennen konnte. Der König von Ungarn, Engeland Sicilien, die lombardischen Fürsten, der Herzog von Oesterreich, der Churfürst

fürst von Brandenburg, und andere deutsche Fürsten hatten die Parthey des Kaisers ergriffen, und dieser war im Begrif, neue Rechte für sich in Italien mit gewafneter Hand zu suchen. Nun waren freylich Interdicte, Bullen, Bannstrahlen, Lossprechungen der Unterthanen von ihren Pflichten, Erklärungen der Kezereyen des Kaisers, und alle papirerne, und mündliche Flüche zu schwache Alliirte für Sr. Heiligkeit Der Donner zerschmettert nicht mehr, der Bliz zündete nicht; und alle Schläge wurden kalt, eh sie den Thron berühren. — Clemens muste andre Hülfe suchen, und Karl, der Prinz des Königs von Böhmen konnte sie geben. Er kam, nach abgeredtem Plane, mit seinem altem Vater, an dem päbstlichen Hofe zu Avignon an, und hier wurde, in der Stille, die Erlangung der Kaiserwürde, für Karln bearbeitet. Was konnte seiner Ehrbegierde mehr schmeicheln als die Krone des deutschen Reichs? Er war dreyßig Jahr alt, voll von feurigen Muthe, welchen er schon häufig gezeigt hatte, und alle Mittel waren dem ruhmbegierigen gleichgültig, wenn er nur seinen Zweck erreichen konnte. Clemens, der Pabst, ob ihm gleich Karl eigentlich einen Gefallen erzeigte, daß er die Kaiserwürde annahm, und das päbstliche Ansehn dadurch bestärkte, verstand die seltne Kunst, welche nur die schlauesten Geister besitzen, sich es nicht merken zu lassen, daß man zage, wenn man wirklich Hülfe nöthig hat. Er ließ sich von dem Prinzen sehr vortheilhafte Bedingungen für seine päbstliche Hoheit vorher beschwören, ehe er ihm die Kaiserkrone versprach. Man wird aber immer bald einig, wenn beyde Theile mit gleichen Eifer den Endzweck wünschen. Der Pabst und Johann und Karl brachten alles sehr bald in Richtigkeit, was zur Erhe-

bung

bung des Prinzen auf den Thron Deutschlands gefodert wurde.

Itzt gieng ein Heer von Briefen und Ermahnungen des Pabsts an alle Churfürsten, und andre Fürsten. Man stellte ihnen die Gefahr lebhaft vor, worinnen sich die ganze Christenheit unter einem verbannten und ketzerischen Oberhaupte befände. Man ermahnte sie den Thron mit einem muntern, rechtgläubigen Prinzen, zu besetzen. Jeder, welcher den Eid beschwor, den Kaiser Ludwig zu verlassen, dem Pabste treu zu seyn, und nur dem Oberhaupte zu gehorchen, welches der Pabst billigen würde; bekam **für einen Gulden** den Himmel, und Ablaß für seine Sünden. Der Pöbel, der Adel, die Städte, jeder Stand des Reichs wurde durch besondere Mittel gewonnen. Am grünen Donnerstag sandte Clemens eine neue schreckliche Bulle wider Ludwig, aus, welcher keinen geringern Befehl enthielt, als ihn ganz auszurotten, und mit den schrecklichsten Verdammungen angefüllt war. In besondern Handbriefen, wurde Karl, der Marggraf von Mähren zum Kaiserthrone mit allen päbstlichen Ernste und Nachdruck empfohlen.

Nachdem diese Minen alle angelegt waren, und eben springen sollten, entdeckte der listige Pabst dem Könige von Frankreich das Vorhaben. Philipp war, aller Entschuldigungen des Pabsts ohnerachtet, über den neuen Kaiser unzufrieden, und fand wenig Vergnügen an der Vertraulichkeit des Pabst und eines künftigen Kaisers, wodurch die bisherige weitgeschürzte Intrigue des französischen Interesse zerrissen wurde. Allein bedrängt von den Umständen in welche ihn itzo der Krieg mit England, setzte, wobey er böhmischen Beystand bedurfte, ließ er sich gefallen, was er nicht ändern konnte.

Indeß.

Indessen hatte schon Gerlach, der von Pabst neuerlich bestellte Erzbischof zu Maynz einen Wahltag nach Rensee ausgeschrieben. Fünf Churfürsten erschienen auf denselben: Gerlach, der Churfürst von Maynz, Balduin von Trier, Wallram von Köln, Rudolph von Sachsen, Johann, König von Böhmen. Ludwig ward verworfen, der Thron für erledigt erklärt, Karl von Luxenburg und Böhmen, zum Kaiser erwählt.

Ludwig hielt sich eben in Tyelt auf, und wollte mit dem Könige von Ungarn wegen seines Feldzugs nach Italien sich unterreden, als ihn die Nachricht von dem neugewählten Kaiser überraschte. Er hatte Mühe, sie zu glauben, suchte aber eilfertig alle Hülfsmittel herbey, seinen Stand zu behaupten, und seinen Gegner im Hervortreten zu stürzen. Die Sorgfalt wurde vom Erfolge begleitet: es erklärten sich eine Menge von Fürsten und Städten für Ludwig: seine Partey wuchs, Karl kam ins Gedränge. Aachen, wo er seine Krönung suchte, verschloß ihm die Thore, die Bürger von Lüttich schlugen ihn mit Schimpf hinweg: er gieng zu seinem Großenkel nach Trier. Auch hier verminderten seine Hofnung so viele widrige Nachrichten, daß er zwischen sich und dem Throne von Deutschland eine gefährliche Kluft befestigt sah, welche er itzo nicht gleich übersteigen konnte. Ohne einem Heere, ohne Geld, der nöthigsten Hülfe seiner Absichten, um sich herum Feinde, und das Glück zuwider, empfand er, wie schwer es sey, eine Krone zu erkämpfen, und an dem Gipfel der Ehre zu klimmen.

Eben zwangen die glücklichen Waffen Eduars des Königs von England, welcher in Frankreich eingebrochen war, den König Philipp fremden Beystand zu suchen. Er lud den neuerwählten Kaiser und sei-

nen

nen Vater ein, nach Frankreich zu kommen; und gern nahmen beyde diese Einladung an; da sie von diesem alten Freunde ihres Hauses künftige wichtige Unterstützungen erwarteten. Karl und sein blinder Vater begaben sich zu der Armee des Königs in Frankreich, welcher wider Eduard stritt. Johann, der alte, muthige König konnte durch keine Vorstellungen abgehalten werden, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen. Man bat umsonst, bloß seinen Sohn dahin gehen zu lassen; und da man ihn an seine Blindheit erinnerte, wurde er sehr aufgebracht: „was sagte er, meint ihr, daß „ich den Weg nach Frankreich nicht finden sollte, den „ich so oft geritten bin? Ich will, und wenn es mir „die ganze Welt widerriethe, zu meinem treuen Freund „und Bundgenossen gehn, und mit muthiger Hand „für ihn fechten.„ Er sprachs und gab sogleich zum Ausbruch auf den folgenden Tag Befehl; denn die Schicksale reissen den Sterblichen mit sich fort, und trieben itzt unserm König zum Tode.

Philipp hatte ein mächtiges Heer gesammelt, dessen Zahl die feindliche dreymal überstieg. Eduard, so bald er die Ankunft des Königs von Böhmen, und die Anrückung des Franzosen erfuhr, zog ihnen entgegen. Beyde Heere stiessen bey Crössy in der Piccardie auf einander, und es folgte eine blutige Hauptschlacht den 27. August 1346. Die französische Armee that den Angrif, kam aber in Unordnung, und alle Sorgfalt ihrer Feldherrn war vergeblich. Der König Philipp verlohr ein paar Pferde unter dem Leibe, und unterließ nichts, sein Volk gut anzuführen. Der Prinz Karl fochte mit heldenmüthiger Tapferkeit, und verließ das Schlachtfeld nicht eher bis er alle seine Soldaten um sich herum verlohren, und drey Wunden empfangen hatte. Der Sieg trat auf des Königs Eduards

Seite, und die Engländer jagten mit Macht ihre Feinde von dem Platze. Man erzählt, daß in diesem Treffen zum erstenmale Kanonen erschienen wären; und vier dergleichen bisher unbekannten Donnermaschinen schreiben einige den Sieg zu, welchen die Engländer davon trugen.

Da das Getümmel der Schlacht aufs höchste steigt, und schon die französischen Völker weichen, entflamt sich der Muth des Unwilles in dem blinden, alten Helden Johann. **Sollte denn der König von Böhmen izt seinen Feinden den Rücken zeigen?** ruft er aus, und befiehlt sich dahinzubringen, wo das Gewühl der Schlacht am heftigsten ist. Man räth ihm ab; aber vergebens. **Ich will heute meinen Freund Philipp retten, oder einen königlichen, glorreichen Tod finden.** — Das Gesicht, und die Kräfte hatten den König längst verlassen, aber noch nicht sein wilder Muth, und die kühne Verwegenheit. Der blinde König läßt sich durch seine zwey Begleiter, Heinrich, einen Mönch von Basel, und Heinrich von Klingenberg, welche ihre Pferde an das seinige zäumen müssen, in die dichtesten Feinde führen, und sucht, und findet hier mit Tausenden den Tod. Seine Lieblingsneigung, zu fechten und zu siegen, machte nicht nur sein ganzes Leben, sondern auch das Ende desselben auserordentlich.

Petrarch wünschte, daß das Andenken dieses Königs nicht der Vergessenheit übergeben werden möchte. Seine Tapferkeit, und Charakter machte ihn, sagt er, der Verwunderung, aber seine Blindheit zulezt des Erstaunens werth.

Als der Sieger Eduard den Körper des Königs in Böhmen erblickte, bedauerte er ihn, und sagt: **auch dieser hat ein besseres Sterbbette verdient.**

Ich

Ich weis aber nicht, ob Johann, wenn er hätte antworten sollen, dieses mitleidige Urtheil würde zugegeben haben.

Unter die grösten Fürsten seiner Zeit hat die Geschichte den König Johann schon längst gezählt. Jung zu Geschäften und wichtigen Thaten gewöhnt, und mit einer wilden Kühnheit gebohren, nahm er an allen Begebenheiten in Europa Theil; und sein Glück war eben so ungewöhnlich, als sein Charakter, welchen itzt sein beschriebnes Leben gezeigt hat. Man wird leicht bemerken, daß seine Neigung zum Krieg, und die vielen Feldzüge, welche ihn alle mit Siegen krönten, ihn nicht verhinderten, die Politik zu erlernen. Die verschiedenen Bündnisse, die öftern Aussöhnungen mit dem Kaiser, und einige andre schnelle Veränderlichkeiten hatten mehr in dieser Kunst, als einem unbedachten Leichtsinne ihren Grund. Er schloß mehrmals für andre Frieden, und Unterhandlungen: Europens Mächte fürchteten ihn, und der kluge König von Frankreich bewarb sich um seine Freundschaft vorzüglich, welcher auch Johann Beständigkeit der Treue leistete. — Das Feuer seines Geistes trieb alle seine Leidenschaften bis aufs äuserste, und ließ seinem Leben nie Ruhe; seinen Unterthanen nie Geld; aber auch seinem Andenken keine Dunkelheit.

* * *

Es würde den Lesern eben so unangenehm, als mir itzo schwer seyn, alle diejenigen Schriftsteller zu nennen, welche ich bey dieser Lebensbeschreibung des Königs Johann zu Rathe gezogen habe. Oft ist es nöthig gewesen, eines einzigen Umstands wegen, einen Geschichtschreiber nachzuschlagen, den ich hernach nicht weiter brauchte. Mehr als einmal habe ich, bey die-

sem Leben, bedauert, daß ich nicht die Quellen gleich unter dem Text anzuführen mir vorgenommen hatte.

Alle diejenigen Schriften, welche das Leben Heinrichs des VII. angehn, musten mir den Weg zur Berichtigung der Schicksale bahnen, welche Johann in seiner Jugend erfahren hat. Die Gesta Balduini des Erzbischofs zu Trier, welcher den meisten Antheil an den Begebenheiten seines Vetters nahm, haben mir, vielen Nutzen verschaft. Diese Lebensbeschreibung des Churfürsten Balduins, verdient, so wie sie Martene herausgegeben hat, ohnerachtet ihrer Trockenheit und Mangels der Auswahl, dennoch das Lob der Wahrheit und des Ausführlichen.

Albertinus Mussatus, dessen Geschichte Heinrichs des VII. in Muratorii Scriptt. Ital. To. X. mit ungemein weitläuftigen, obgleich oft ermüdenden Anmerkungen versehen ist, muste mir desto merkwürdiger seyn, da er Dinge erzählt, welche er nicht nur erlebt hat, sondern, welche er selbst theils unterhandelt hatte, theils aus den reinsten Quellen kennen lernen konnte.

Ich übergehe hier die übrigen; und nenne uns **Gundlings Geschichten und Thaten Kaiser Heinrichs des siebenten**; Halle 1718, eine Lebensbeschreibung, welcher nichts als Geschmack fehlt um vollkommnes Lob zu verdienen. Treue, Richtigkeit und Sorgfalt kann man ihr nicht absprechen; aber ihr schlechthin zu folgen, wäre deswegen schon Unrecht, weil verschiedne Umstände von andern Gelehrten in helleres Licht gesetzt worden sind.

Zu dem ersten Theile dieser Lebensbeschreibung ist des Anonymi Chronicon Bohemicum brauchbar gewesen, welches im dritten Theile von Menkenii Scriptt. Rer. German. S. 1618 u. f. befindlich

lich ist. Die Jahre aber sind darinnen völlig falsch, und fast alle Begebenheiten sind zu früh angesetzt; einige Dinge sind ganz unrichtig vorgetragen.

Derselbige Vorwurf trift sowohl die andern Chroniken als auch die Schriftsteller, welche ihnen, ohne Sorgfalt gefolgt sind. Oft mußte ich mit Widersprüchen ringen, und ich leugne nicht, daß die Berichtigungen der Zeitfolge mir eine äuserst beschwerliche Mühe verursacht haben, an welche ich itzt noch ungern zurück denke. Nichts ist unangenehmer, als dürre, chronologische Untersuchungen anstellen müssen, und bey dieser langweiligen Verdrüßlichkeit immer in Sorgen stehen, daß man dabey den Geist, und die Nahrung fruchtbarer Begebenheiten ersticken möchte.

Genauer in dieser Absicht, und richtiger erzählt die sogenannte Chronica Aulae regiae. S. de Iohanne Bohemiae Rege, et sub eo in regno, nec non in Germania actis, ab A. 1317 usque ad A. 1333. welches in Freheri Scriptoribus Rerum Bohemicarum a pag. 21 &c. steht. Theils aber enthält diese Chronik, so wie sie itzo vorhanden ist, nur einen Abschnitt in den Leben des Königs Johann, theils auch kann man sie durchaus nicht fehlerfrey nennen; sondern erst durch Vergleichung mit andern nutzen. Wahre Begebenheiten, zu ihrer Zeit vorgetragen, findert man bey diesem Schriftsteller, und er verdient Glauben, da er dasjenige erzählt, was er selbst gesehn, oder als ein Zeitgenosse von denen hörte, die Zeugen der Vorfälle gewesen waren. Uebrigens bemerkte man sehr leicht, daß dieser sogenannte Petrus Abbas dem Könige Johann sehr ungünstig ist, und oft schielend urtheilt. Wie konnte er auch anders? der König foderte von den Klöstern Abgaben; eine damals

unerhörte Härte! und selbst das Kloster dieses Verfassers muste zum Kriege beytragen.

Dubrauii Historia Bohemica ist eine vollkommne chaotische Erzählung. Begebenheiten, welche eine Reihe von Jahren trent, werden unmittelbar verknüpft, und alles verwirrt sich so untereinander, daß nothwendig ganz falsche Vorstellungen erscheinen Widersprüche, Irrungen und Vermischungen. Die Schreibart hingegen hat viel Eleganz, und gefällige Schönheit.

Weit schlechter und unangenehmer erzählt Bohuslaus Balbinus in seiner Epitome Historica Rerum Bohemicarum Pragae 1677 Fol. obgleich oft sehr umständlich, und nichts weniger, als epitomarisch. Ich habe diesem Buche einige Merkwürdigkeiten zu danken, die man vergeblich im Petrus Abbas, dem Dubrav, und den neuen Geschichtschreibern sucht. Eben dieses muß ich von der Howorischen Chronica, sagen.

Weil der König Johann so wenig in Böhmen sich aufhielt, und die böhmischen Geschichtschreiber sich meisten an ihr Land halten, vergessen sie häufig, einer dieß, der andere das, was Johannes auserhalb Böhmen that. Ich habe daher andre Geschichten, besonders die Reichshistorie genau vergleichen müssen. Des Hrn. von Olenschlagers Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, und des Herrn Hofrath Heberlins Reichshistorie, muß ich hier vorzüglich nennen. Dem letztern Werke bin ich besonders in der genauern Berichtigung der Chronologischen Ordnung ungemein viel schuldig. Ein ausführliches Lob käme bey beyden Gelehrten zu spät, in diesem Buche.

Den

Den Aufsatz Caroli de vita sua in Freheri Scriptt. Rer. Bohem. ingleichen das Chronicon Leobiense in Pezii Scriptt. Rer. Austriac. To. I. und den XV. Theil von den Annalibus Ecclesiast. Raynaldi habe ich, so wie verschiedne andre Schriftsteller, an den gehörigen Orten genutzt; denn ich will nicht mehr mit mehrern Zeugen meiner Wahrheiten mich rühmen, ob ich gleich könnte.

Nur muß ich noch wegen des kurzen Abrisses von dem Leben Peters, des Churfürsten von Maynz, erinnern, daß ich dabey, auser andern, theils auch schon genannten Schriftstellern, besonders des Catalogus Archiepisc. Mogunt. in Menkenii Scriptt. Rer. German. Tom. III. p. 525 sequ. gefolgt bin.

Die Erzählung der Schlacht bey Mühldorf, und wenige andre Stellen habe ich aus Burgundi Historia Bavarica sive Ludovico IV, zu vervollkommen gesucht. Im Durchschnitte genommen, traue ich dieser Geschichte, welche, wie Herr Hofrath Häberlin gezeigt hat, nicht den Burgundus zum wahren Verfasser hat, sehr wenig. Ein netter, blühender Stil, in dem vortreflichsten Latein, erhebt den Ruhm des Kaisers Ludwig, — oft mit verschönernden Farben — läßt sich schön lesen; aber nicht leicht glauben.

Leben Ludwigs des ältern Churfürsten von Brandenburg.

Einen ausserordentlichen Fürsten will ich itzo nicht zeigen, aber ausserordentliche Vorfälle an denen dieser Fürst Antheil nimmt. Dennoch war derjenige, dessen Schicksal man lesen wird, kein gemeiner Mensch unter den Hohen der Erden, keiner welcher für sich selbst nicht Andenken und Ruhm verdiente. **Ludwig**, ein Sohn des Kaisers dieses Namens, wurde im Jahr 1315 gebohren; als sein in der Geschichte berühmter Vater schon mit den Störern der Ruhe, welche seinen erst seit den vorigen Jahre bestiegnen Thron Deutschlands erschütterten, zu kämpfen angefangen hatte. Die Schicksale seines Vaters flossen bald auf ihn über, und er bekam sehr früh, nach dem Verhängniß der grossen der Erde, viele Feinde und Freunde, ehe er jene zu hassen, oder diese zu lieben vermögend war.

Ludwig, Herzog von Bayern, hatte, nach dem Tode, Heinrichs des VII. den ersten Antrag der deutschen Krone mit einem weisen Phlegma verbetten; allein, die schmeichelhaften Vorstellungen des Königs von Böhmen, und Erzbischofs von Maynz hatten endlich die so leicht zu erfahrende Ehrbegierde eines hohen Geistes, auch bey ihm erhitzt. Der Herzog empfieng die Kaiserkrone unter dem Lerm des Widerspruchs. Verschiedene Fürsten hatten den Herzog Friedrich von Oesterreich

zum

zum Kaiser erwählt, und behaupteten ihre Wahl. Unter drohenden Gefahren eines mächtigen Anhangs, welcher seinen Gegner beschützte, konnte sich Ludwig mit ähnlichen Vorfällen verschiedener seiner Vorgänger trösten, die ebenfalls hinter den Schlachtfedern und Siegen über ihre Gegner die Ruhe suchen musten. Aber Ludwig sollte nie diejenige Ruhe haben, welche Regierungen glücklich macht; sondern sein Geschick machte mit ihm nur zuweilen einen Waffenstillstand, und stürmte nachher desto mehr.

Erst hatte Ludwig nicht Lust gehabt, Kaiser zu werden; und die Zuredungen und Versprechungen wichtiger Freunde konnten mit Mühe ihn überreden. Itzt, kaum Kaiser, muste er denen Freunden, die ihn zur Annehmung der Krone bewogen, Geld, Vorrechte und Vortheile schenken, damit sie Freunde blieben. Die Erzbischöfe von Maynz und Trier, der König von Böhmen, die Marggrafen von Baaden, der Herr von Hohenlohe; wer nur beystehn sollte, muste durch die gewöhnlichen Mittel, die Freundschaft erkaufen, gewonnen werden.

Zwey Nebenbuhler der deutschen Krone, oder vielmehr zwey schon gewählte Kaiser, Ludwig und Friedrich theilten sich in so gleiche Ansprüche und Hofnungen, daß es auch dem durchdringendsten Geiste schwer geworden seyn würde, den Ausgang vorher zu sehen, welchen man zu erwarten hätte. Friedrich besaß die Macht weitläuftiger Länder: Ludwig hatte desto mehr fremden Beystand, besonders von den Ständen, und vielen deutschen Fürsten. Jenen empfahl eine ungemeine Großmuth, diesen machte reiche Freygebigkeit beym Volke beliebt. Friedrich war tapfer; Ludwig war es ebenfalls; bey jenem Fürst nur mehr Kühnheit, bey diesem mehr Mäßigung. Der Ruhm den Friedrichs

glänzende Eigenschaften ihm erworben hatten, wurde durch die Gerechtigkeit und milde Gnade Ludwigs im Gleichgewicht erhalten. Halb Europa hatte seine Neigungen unter beyden getheilt; Italien gleichfalls. Die Wahl war für jeden gleich streitig. Man rüstete sich mit gleichem Muthe, und Kräften, und Hofnungen; nur das Glück der Waffen muste entscheiden.

Dieses auf gleiche Wagschalen gelegte Interesse der beyden Fürsten, die Gefahr durch eine Schlacht alles zu verliehren, die Klugheit beyder Gegner, durch keinen Fehltritt die Ueberwindung leicht zu machen, und die gleich starken Zurüstungen liessen einen langwierigen Krieg, und weitausgedehnte Verwirrungen sehr leicht vermuthen. Es verzog sich auch diese kriegerische Streitigkeit bis ins achte Jahr, ohne daß ein Ausschlag erfolgte. Beyde Kaiser verfolgten sich, und wagten doch kein Treffen, rückten auf einander, und griffen nie an; einzelne, kleinere Gefechte und Einfälle in die feindlichen Länder zerrütteten Deutschland eben so sehr, als sie die Hoffnung des Triumphs beyden Partheyen aufhielten.

Unter dem Anfange dieser Unruhen ward Ludwig, dessen Begebenheiten wir schildern, gebohren, und unter dem Fortgange desselben zu seinen künftigen Bestimmungen erzogen. Einige setzen seine Geburt zwey Jahr früher an; allein man irrt, wenn man ihnen folgt. Die ersten acht Jahre der kriegerischen Unruhen des Kaisers Ludwigs waren die ersten Jahre des Lebens unsers Prinzen.

Sein Vater, der Kaiser erfochte im Jahr 1322, am 28 September, den berühmten Sieg bey Mühldorf, in welchem er seinen Gegner Friedrich schlug, und gefangen nahm. Beyde Theile waren der verheerenden und unentscheidenden Gefechte müde, und kämpf-

ten

ten mit dem herzhaftesten Muthe, um dem zweydeutigem Schicksale ein Ende zu setzen. Das Glück erklärte sich für Ludwig, an diesem Tage so günstig, daß es alle Aussichten seiner künftigen Regierung von Deutschland, welche er nun **allein** antrat, verherrlichte. Er suchte sein Glück zu nutzen, und die Früchte desselben einzuerndten. Friedrich ward auf das Schloß Trausnicht, in Verwahrung gebracht. Da die Freunde des Kaisers ihm genug gezeigt hatten, daß es am sichersten sey, sich selbst helfen zu können, sann er auf die Vergrösserung der Macht seines eigenen Hauses, wozu sich itzo die schönste Gelegenheit anbot.

Die Mark **Brandenburg** war schon seit einigen Jahren von verschiedenen Fürsten in Anspruch genommen worden. Waldemar, der Churfürst von Brandenburg war 1319, ohne Kinder gestorben: sein Vetter und bestimmter Nachfolger, der junge Marggraf Heinrich, ward binnen einem Jahre, durch die ungerechtesten Freunde, fast aller seiner Besitzungen beraubt. Man nahm dem unmündigen mit leichter Mühe seine Güter. Der König von Böhmen, und der Herzog Rudolph von Sachsen, welcher Vormund der verwittweten Churfürstin war, bereicherten sich mit der Beute eines unmächtigen, und es schien, als wenn die Staaten von Brandenburg zersplittert werden sollten. Unvermuthet starb 1320 der junge, unglückliche Marggraf Heinrich; und hinterließ einer Menge von Fürsten Hofnungen auf seine Länder. Der Kaiser Ludwig, hatte zeither mit gleichgültigem Sinne denen Verwirrungen der brandenburgischen Staaten zusehn müssen; denn er bedurfte der Ungerechten Hülfe, nach einem sehr gemeinen Verhängnisse in der Welt, gegen mächtigen Feinde: er hatte noch mehr thun müssen. Der König von Böhmen empfieng von ihm die Hofnung, die erledigten bran-

brandenburgischen Länder zu erhalten, wenn er ihm in den Kriege gegen Friedrich getreuen und wirksamen Beystand leistete. Diesen leistete er auch dem Kaiser, und trug zu dem Siege bey Mühldorf das meiste bey. Allein, eben dieser Sieg Ludwigs entband ihn der Nothwendigkeit, Versprechungen zu erfüllen, wozu ihn dunkle trübe Zeiten gezwungen hatten, an welche man beym hellsten Sonnenscheine des Glücks ungern zurücke denkt. Es war klüger, seine eigene Macht, als die Macht eines furchtbaren Freundes zu verstärken. Ludwig, der Kaiser entschloß sich, seinen eigenen Prinzen mit diesen schönen Ländern der Mark Brandenburg zu bereichern; und Ludwig handelte weise; ob gleich dieses gleichsam der erste Schritt war, den König von Böhmen abgeneigt zu machen; aus dessen Uneinigkeit nachher die unangenehmsten, gefährlichsten, und für den Prinz Ludwig nachtheiligsten Vorfälle flossen.

Ludwig: so nennen wir ins künftige unsern Prinzen, denn sein Vater, der denselbigen Namen führt, ist Kaiser: Ludwig wurde im neunten Jahr seines Alters Churfürst, und Marggraf von Brandenburg. Diese Erhöhung seines Sohns gehört zu den klügsten Handlungen des Kaisers, und ward für ihn in der Zukunft eine Quelle von hülfreichen Mitteln für sein Ansehn. Im Frühjahr 1323 wurde ein allgemeiner Reichstag zu Nürnberg gehalten. Der siegreiche Kaiser stellte, ausser verschiedenen andern Verordnungen, denen versammelten Reichsständen, die Besetzung des erledigten Churfürstenthums Brandenburg vor, und seinen Sohn zum Competenten desselben. Ohne Schwierigkeit ertheilte er diese Länder seinem Prinzen, und suchte denselben nun in den Besitz aller derjenigen Güter zu bringen, deren sich verschiedene andere Prätendenten angemaßt hatten. Unser noch unmündige Churfürst

brauchte einen Vormund, und wer konnte diese Person besser vorstellen, als sein Vater, der Kaiser selbst? Dennoch gab man dem jungen Churfürsten, den ältern Grafen von Henneberg, Berthold, einen einsichtsvollen, weisen Minister, zum ersten Rathe, und Untervormund, welcher sich schon um das Haus des Kaisers bisher sehr verdient gemacht hatte.

So ward zwar Ludwig Churfürst von Brandenburg; allein seine Herrschaft brauchte eben so wohl Unterstützung, als die Kaiserliche Würde seines Vaters standhafte Behauptung. Noch bey weiten nicht waren alle Hindernisse der öffentliche Ruhe gedämpft. Der Herzog Leopold von Oesterreich, ein munterer herzhafter Fürst drang, die Waffen in der Hand, auf die Befreyung seines Bruders des gefangenen Gegenkaisers Friedrichs. Verschiedene Fürsten des Reichs, besonders Rudolph, der Herzog zu Sachsen waren noch unbezwungene Gegner. Der gefährlichste Feind war der Pabst, Johannes der XXII, ein harter, strozender Alter, voll Tücke und arglistiger Frechheit. Dieser wollte nicht den Kaiser erkennen, und widersetzte sich durch Verweigerungen und endlich durch Bannflüche, so stark der Ruhe des Kaisers, daß, bey dem Aberglauben, welcher dieses Zeitalter beherrschte, der Kaiser in nicht geringer Gefahr sich befand. Der französische Hof verband sich mit dem Pabste, wider jeden Vortheil des Kaisers. Italien, welches ohnehin von dem Geiste der Empörungen getrieben wurde, grif die Rechte desselben mit frechem Unsinn an. Der Churfürst zu Cöln erhielt seine Neigung gegen das französische Interesse: seinem Beyspiele folgten andere, und störten wenigstens den Nachdruck der kaiserlichen Hoheit, welche Ludwig überhaupt, ihrem Umfange, nie erfahren und genossen hat.

Man

Man konnte vielleicht durch eine Vermählung eine neue Macht mit den Vortheilen des kaiserlichen Hauses verknüpfen. Dieses Mittel ergrif der Kaiser, und suchte seinen Prinz mit des Königs von Dänemark Prinzeßin, Margaretha, zu verloben. Der König Christoph nahm den Antrag mit Vergnügen an, und kam selbst nach Deutschland; wo er zu Lübeck, die Ankunft des Kaisers erwartete. Dieser aber fand sich nicht ein, weil ihn wichtige Geschäfte in seine Erbländer riefen. Das Beylager ward demnach im Jahr 1324 wirklich vollzogen, ob uns gleich die Geschichte keine grosse Unterstützung erzählt, welche Ludwig jemals von Dänemark erhalten hat. Derjenige, welcher mehr ähnliche Beyspiele weis, wird sich auch darüber nicht wundern. Vermählungen sind zu schwache Bande der fürstlichen Anverwandten; die seidnen Bänder der Liebe knüpfen wohl Herzen, aber nicht Reiche zusammen. Indessen verwandte der König von Dänemark alles sein Ansehn bey dem Pabste Johannes, um die Vermählung seiner Tochter mit unserm Churfürsten von der päbstlichen Allmacht bestätigen zu lassen, denn dieses war damals eben so Mode, als itzo, große Haarbeutel zu tragen. Aber der Pabst wollte nicht hören, nicht Gnade ertheilen, und auch umsonst flehte man ihn an, dem Kaiser Ludwig den Besitz des Kaiserthrons zu erlauben. Die harte Antwort des Pabstes an den König von Dänemark auf seine Vorstellungen, ist noch vorhanden, um ein Zeugniß der Zeiten zu seyn, und den Geist des Jahrhunderts zu mahlen.

Noch deutlicher mahlt ihn die zärtlichste, stärkste Bemühung des Herzogs Leopolds, welche ihren Bruder den gefangenen Friedrich zu erlösen trachtete. Als Waffen und Drohungen nicht hinlänglich waren, als man den Himmel, durch die Gewalt des Pabstes itzo

in Bewegung gesetzt, nach den Ideen dieses Seculums, nicht wirksam genug fand, nahm man seine Zuflucht zur Hölle. Die ältern Geschichtschreiber erzählen im vollen Ernste daß Leopold seinem gefangenen Bruder Friedrich, durch Bannerey einen Geist bestellt habe, welcher ihn durch die dicksten Mauern seines Gefängnisses, auf den Rücken habe herausreiten sollen; ja die Kreuze sagt jemand, sollen so gar noch zu sehn seyn, welche Friedrich in seinem Gefängniß gemacht, als er den Satanas erblicket. Aber der furchtsame Friedrich traute dem freundlichen Teufel nicht, und blieb im Gefängnisse sitzen. — Dieß war das vierzehnte Jahrhundert. —

Ludwig, der neue Churfürst von Brandenburg begab sich gegen das Ende des Jahrs 1323 in sein neues Land, wie noch einige Urkunden zeigen. Der weise Berthold, Graf von Henneberg führte für den minderjährigen indeß die Regierung. Rudolph, der Herzog von Sachsen, welcher sich bisher, wegen verschiedener Ansprüche, in den Besitz der Staaten gesetzt hatte, verließ dieselben ohne Schwierigkeit, weil er sich der Macht des Kaisers itzo nicht gewachsen fand. Inzwischen ist es gewiß, daß er, einer der Anverwandten des verstorbenen Waldemars, auch Ansprüche auf diese Länder vorbringen konnte. Allein, er war zugleich einer der vornehmsten Fürsten, welche Friedrich von Oesterreich zum Kaiser erwählt, und demselben beygestanden hatten. Mit der zerflossenen Hofnung, Friedrich auf den bevestigten Throne zu sehen, war auch aller Anspruch auf Brandenburg zernichtet.

Die vornehmste Sorgfalt des Kaisers, sich bey seiner Würde, und seinen Sohn bey dem Besitz des Churfürstenthums von Brandenburg zu erhalten, wurde in die lebhafteste Beschäftigung gesetzt. Nie hat

wohl

wohl ein Kaiser so unbillige Verfolgungen erlitten, und sich, besonders zuletzt, so sehr, bis zum Erstaunen, um die Aussöhnung mit der Kirche, bemüht. Der Pabst Johannes der XXII. handelte zwar den Maaßregeln des französischen Hofes gemäß, welcher nach der Krone Deutschlands schielte, da er den Kaiser mit aller Feyerlichkeit in den Bann that; allein die Ausdrücke seines Eifers, und die fast unsinnigen Anmassungen entsprangen aus der Natur eines Mannes, welcher, ohne zu Erröthen, mit frecher Stirne, für das Oberhaupt der Europäischen Welt angesehen seyn wollte. Er beantwortete die Gesandschaft des Kaisers, welche einen Vergleich antrug, mit höhnendem Schimpfe, und ließ sein Verfahren und Dekret gegen denselben, allen Erzbischöfen, und Bischöfen, in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Ungarn, bekannt machen. Der Kaiser behauptete hierauf seine Gerechtsame mit nachdrücklicher Standhaftigkeit; und hätte er diesen hohen Sinn, welchen er anfangs zeigte, nie verlassen, so würde wenigstens sein Charakter mehr Gleichheit behalten haben. Aber die Ströme der Unfälle erweichten seine Seele, welche überhaupt, so gut sie auch dachte, nicht diejenige Stärke besaß, die den grossen Mann, den Held ausmacht.

Das Glück selbst versagte ihm die Treue der Gunst: die fortdonnernden Banngewitter des Pabsts, der sich einschleichende Geldmangel, eine vergebliche Belagerung von Burgau, und viele andere Uebel zwangen ihn, dem gefangenen Gegner Friedrich, die Freyheit zu geben. Unter denen eingegangenen Bedingungen, welche der Preis der Erlösung waren, versprach Friedrich, den Sohn und das Haus des Kaisers bey dem Besitze der Churmark Brandenburg, auch, wenn er den Thron von Deutschland einmal besteigen sollte, zu

erhalten.

erhalten. Dieser erste Vergleich der beyden Fürsten, die um die Regierung ihres Vaterlandes gestritten hatten, wurde nachher von einem neuen für Friedrich noch günstigern, abgeändert; aber ohne Einfluß auf den Churfürst von Brandenburg.

Einen weit heftigern Feind bekam der junge Prinz an dem bößartigen Greise, der auf dem päbstlichen Stuhle saß. Nicht zufrieden den Kaiser zu verdammen, sandte er auch seine Blitze auf seinen Sohn, der nun sein neues Land in Besitz genommen hatte. Brandenburg hatte schon von Albrechts Zeiten her, eine neue Gestalt angenommen, und die Aufmerksamkeit seiner Herrn verschönerte den Wohlstand der Unterthanen immerfort. Der letzte Churfürst Waldemar hatte besonders nichts unterlassen, wodurch seinen Staaten Vortheile verschaft werden konnten. Es waren verschiedene neue Städte und Dörfer erbaut worden; Handwerke und Künste bearbeiteten den Flor des Landes; der Handel breitete sich mehr und mehr aus; die Gesetze, die Sitten und Rechte, welche meistens aus Sachsen entlehnt wurden, gaben dem Staate seine innere Festigkeit und Haltung. Nur der Zustand der Religion kontrastirte mit dem vortheilhaften Anblicke dieser Länder: sie hatten den Aberglauben mit den übrigen Theilen von Europa gemein; den ein allgemeiner Nebel bedeckte den Verstand der Menschheit.

Unter die klügsten Männer seines Jahrhunderts gehörte der Graf Berthold, der Vormund des jungen Churfürsten. Er zog die Städte der Mark durch Bestätigung alter und neuer Privilegien und verschiedene andere Mittel auf die Seite der Treue. Die Marggräfin Agnes, des verstorbenen Churfürsten Waldemars Wittwe, welche sich itzt mit dem Herzog von

Braunschweig Otto *) vermählt hatte, trug viel zu dem Besitze der Mark bey. An ihrem Hofe hielt sich der junge Prinz anfänglich auf, und sie verglich sich, nebst ihrem Gemahle, wegen der alten Mark, die sie besaß, mit ihm so, daß er die Lehn darüber vom Bischof zu Halberstadt nahm, und bald darauf sich auch von den Ständen, auf den Fall ihres, und ihres Gemahls Tode, huldigen ließ. So lange Agnes lebte, blieb das beyderseitige gute Vernehmen beständig, und erleichterte die völlige Unterwerfung der Mark, und den Anfang der neuen Regierung Ludwigs. Der Kaiser selbst aber unterließ nicht, seinen Sohn zu unterstützen. Im Jahr 1324 erfolgte die erste feyerliche Belehnung, welcher eine zweyte von Rom aus, einige Jahre darauf folgte. Um die Vortheile des Churfürsten auf die Zukunft zu erweitern, ertheilte ihm sein Vater, der Kaiser nachher die Anwartschaft auf die Anhältischen Länder, fernerhin, das Lehnrecht über die Pommerschen Fürsten. Noch andere vergönnte Ansprüche der folgenden Zeiten, worunter die allgemeine Anwartschaft auf die künftig eröfneten Lehne in Sachsen merkwürdig ist, erhoben den Churfürsten nach und nach zu weitaussehenden Hofnungen; aber erhitzten auch zugleich den Haß seiner Feinde, welche ihn drängten, so bald er Brandenburgs Herr geworden war.

Niemand trieb seinen Haß mit so entzündetem Eifer, als der oberste Bischof der Kirche zu Avignon. Mit päbstlicher Autorität belegte er den jungen Churfürsten mit dem Banne: dieß war noch wenig: sprach alle

*) Mit dem Zunamen; der milde. Es war damals Gebrauch, den Fürsten Beynamen zu geben. Ich weiß nicht warum? aber so viel weiß ich, daß ich mich ihrer nicht gern bediene. Sie machen den historischen Still oft schleppend; und sind zwar bey diesem Herzoge aber nicht immer charakteristisch.

alle Unterthanen der Mark von ihren Pflichten gegen ihren Herrn loß; noch nicht genug: er wiegelte alles an allen Orten auf, um die brandenburgischen Staaten anzugreifen, und den unmündigen Churfürst aus seinen Besitzungen zu treiben, zuerst ermahnte er alle Vasallen, Städte und Unterthanen, durch herbe, scharfe Befehle, ihrem Herrn nicht Gehorsam zu leisten; den Churfürst selbst foderte er vor seinem Richterstuhl nach Avignon; und die Geistlichkeit seines Landes entrüstete er wider denselben mit Nachdruck. Der Erzbischof Burchard von Schrapelow setzte sich in Geschäftigkeit, ergrif die Waffen, und lärmte mit der Mordfackel um die Havel herum. Seinem Beyspiele folgte der Bischof Stephan zu Lebus und zog hierauf, fremde, wilde Völker ins Land, welche der Pabst dazu schon aufgefodert hatte.

Der König von Pohlen, Wladislaus Lokticus gab den reitzenden Einladungen des Pabstes, die Mark Brandenburg zu bekriegen, desto leichter Gehör, weil die vorigen Marggrafen dieses Landes immer schon Pohlen beunruhigt hatten. Wladislaus erhielt, zur vorläufigen Belohnung dieses Kriegs, vom Pabste den königlichen Titel, und die Erlassung aller Verbindungen gegen das deutsche Reich; der Pabst erlaubte ihm, die heydnischen Litthauer zu Hülfe zu nehmen, und der deutsche Orden in Preussen, welcher diese Barbaren bekriegte, wurde durch scharfe Befehle des Pabstes gezwungen, während dieses Krieges, mit denselben einen Waffenstillstand oder Frieden zu schliessen. Die Wünsche des Pabstes waren die Vortheile des Königs; er rüstete sich, und führte die genommenen Maaßregeln aus.

Mit einem grossen fürchterlichen Schwarme von heydnischen Litthauern, Preussen, Wallachen, und

Pohlen brach Wladislaus in Brandenburg ein; und setzte alles in Blut und Feuer. Jeder Schritt der verwüstenden Barbaren ließ Fußtapfen der Wuth und der Grausamkeit hinter sich. Kirchen, Klöster, Dörfer und Flecken wurden zerstört, die Männer erschlagen, die Frauen geschändet; Schaaren gefangen hinweggeführt. Alles, was heilig hieß, wurde entweiht; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht verschont, Nonnen mit Gewalt gemißhandelt, Frauen den Armen der Männer entrissen und der öffentlichen Entehrung Preis gegeben. Alle Schriftsteller, alle Urkunden der Zeitgenossen sind in dem Geständnisse einig, daß die unmenschlichen Grausamkeiten dieser Feinde, allen Glauben, und alle Beschreibungen, die man zu schildern fähig ist, übertreffen. Die Mark wurde der Schauplatz des Abscheus der Menschheit, und der junge Fürst Ludwig, sah rasende Tollheit seine Länder, die er nicht beschützen konnte, verheeren. Dieß war der Krieg, welcher zur Ehre der Kirche, unter dem Schutze des Pabstes, gegen seine Kinder, die Christen in Brandenburg geführt wurde, ein Krieg, welcher den verbannten Ludwig strafte, und die Rechte des päbstlichen Stuhls vertheidigte. Der heilige Vater sah sich nunmehr gerächt. —

Und dennoch hörte die Rachsucht des heiligen Vaters nicht auf. Er empfand es sehr übel, daß die Stadt Frankfurth, welche den Churfürsten treu blieb, den Urheber dieser barbarischen Tollheit, den empörerischen Bischof Stephan, in seiner Residenz Göritz belagerte und gefangen nahm. Er strafte die Bürger von Frankfurth mit dem Bannfluche, welcher 28 Jahr lang sie drückte, bis endlich 11640 Mark Silbers den Pabst zur Vergebung der Sünden bewogen.

Der

Der Grim der rasenden Barbaren, welche Brandenburg, die neuen Staaten unsers Ludwigs verwüsteten, hat wenig seines gleichen in der Geschichte, und bleibt ein Denkmahl des Abscheus. Die zügellosen Grausamkeiten der Unmenschen gab aber zu einer Begebenheit Anlaß, welche auf der Seite der Tugend eben so ausserordentlich ist, wie jene auf der Seite des Lasters. Die Geschichte der Lucretia ist durch die römischen Schriftsteller der ganzen Welt bekannt gemacht worden; die, welche ich hier erzählen will, verdient es nicht weniger zu seyn. Und was den römischen Schriftstellern erlaubt war, ist es den Deutschen auch. Mit eben dem Rechte, mit welchem Livius die Gemahlin des Collatins erhebt, kann man den Muth einer brandenburgischen Nonne bewundern, welche die römische Lucretia weit übertrift. Einem von den Litthauischen Unmenschen fiel diese Nonne in die Hände, deren Schönheit entzückend war. Viel zu unvermögend der Gewalt ihres Feindes sich zu widersetzen, suchte sie ihre Ehre mit List zu retten. Sie bat den Barbaren mit weinenden Augen, ihre Ehre zu schonen. Sie versprach, unter schmeichelhaften Liebkosungen, — wie schwer musten sie der Heldin werden, — ihm eine Kunst zu lernen, wodurch er sich wider alle Wunden bewahren könnte; und zeitlebens kein Schwerdt, Spieß, oder Pfeil seinen Leib verletzen könnte. Um diese vortrefliche Kunst zu lernen schob er den Ausbruch seiner wütenden Leidenschaft auf. Sie bat ihn, die Probe selbst an ihr zu erst zu machen. Nachdem sie die Dummheit des Feindes völlig zum Glauben bewogen hat, kniet sie nieder, seegnet sich mit dem Kreutze, und sagt ihm, daß er, wenn sie einige zaubrische Worte würde gesprochen haben, mit senem Schwerdte sicher auf ihren Hals zuhauen könnte. Sie betet kniend; in manus, domi-

ne, commendo spiritum meum: (**in deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist**) dieß sind die zaubrischen Worte, welche der Barbar nicht versteht: er glaubt, sie sey nun feste, haut zu, und der Kopf der Schöne fliegt weg. So errettet die Nonne ihre Ehre mit dem Verlust des Lebens. In einem aufgeklärterem Zeitalter, wäre diese heldenmüthige List nicht so leicht möglich gewesen; allein, auf dem kothigten Boden der Dumheit wächst öfters eine Frucht überraschender Tugend. Bey helleren Zeiten würde vielleicht auch nicht die Nonne gezaubert haben.

Ein Fräulein, vom hohem Stande und reißender Schönheit, erregte die Eifersucht zweyer Litthauischer Befehlshaber, und sie stritten um den Besitz dieser Schönen; als eben der Feldherr dazu kommt, und den Streit schlichtet. Er spaltete das Fräulein mit einem Hiebe von einander, und befahl jedem der ihm gleichartigen Tyger von Menschen, die Hälfte nunmehro zu nehmen, da sie sich um den ganzen Besitz nicht hätten vergleichen können. Solche einzelne Beyspiele sind fähig, die Augen des Schriftstellers und Lesers von diesen grauenvollen erschütternden Scenen des Kriegs hinwegzuwenden.

Die Churfürstlichen Völker erhielten indessen einige Verstärkungen, und setzten sich den tollen Heere der Feinde entgegen, welche ohnehin nur raubten, und verheerten, ohne wirklich zu erobern. Die Städte waren ihnen zu feste, und an Siege dachten sie nicht, sondern wichen der andringenden Macht der brandenburgischen Armee, welche sie aus dem Land jagte. Einige glauben, daß im folgenden Jahre 1327 ein neuer, gleicher Einfall erfolgt sey, der dennoch bald zurückgeschlagen wurde. Ob der junge Marggraf aber selbst die

Völker in diesem Kriege angeführt habe, ist zweifelhaft; und auch zu der Summe seines Ruhms nicht wichtig. Er zeigte sich bald darauf bey andern Auftritten.

Indem sein Vater, der Kaiser in Italien war, einen neuen Pabst einsetzte, und sich zu Rom krönen ließ, suchte der Vormund unsers Marggrafen Ludwigs, Fürst Berthold, die Ruhe der brandenburgischen Länder in Befestigung der neuen Regierung Ludwigs, zu gründen. Er war so glücklich durch viele Milde, Schenkungen und Freyheiten die Unterthanen ihrem Herrn ergeben zu machen. Allein die innere Beruhigung der Mark wurde durch einen Krieg gestört, welcher unserm Churfürsten die ersten Gelegenheiten gab, selbst im Felde zu erscheinen. Seine Jugend, da er ohngefähr erst sechszehn Jahr alt war, befreyt ihn von allen Vorwürfen, die man ihm sonst vielleicht bey dem unglücklichen Vorfällen dieses Krieges machen könnte. Er entstand aus den Zwistigkeiten über die Lehnspflicht. Die Herzoge von Pommern weigerten sich, unserm Churfürst Ludwig, die Huldigung ihrer Länder zu leisten, welche ihnen der Kaiser befohlen hatte. Sie glaubten ihre Lehnspflicht blos dem Hause Brandenburg Anhalt schuldig zu seyn, und, da dieses ausgestorben war, höre die Pflicht auf. Churfürst Ludwig suchte seine Rechte durch die Waffen zu behaupten; er war nicht glücklich. Seine Völker wurden von den Pommerischen Fürsten aus der Neumark getrieben, und dieser erste Feldzug des Jahrs 1329 war Verlust.

Der Krieg wurde im folgenden Jahre fortgesetzt, allein eben so unglücklich, wie er im vorigen Jahre war geführt worden. Ludwig zog mit seinen Völkern in die Uckermark, und wollte den Feind von dieser Seite angreifen. Beyde Heere stiessen bey Prenzlow auf ein-

ander; Ludwig ließ Vorschläge zu Unterhandlungen thun: aber sie wurden verworfen, und es erfolgte eine Schlacht, worinnen der Churfürst zur Flucht genöthigt wurde. Der tapfere Herzog Barnim, welcher die Pommerischen Völker anführte, und itzo Sieger ward, bemächtigte sich nun der Uckermark. Die Fürsten von Pommern begaben sich unter dem Schutz des Pabstes, welcher sie vorher zum Kriege ermuntert hatte, und itzo mit heftiger Begierde nach dem Untergange des Churfürsten, den Krieg fortzusetzen reitzte.

Ludwig empfand vielfache Uebel. Die Feinde drohten neue Siege und weitere Eroberungen; der Besitz des Landes war noch nicht befestigt genug; der Kaiser, sein Vater, war ohne viel Wirkung aus Italien zurückgekommen, und unvermögend Brandenburg genugsam zu unterstützen. Ihm so wohl als seinem Vater mangelte das vornehmste Werkzeug des Glücks; das Geld. Ganz Deutschland wurde durch den geschäftigsten Haß des Pabstes in Verwirrung und Empörung gesetzt. Viele deutsche Fürsten ernähren ihre Abneigung gegen den Kaiser und sein Haus, durch päbstliche Bullen, und lauerten auf einen Ausschlag, den sie erwarteten.

Dennoch muste Ludwig den Krieg in Brandenburg gegen die Feinde aus Pommern fortsetzen; da alle Friedensvorschläge fruchtlos gewesen waren. Barnim konnte sich mit gleicher Wahrscheinlichkeit neue Siege, als Ludwig neuen Verlust von der Forsetzung des Krieges versprechen. Das Glück that keine Wunder; da also die beyden Heere zusammen kamen; wurde, in einem blutigen Treffen, der Churfürst, auf dem Cremmerdam geschlagen. Der Herzog Barnim, welcher die pommerischen Truppen kommandirte, verband Muth mit Macht, und Tapferkeit mit Nachdruck. Dieser

Sieg

Sieg, worauf die Eroberung verschiedener Plätze folgte, obgleich Cremme selbst nicht eingenommen ward, welches die geflohenen Brandenburger vertheidigten, lehrte den Churfürst, daß er nicht fähig seyn würde, den Krieg gegen Pommern mit Vortheil zu endigen. Der tapfere Barnim war für seine schwache Armee, und junge Unerfahrenheit unüberwindlich. Man flog Friedensunterhandlungen, bey welchem Ludwig die vor dem Kriege gesuchten Rechte fahren ließ. Er erhielt das meiste wieder, welches man ihm weggenommen hatte, und bekam die Anwartschaft auf Pommern, wenn das regierende Haus ausstürbe. Dieser Friede ward 1332 geschlossen, und vom Kaiser, dem Vater des Churfürsten bestätigt.

Der Kaiser wandte mitten unter den Verwirrungen, welche in Deutschland herrschten, und seine Regierung beschäftigten, seine vornehmste Aufmerksamkeit auf die Vermehrung der Vortheile seines Sohnes, des Churfürsten. Er ertheilte ihm verschiedene Lehne und Rechte auf künftige Ansprüche. Nur füllen Hoffnungen niemals einen wirklichen Mangel aus, und dieß war der Zustand Ludwigs. Viele untreue Diener hatten die Minderjährigkeit ihres Herrn zur Quelle ihrer Bereicherung gemacht, unter dessen Siegel Gnadenbriefe ertheilt, und alle Mittel, die in ihren Händen waren, gemißbraucht, um des jungen Fürsten Vortheile ihrem Eigennutze aufzuopfern. Ludwig selbst dachte bey einer früh angetretenen Regierung an nichts weniger, als Schatzkammer und Oekonomie. Der Charakter der seinem Alter eigen ist, führte an seinem Hofe die Pracht ein; er liebte Vergnügungen, und überließ sich dem Reitze der äuserlichen Hoheit. Hierdurch gerieth er bald in die Nothwendigkeit, Summen aufzunehmen, und Güter zu verpfänden, oder zu verkaufen. Die

Folge des Schadens brachte ihn, erst spät, zur Rückkehr.

Je weniger Ludwig eigene Kräfte hatte, desto mehr muste er durch fremde Hülfe sich im Ansehn zu erhalten suchen. Er trat dem Bündnisse bey, welches sein Vater mit den Herzogen von Oesterreich schloß, an welchen zugleich die Pfalzgrafen Rudolph uud Ruprecht, Marggraf Friedrich von Meissen, und sein Bruder, der Herzog Stephan von Bayern Antheil nahmen. Ein anderes Bündniß zwischen ihn und Dännemark, mit welcher Krone er durch seine Gemahlin verwandt war, gab seinen Truppen in dem Kriege Arbeit, welchen Dännemark damals mit dem Graf von Holstein führte. Die mächtigste Stütze seiner Herrschaft aber gab den Churfürst der Erbvertrag, welchen er mit seinen Brüdern errichtete, wodurch die Staaten eines jeden von ihnen, wenn er ohne Erben stürbe, seinen andern Brüdern zufallen sollten. Der Kaiser, ihr Vater, gab dieser Erbverbrüderung den Nachdruck der Vollmacht.

Der Eifer des Pabstes ruhte indessen nicht, und brachte durch die härteste Grausamkeit seiner Verfolgungen den wankenden Muth des Kaisers bis zu einem Entschlusse, der sonderbar war. Der Kaiser, welcher den Pabst abgesetzt, in Italien einen neuen Pabst erwählt, und sich mit Standhaftigkeit einer unbilligen Anmassung widersetzt hatte, wird demüthig, und um eben diesen Pabst zu versöhnen, entschließt er sich, die Krone des deutschen Reichs zu seinen Füssen zu legen. Die Fürsten unsers Vaterlandes musten ins Mittel treten, um einen so seltsamen Schritt zu hintertreiben. Auf ihr Zureden spielt der Kaiser die entgegengesetzte Rolle; widersetzt sich dem Pabste aufs neue, und trachtet nach einem allgemeinen Concilium, und ihn seiner Würde zu

ent-

entsetzen. Aber der Pabst Johannes der XXII, starb noch in diesem Jahr 1334. Sein Nachfolger würde gern dem Kaiser von Banne befreyt, und sich mit ihm versöhnt haben, wenn das französische Interesse nicht Benedikt den XII, davon abgehalten hätte. Auch bey einem gütigen Pabste suchte der Kaiser umsonst die Aussöhnung, weil Frankreich nicht wollte.

In eben dem Jahre da die Entledigung des päbstlichen Stuhls dem bayrischen Hause, und unserm Churfürsten neue Hofnungen gab, erweckte der Tod der Marggräfin Agnes Verwirrungen in Brandenburg. Man hat die Verbindung oben gesehn, in welcher Ludwig mit dieser Fürsten stand; auf dessen Land, nach ihrem und ihres Gemahls Tode, er schon die vorläufige Huldigung eingenommen hatte. Sie besaß die Altemark. Itzo machte der Erzbischof von Magdeburg Otto, ein junger, munterer Herr, auf dieses Land Anspruch, erklärte es für ein Lehn seines Stiftes, das durch den Tod der Agnes erledigt worden wäre; und bediente sich des wirksamsten Mittels seine Rechte geltend zu machen. Er brach in die Altemark ein, machte sich, die Waffen in der Hand, Meister von verschiedenen Städten, und verlangte die übrigen. Dem Gemahl der Marggräfin Otto, war der Besitz ihrer Länder, so lange er lebte, versprochen. Ludwig vertheidigte ihn und sich gegen den erobernden Erzbischof. Dieser aber ergrif ein gutes Mittel, die Waffen des Churfürsten aufzuhalten. Er lieh ihm, weil der Churfürst Geld brauchte, 4500 Mark Silbers, und ließ sich dafür das Balsamer Land zum Pfande verschreiben. Hierauf fuhr er fort die Freundschaft desselben mit dem Herzog Otto zu stören, und erreichte wirklich, nach einiger Zeit, seinen Endzweck.

Der

Der Churfürst Ludwig hatte beständig ein sehr unruhiges Schicksal. Seine eigene brandenburgische Staaten erfoderten die genaueste Wachsamkeit, und der Besitz derselben zog ihm eine Menge Feinde zu. Diese Menge wurde durch alle diejenigen vergrössert, welche seinen Vater den Kaiser haßten. Ein getreuer Freund ihres Hauses, der König von Böhmen, wurde durch die betrogene Hofnung auf das Herzogthum Kärnthen aufs äuserste entrüstet. Der zweite Prinz des Königs von Böhmen, Johann Heinrich hatte sich mit der Tochter des Herzogs von Kärnthen vermählt, und nach dem Tode des Herzog Heinrichs sollte der Prinz von Böhmen diese Länder erhalten. Der Kaiser selbst hatte ehedem diese Erbfolge gebilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Kärnthen erklärte der Kaiser diese Länder für erledigte Lehne, und gab sie den Oesterreichischen Prinzen Albrecht, und Otto. Es ist nicht schwer über die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens zu urtheilen, und eben so leicht den Zorn sich vorzustellen, welcher nunmehro den König von Böhmen, und seine Prinzen ergrif. Sie bewegten alles gegen den Kaiser; ihre Waffen siegten mit schnellem Glück, und unterwarfen ganz Oesterreich bis an die Donau der böhmischen Herrschaft. Hier muste der Churfürst mit brandenburgischen Völkern den siegenden Feinden entgegen gehn. Er war so glücklich, den Fortgang der böhmischen Eroberungen zu hemmen, indem er mit seinen Völkern Tyrol deckte, und den Paß bey Kufstein besetzte. Der Kaiser kam indessen selbst mit einem starken Heere an, und rückte von Bayern her auf den König von Böhmen. Schon glaubte man das Glück des Krieges so gewendet zu haben, daß der König von Böhmen erliegen müsse. Es fehlte auch nichts, als mehr Vorsichtigkeit des Kaisers. Er bekam mit den Oesterreichischen

schen Prinzen über einige Schlösser in Intal und an der Donau Zwistigkeit. Diese nutzte der schlaue König von Böhmen. Er ließ dem Oesterreichischen Hause den Besitz von Kärnthen, und war mit Tyrol zufrieden. Der Kaiser und der Churfürst von Brandenburg sahen nun ihres Bundesgenossen, die Herzoge von Oesterreich, denen sie den Besitz von Kärnthen verschaft in einem Bündnisse mit ihrem Feinde gegen sie selbst. So glücklich der erste Fortgang des Krieges gewesen war; so unangenehm war der Ausgang desselben für den Kaiser und unsern Churfürst, welcher in seine Staaten zurückgieng.

Noch immer suchte der Kaiser sich, und seine Prinzen, und Länder von der Ungnade des Pabstes, welche, bey dem Aberglauben seines Jahrhunderts, gefährlich blieb, zu befreyen. Benedikt der XII. war dem Kaiser geneigt; allein Frankreich fand zu viel Vortheil in den Verwirrungen, die daher entstunden, als daß er diese Versöhnung hätte zugeben sollen. Der Pabst hing ganz von dem Willen des Königs in Frankreich ab, in dessen Grenzen er sich aufhalten muste. Benedikt der XII. wollte gern Avignon verlassen, und Rom wiederum zum Sitze des Pabstes machen; aber Frankreich hinderte auch dieses. Der Kaiser bemühte sich umsonst den Pabst zu besänftigen, wenn nicht vorher Frankreich gewonnen war. Nach dem Kriege mit dem König von Böhmen im Jahr 1337 verdoppelte man seine Bemühung. Eben wurde Frankreich in einen Krieg mit Engelland verwickelt. Eduard der III. machte Ansprüche auf den französischen Thron und war eben im Begrif mit gewafneter Hand den Thron einzunehmen, und Philipp davon zu vertreiben. Der Englische Monarch suchte Hülfe beym Kaiser. Dieser kannte Frankreichs Tücke; allein, da Philipp versprach die

Aus-

Aussöhnung des Kaisers und des Pabstes zu Stande zu bringen, so ließ sich der unmißtrauische Kaiser bewegen, durch Abgesandte den 23 December 1337, der Krone Frankreich eidlich zu geloben, daß **er nie mit irgend einem Feind des Französischen Hofes sich verbinden wolle.** Dieß wollte nur der König Philipp, und lachte über diesen Staatsstreich, der eben gespielt war. Der Kaiser bewieß dabey wenig Einsicht in die Staatskunst, und muste ganz vergessen haben, wer Philipp sey. Aber es war der Charakter des Kaiser, zuweilen in eine sonderbare Zaghaftigkeit zu fallen; und übereilte Handlungen zu begehen. Den Geist **Heinrichs**, seines Vorgängers im Reiche, besaß er nicht.

Er glaubte nunmehro die Befriedigung des Pabsts und die völlige innere Ruhe Deutschlandes bewerkstelliget zu haben. Auch bedurfte seine Absicht, neue Vortheile seinem Hause zu verschaffen, und die Macht desselben zu vergrössern, diese Ruhe. Allein, weit gefehlt, daß der König von Frankreich dieselbe hätte befördern sollen. Er war zufrieden, bey einem bevorstehende Kriege für den Kaiser sicher zu seyn, und um desto mehr sicher zu bleiben, hinderte er den Pabst an der Absolution des Bannes. Gern wollte dieser ehrwürdige Mann sich mit dem Kaiser versöhnen. **Der Geist des Friedens**, sagt er, **treibt mich dazu**: und Thränen, wie nicht leicht Päbste weinten, Thränen des Mitleids bestätigen sein gutes Herze. Allein der gute Wille ward durch den Widerspruch der französischen Kardinäle erstickt. Frankeich hatte bis itzo, da sich die Päbste in Avignon aufhalten mußten, und das französische Scepter küßten, das Uebergewicht in allen Europäschen Staatsgeschäften.

Der betrogne Kaiser fund bald eine Gelegenheit sich zu rächen, welche er aber in der Folge nicht gut

nutzte

nutzte. Er trat mit dem König von England in ein Bündniß wider Frankreich; ob man gleich anfänglich, wegen des geleisteten Eides an Frankreich, daß man mit keinem seiner Feinde sich verbinden wollte, in grosse Unruhe des Gewissens kam. Endlich wurde der König von England zum Vicar des Kaisers und des Reichs in allen Ländern jenseits Köln, auf der linken Seite des Rheins, erklärt. Der Kaiser, und der König, von England hielten eine persöhnliche Unterredung zu Koblenz, und gelobten sich Freundschaft und Hülfe an. Man rieth dem Kaiser, mit vieler Klugheit, selbst mit einer Armee nach Avignon zu gehn, den Pabst durch die Waffen zu einer Aussöhnung zu nöthigen, und ihn wo möglich, von dem französischen Joche zu befreyen. Gute Vorschläge; eines nur fehlte, die Ausführung. — Der Kaiser verwandte die Subsidiengelder, die er von England erhielt zur Demüthigung einiger rebellischen Städte an, und die Verschwendung, welche ihm selbst die Geschichte vorwirft, hatte auch viel Geld nöthig. Man rüstete sich auch wirklich zum Kriege; allein der Plan desselben gieng nicht in Erfüllung, weil der Kaiser saumselig zauderte, und den König von Engeland nicht genug unterstützte.

Der Churfürst von Brandenburg, unser Ludwig wurde mit seinem Vater zugleich, insbesondere aber für seine Staaten ein Bundesgenosse des Königs von Engeland. Als Churfürst unterstützte er überhaupt die Absichten seines Vaters mit eigenem Ansehn. Er war bey der merkwürdigen Versammlung der Churfürsten zu Rensee, den 16 Julius 1338 gegenwärtig, welche man das erste **Churfürstenverein** zu nennen pflegt. Hier verband er und die übrigen Churfürsten sich auf das stärkste, mit einem Eide, die Rechte des deutschen Reichs, und des Kaisers zu beschützen, und alle Kräfte

zu

zu verwenden, daß nicht die Hoheit des Kaiserthums unter die Füsse der Tyranney getreten würde. Man benachrichtigte hierauf den Pabst von dem Schlusse dieser festen Verbindung der ersten Reichsfürsten, und der nachdrücklichsten Standhaftigkeit des vereinten Muths den nichts erschüttern sollte. So suchten die Fürsten durch neue Wege den Stand und die Macht ihres Kaisers aufrecht zu erhalten, und mit gleichem Eifer sorgten sie itzo für das Wohl ihres Staats, wie die Römer, wenn das feyerliche: ne quid detrimenti respublica capiat; beschossen war.

Man machte diesen gefaßten Schluß und Bestätigung der Rechte der Unabhängigkeit des Kaiserthums dem ganze Reiche bekannt. Man ließ in besondern Schriften die Rechte des Kaisers vertheidigen; drohte dem Pabste, erklärte seine vorgegebene Reichsverwaltung für widerrechtlich und nichtig. Der Kaiser befahl den Verordnungen dieses Reichsschlusses zu gehorchen, die Widerspenstigen zu bestrafen. Es schien, als wenn der mächtigste Ernst nunmehro die Ruhe und Rechte der weltlichen Macht herstellen würde.

Der Churfürst erhielt von seinem Vater, dem Kaiser, einen neuen Auftrag um eben diese Zeit, einen Frieden und Bündniß mit dem König von Pohlen, Kasimir zu errichten. Ludwig und der Churfürst von Sachsen Rudolph, welchen dieses Geschäfte übertragen war, traten mit dem Könige von Pohlen, in Unterhandlung. Man streitet noch, ob wirklich der Churfürst von Sachsen disen Auftrag zugleich besorgt, oder nur Ludwig allein. Gewisser ist es, daß eine Freundschaft zwischen dem Pohlnischen und Bayerischen Hause gestiftet wurde, ob gleich die genauern Umstände davon die Geschichte nicht aufgezeichnet hat. Der heilige Stuhl fand sich durch diese Freundschaft zweyer zu mächtiger

Häu-

Häuser beleidigt; man drohte dem König von Pohlen mit dem Banne, weil er sich mit dem Kaiser, in Freundschaft eingelassen hatte.

Verschiedene Urkunden von diesem Jahre 1338 bestättigen den Aufenthalt Ludwigs in seinen brandenburgischen Staaten. Er sorgte für die sittliche Ordnung seiner Unterthanen, und weihte sich ganz, den Angelegenheiten seines Landes. Die Hofnung, die Altemark mit demselben zu vereinigen, welche auf den Tod des Herzogs Otto, des Gemahls der Agnes beruhte, verzögerte sich indessen zum Misvergnügen eines solchen Herrns, wie Ludwig war, dessen Ergötzungen immer Aufwand erfoderten, und dessen Geldmangel neue Unterstützung bedurfte. Der Erzbischof zu Magdeburg fuhr fort die Einigkeit zwischen dem Churfürsten, und Herzog Otto zu stören. Ohnerachtet Ludwig schon Antheil an der Regierung der Altemark hatte, wie die Urkunden dieser Zeit beweisen, welche er zugleich mit dem Herzog Otto unterschrieben hat, so suchte man doch mehr als dieses, und an den Einkünften Antheil; daher entsprangen verschiedene Mißhelligkeiten, oder vielmehr unangenehme Ideen, deren Thätigkeit itzt noch eine äuserliche Freundschaft aufhielt, und andere Umstände, welche den Churfürst Ludwig nöthigten, in allen Vorfällen seines Vaters wirksam zu seyn.

Der Anfang des folgenden Jahrs 1339 setzte die Mächte Europens, in grosse Erwartung wegen des Krieges zwischen Frankreich und England. Der Kaiser, hatte sich, wie man gesehn hat, mit Eduard verbunden; und hielt im März dieses Jahrs einen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem sich unser Churfürst Ludwig ebenfalls einfand, und seines Vaters Absichten zu befördern suchte. Auser andern Verordnungen wurde das Bündniß des Reichs mit dem König von England

bestätigt, und zu diesem Kriege gegen Frankreich versprachen die Fürsten des Reichs Beystand zu leisten. Dennoch wirkte das Geld von Frankreich in der Stille eine vortheilhafte Schlafsucht, wozu der König von Böhmen, Johann nicht wenig beytrug. Der Kaiser erlangte auf diesem Reichstage vollkommene Befriedigung in Absicht seiner Rechte; und sein Ansehn stieg bis zu einer glänzenden Höhe, auf welcher eine gesetzte Standhaftigkeit ihn nicht nur erhalten, sondern furchtbar und groß machen konnte.

Er hatte dem Könige von Engeland selbst mit einem Heere zu Hülfe zu kommen versprochen, und Frankreich mit aller Macht anzugreifen. Wider alles Vermuthen blieb er weg, und wollte nach Italien gehn, wo sie neue Verwirrungen erhoben hatten. So unbedachtsam auch diese rasche Veränderung war, welche Vorstellungen, die immer bey dem Kaiser viel ausrichteten, zu wege brachten, so ernsthaft dachte er auf den Feldzug nach Italien. Man hatte ihm dazu aufgemuntert, und die Güte seines Herzens nahm mit einer gewissen Weichlichkeit leicht jeden Eindruck an, daher die Unbeständigkeit seines Charakters floß. Die Unternehmung auf Italien war eben so unzeitig, als schimpflich. Denn der Prinz des Königs von Böhmen, Johann Heinrich versperrte ihn die Päße in Tyrol, und nöthigte den Monarchen zur fruchtlosen Rückkehr.

Dieser Vorfall that dem Ansehn des Kaisers den empfindlichsten Abbruch, und warf ein helles Licht auf seinen Charakter. Der König von Engelland beschuldigte ihn der Untreue, und Deutschland der Zaghaftigkeit. Diese Vorwürfe zu widerlegen übernahm der Churfürst zu Brandenburg und gieng am Ausgange des Sommers 1339 dem Könige von Engeland mit 200 Reutern zu Hülfe.

Er hatte bisher durch Verbindungen sich zu verstärken gesucht. Besonders hatte er die Kaiserlichen Gerechtsame in der Stadt Lübeck verwaltet, um von der Schutzgerechtigkeit Besitz zu nehmen, welche ihm der Kaiser über diese Stadt ertheilt hatte, welche ihm 6000 Mark Silbers, als ihrem Schutzherrn zahlen muste. In Lübeck trat er nachher mit dem Grafen von Holstein, Heinrich und Johann in Unterhandlungen, die, ihres ermordeten Vaters wegen bisher in Dännemark Krieg geführt hatten, welcher den Herzog Waldemar zu Schleswig auf den dänischen Thron zu bringen gesucht hatte. Ludwig schloß mit ihnen einen Vergleich, daß sie den Prinzen Waldemar zur Krone hülfen. Dieser war ein Sohn des verstorbenen Königs von Dännemark Christoph des II, und bisher an dem Hofe des Kaisers erzogen worden. Ludwig, der Churfürst, drang auf die Einsetzung dieses Freundes, Der Herzog von Schleswig, welcher den Thron von Dännemark usurpirt hatte, aber bald wieder von den mißvergnügten Unterthanen verjagt worden war, muste aller Ansprüche auf die Krone Dännemark entsagen. Ludwig bahnet den Prinz Waldemar den Weg zum väterlichen Throne, welchen er ungehindert bestieg, und konnte sich nun einer seltnen Ehre rühmen, einem fremden Staate den rechtmäßigen Monarchen wiedergegeben zu haben, Der neue König von Dännemark hatte seinen Thron dem Churfürsten Ludwig zu danken.

Dieser rühmlichen That war die Ehre gleich, welche er bey dem Heere Eduards im Kriege gegen Frankreich suchte. Es war schon die Zeit verflossen, wo viel ausgerichtet werden konnte, und der Sommer eilte zu Ende, da Ludwig ankam. Als sich aber mit dem Churfürst eine Menge von freywilligen, und Soldtruppen bey dem König Eduard einfanden, fühlte der muntere

Held sich stark genug, noch etwas gegen Frankreich von Wichtigkeit auszuführen. Ludwig führte den Vorderzug der englischen Armee an. Sie bestand aus 14000 Mann zu Pferde, und 60000 Mann Fußvolk. Eduard belagerte Cambray, welches französische Besatzung eingenommen hatte. Ludwig kommandirte den Vorderzug des Heers diesen Feldzug über mit Ruhm. Die englischen Völker streiften in Piccardie und Champagne herum, und machten unbeschreibliche Beute. Philipp zog seinem Gegner mit einer zahlreichen Armee entgegen. Eduard hob die Belagerung von Cambray auf, und wollte schlagen. Es war damals Gebrauch, dem Feinde zu verkündigen, daß man nun ein Treffen liefern wollte, und beyde Theile wurden darüber einig. Hier wurde Eduard zur Schlacht von Phlipp herausgefodert, und der 22 October zur Entscheidung eines Treffens bestimmt. Allein indes sich beyde Könige zur Schlacht rüsteten, änderte Philipp seinen Vorsatz, und wollte keine Schlacht wagen. Man erzählt, der König von Neapel, Robert habe den König von Frankreich durch die Weissagung, furchtsam gemacht, daß das Treffen für die Franzosen unglücklich ausfallen würde. Philipp hatte wohl gegründete andere Ursachen zur Furcht; er zog sich zurück; und Eduard, da er keine Hofnung sah, ein Treffen liefern zu können, gieng mit seinem Heer in das Hennegauische. So endigte sich dieser Feldzug. Ludwig gieng in seine brandenburgische Länder zurück.

Das Interesse der Neugierde, welche einen merkwürdigen Mann näher zu kennen wünschet, und sich gern mit seinen Schicksalen und Handlungen unterhält, flieht vor allen denen unbedeutenden Kleinigkeiten, welche seine Situation nicht merkbar verändern, oder von keinen Folgen für ihn sind, oder nichts zur Intuition seines Charakters und Geistes beytragen. Dieß ist

der

der Grund welcher mir verbietet, alle diejenigen Verträge, kleinern Unternehmungen und unwichtige Dinge zu erzählen, wodurch sich unser Fürst bemühte, seinem Vater, seinem Lande und seinem eignen Vortheilen fruchtbar zu werden. Vornehmlich sind die geschlossenen Bündnisse der damahligen Zeiten meistentheils Phänomene, die eben so schnell wieder verschwanden, als sie erschienen. Pohlen that den grimmigsten Einfall in die Mark, und stand nachher in Freundschaft mit Ludwig. Zwar hier wirkte die veränderte Regierung vielleicht. Der König von Böhmen beschützte anfänglich die Rechte des Kaisers und des Churfürstens, und trat hernach auf die Seite Frankreichs. Die Herzoge von Oesterreich waren, binnen einigen Wochen Freunde, und Feinde des Kaisers. Der Zustand unsers Vaterlandes erweckte durch die vielfältigen Fürsten, einzelne Städte, und immer getheilten Absichten Verwirrungen, davon die Geschichte der andern Reiche frey ist. Die Eifersucht der Fürsten unter einander, gegen den Kaiser selbst, und des Kaisers wiederum gegen sie, die Aufmerksamkeit, bey allen kleinern Vorfällen eigene Vortheile zu suchen, die vielen Gelegenheiten dazu, und die unruhigen Zeiten; alles dieses verursachte einzelne kleine und grössere Verbindungen verschiedener Fürsten, die dennoch neue Umstände, neue Vorfälle, welche in einem so vielköpfigten Staate, wie Deutschland, häufig waren, bald wiederum zerrissen.

In einer solchen Aufmerksamkeit auf sein eigenes und des Kaisers Interesse muste sich Ludwig immer erhalten. Deswegen soll er auch denen vom Pabst so hart in Frankreich verfolgten Waldensern den freyen Eingang in seine brandenburgische Länder vergönnt, und dadurch neue Einwohner erhalten haben. Sein Ansehn erhielt, vornehmlich in Norden, einen ungewöhn-

lichen Glanz, nachdem durch ihn der König von Dännemark sein Reich erhalten hatte, und nothwendig nun ein treuer, mächtiger Bundesgenosse der Mark wurde. Der Besitz dieses Landes schien gesichert, und Ludwig konnte mit Ruhe die innern Angelegenheiten desselben in Ordnung setzen.

Um dieselbige Zeit vergrösserte sich die Macht seines väterlichen Hauses, und unterstützte seine Herrschaft. Der unmündige Prinz des Herzogs von Bayern Johann, starb am Ende des Jahrs 1340, und beschloß die Linie der Herzoge von Niederbayern. Auf dieses Land glaubten verschiedene Häuser Ansprüche zu besitzen, die Rheinischen Pfalzgrafen, und die beyden Oesterreichischen Herzoge, Friedrich und Leopold. Der Kaiser aber, als der nächste Anverwandte des bayrischen Stamms erhielt bey denen Landesständen den Besitz von Niederbayern, ohne grosse Schwierigkeit, und verband dadurch das ganze Herzogthum Bayern mit einander. Durch diesen beträchtlichen Zuwachs seiner Staaten und innern Macht erhöhte er sein Ansehn ungemein, welches der Beystand der vornehmsten deutschen Fürsten mit Stärke würde unterstützt haben, wenn er selbst nicht den Fortgang seines Interesse, durch einen neuen Schritt, der sonderbar war, gehemmt hätte.

Unter den schönsten Aussichten, durch den Krieg des Königs von Engeland, den König von Frankreich zu demüthigen, und dadurch alles was man wollte, zu erhalten, verließ man den Bundesgenossen, und dadurch den Weg, den das Glück so wohlthätig eröfnete. Eduard schloß dem Philipp einen Waffenstillstand; und der Kaiser so gar einen Frieden und Bündniß. Der schlaue König von Frankreich kannte die Schwäche des kaiserlichen Muths, und die Biegsamkeit seines Willens. Seine Schwester, die Gräfin von Holland muste

ihre

ihre Tochter, die Kaiserin zu gewinnen suchen. Diese galt bey ihrem Gemahl sehr viel, und bewegte ihn, durch die für den Kaiser so schmeichelhafte Versprechung, daß Frankreich nun wirklich dem Pabste zur Aussöhnung und Aufhebung des Bannes nöthigen wolle, zur neuen Freundschaft mit dem König Philipp. Der gute Kaiser! er ließ sich von neuen wieder mit Frankreich ein: gab wieder die eidliche Versicherung, ein treuer Freund des Königs Philipp zu bleiben, ward wieder betrogen. — Philipp hüllte seine Absicht in französische Artigkeit ein, und führte sie mit seiner Politik aus. Er wendete alle seine Fürsprache bey dem Pabste an, um ihm dem Kaiser geneigt zu machen. Der Pabst aber wollte nun nicht, und beschwerte sich, mit angenommenem Unwillen über das Verlangen des französischen Hofes. Der Pabst muste das nicht wollen, was er doch wollte; Frankreich spielte die entgegengesetzte Rolle, und würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn der Hof zu Avignon die Bitten für den Kaiser erhört hätte. So bediente sich Philipp des Pabstes, daß er, alle Vorschläge des Kaisers und alle Demüthigung verwerfen muste, und die Wünsche Frankreichs zu beleidigen scheinen muste, weil Philipp sich bloß stellte etwas zu wünschen, was er doch nicht wünschen konnte. Fruchtlos und beschämt kam die Gesandtschaft des Kaisers von Avignon zurück, und der Kaiser sah sich dann wieder von der französischen List hintergangen, ohne daß er darüber Vorwürfe machen konnte.

Nun kam der Kaiser in eine größre Verlegenheit, als er jemals empfunden hatte. Der König von England war unvorsichtig verlassen worden, und das Bündniß getrennt, welches ein Fruchtland grosser Vortheile hätte seyn können. Der neue Bundesgenosse, der König von Frankreich war treulos. Die Widerwärtig-

keiten seines Schicksals beugten den Muth des Kaisers völlig. Deutschlands Regierung fiel in die unachtsamste Nachläßigkeit. Die allgemeine Sicherheit gieng verlohren. Die Fürsten geriethen in die verwirrtesten Umstände, verbanden sich untereinander, und stritten mit einander. Bald half der Kaiser diesen, bald jenen. Der Geist der Empörung fand in dem Banne des Pabstes Nahrung. Viele glaubten Recht zu thun, wenn sie einen verbanneten Kaiser Ehrerbietung versagten: wenigstens bedienten sie sich dieses Vorwands. Man sah die Zaghaftigkeit, die Unvorsichtigkeit des Kaisers, der so oft hintergangen wurde, immermehr ein. Das Mißtrauen, die innerliche Uneinigkeit, durch viele Mittel beständig vergrössert, wuchs; das Ansehn des Kaisers fiel. Provinzen und Städte, Fürsten und Unterthanen fühlten die Schwäche des Kaisers, und die Zerrüttung des allgemeinen Wohlstandes.

Ludwig, der Churfürst von Brandenburg litte, wie jederzeit, so itzt, die Uebel seines Vaters in gesellschaftlicher Verbindung. Allein, das Ende des Jahrs 1341 zog ihn, für sich selbst, durch einen neuen Umstand, in heftige, bittre Feindschaften, welche den Grund zu allen künftigen Unruhen, und zu seltsam verdrüßlichen Schicksalen seines Lebens legten. Eine Reihe von ausserordentlichen tragikomischen Vorfällen floß aus einem Schimmer vom Glück.

Margaretha, die einzige Tochter und Erbin des Herzogs von Kärnthen, Heinrich, vermählte sich mit dem zweiten Prinz des Königs von Böhmen, Johann Heinrich. Die Absicht dieser Vermählung gieng auf Kärnthen und Tyrol, und beyde Länder des Herzogs Heinrich wurden auch dem böhmischen Prinzen versprochen. Heinrich starb. Das Herzogthum Kärnthen wurde von dem Kaiser den Prinzen vom Hause

De=

Oesterreich zur Lehn gegeben, und diese behaupteten mit den Waffen ihren neuen Besitz. Durch einen geschlossenen Frieden zwischen dem König von Böhmen, und den Herzogen von Oesterreich, wurde diesen der Besitz von Kärnthen bestättigt, und dem böhmischen Prinz, dem Gemahle der Magaretha die Grafschaft Tyrol gelassen. Der Verlust von Kärnthen war ein Werk des Kaisers, welcher vor einigen Jahren dem Könige von Böhmen die Belehnung davon, wenn der Herzog Heinrich sterben sollte, versprochen hatte, und nun den Oesterreichischen Prinzen dieses Land zugewandt hatte. Nothwendig erweckte dieses den Haß des luxenburgischen oder böhmischen Hauses gegen den Kaiser. Der Groll zeigte sich, als der Graf von Tyrol, der Armee des Kaisers den Weg nach Italien, in Tyrol, verlegte, und ihm zur schimpflichen Rückkehr zwang. Der Kaiser fand endlich 1341 die beste Gelegenheit, sich wieder zu rächen, und zugleich sein eigenes Haus mächtiger zu machen.

Schon lange störten Mishelligkeiten die Ehe der Margaretha, und des böhmischen Prinzen Johann Heinrich, welche nunmehro Ausbruch nehmen. Sie hatte schon vor einigen Jahren dem Bischof von Freysingen gewisse Dinge entdeckt, welche eine Ehescheidung bewirken sollten. Jetzo wandte sie sich, vielleicht nicht ohne Anlaß, an den Kaiser, und klagte ihren Gemahl bey demselben an, welcher sie indessen in Schutz nahm. Margaretha empörte, während der Abwesenheit ihres Gemahls in Ungarn, die ohnehin schon abgeneigten Unterthanen, welchen die Regierung Johann Heinrichs, eines ausgelassenen, wilden Fürsten, beschwerlich und unerträglich fiel. Als der Graf zurückkommt, findet er in Tyrol die Thore allenthalben für sich verschlossen; er sucht einen Anhang sich zu erwerben, erhält aber

keinen; und wird genöthigt nach Böhmen, zu seinem Bruder, dem Kronprinzen Karl, zu gehen. Dieser eilt dem Grafen zu Hülfe, und setzt die unruhige Margaretha auf einer Bergfestung in die Gefangenschaft. Die listige Prinzeßin findet bald Mittel, sich in Freyheit zu setzen, und sperrt ihrem Gemahl nunmehro selbst ein. Er entflieht aber doch zum Patriarchen nach Aquileja. Der Kaiser unternimmt nun die Untersuchung dieser Streitigkeit, und die Prinzeßin klagt ihren Gemahl öffentlich an, daß er durch verschiedene Arten von unanständigen Liebkosungen sie beleidiget habe; an statt der Küsse, sollte er sie gebissen haben u. s. w. Sie beschuldigte ihn ferner der unbändigsten Ausschweifungen, und daß er zugleich zur Ehe untüchtig, und sie daher selbst noch Fräulein, wie vor der Vermählung sey, wodurch also ihre Verbindung mit dem böhmischen Prinzen für nichtig angesehen werden müsse. Diese Beschuldigungen gaben, dem Kaiser ein Recht, die Ehe der Margaretha für nichtig zu erklären; und er hielt es für billig, sie mit einem andern Gemahle zu versorgen, welches sie sich auch ausbat. Die Grafschaft Tyrol war ihr Erbtheil geworden; ihr Gemahl hatte Ansprüche darauf, sobald er ihr Gemahl war. **Ludwig**, der Churfürst von Brandenburg war eben Wittwer, und konnte durch eine Vermählung mit der Prinzeßin die Grafschaft Tyrol erhalten, ein Land, welches ohnehin, wegen der vortheilhaften Lage, ein Gegenstand des kaiserlichen Wunsches seyn muste.

Margaretha, die nun bestimmte Braut des Churfürsten, nach der Ehescheidung mit ihrem ersten Gemahl, besaß alle persönliche Eigenschaften zusammen, welche Mißfallen erwecken. Sie ist in der Geschichte durch den Nahmen **Maultasche** berühmt; ihr Zeitalter, und die Geschichtschreiber pflegen sie beständig **Marga-**

retha

retha Maultasche zu nennen. Diesen Zunahmen verschafte ihr die ungestalte Grösse ihres Mundes. Dabey war sie so ausserordentlich schwatzhaft und ungebärdig, daß dieser Name ihr im doppelten Sinne, zukam. Mit einer ungestalten Bildung verband sie einen Hochmüth, der in Frechheit übergieng, und welchen die Schriftsteller unerträglich nennen. Sie war bis zum übertriebnen verliebt, wollüstig; und der gute und schlechte Ruf war ihr gleichgültig. Ihre Seele war der Wohnung ähnlich, die sie entstellte.

Ludwig, der Churfürst von Brandenburg, hatte eine sehr angenehme, und wohlgebildete Gestalt, welche Würde mit Reitz vereinigte, und ihn der Prinzessin, die Vergnügungen und Ergötzlichkeit suchte, unwiderstehlich empfahl. Wie sehr wünschte Margaretha, von ihrem verdrüßlichen Gemahl befreyt, und Ludwigs Gemahlin zu seyn! Ludwig fand die Grafschaft Tyrol zu schön, um nicht die häßliche Besitzerinn derselben zur Gemahlin zu nehmen. Allein wie sollte die Ehescheidung geschehen? und überdem war der Churfürst mit seiner Braut weitläuftig verwandt, und muste eigentlich Dispensation vom Pabste haben. Wenn aber der Gedanke der wichtigsten Vortheile die Seele erfüllt, so wagt auch der furchtsame etwas kühnes: denn eine grosse Hofnung gebiert grossen Muth. Der Kaiser läßt ein Gericht niedersetzen, die Beschuldigungen der Prinzeßin gegen ihren Gemahl untersuchen; und da dieser nicht vor dem Gerichte erscheint, wie leicht zu erachten, so wird die Ehe des böhmischen Prinzen, und der Margaretha für nichtig erklärt; und bald darauf erfolgte die Vermählung derselben mit dem Churfürst von Brandenburg. Man eilte zur Vollziehung dieser Verbindung, und das Beylager ward im Februar 1342, auf der Bergfestung Tyrol in Gegenwart

dreyer Bischöffe, und vieler Fürsten, mit vieler Pracht und Feyerlichkeit gehalten. Der Kaiser belehnte seinen Sohn mit der Grafschaft Tyrol, und mit dem Titel eines Herzogs von Kärnthen und Krain. So kam unser Churfürst, Ludwig, zu dem Besitze eines neuen Landes, und neuer Ansprüche auf andere, und war mit seiner Gemahlin Margaretha Maultasche zufrieden.

Es wäre sehr unnöthig die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens zu untersuchen. Der Kaiser entschuldigte sich wegen der Grafschaft Tyrol damit, daß der böhmische Prinz, Johann Heinrich, nie die Belehnung darüber bey ihm gesucht habe. Inzwischen war dieser Schritt des Kaisers eben so verwegen, als einige seiner vorigen Unternehmungen zaghaft. Er entrüstete zu gleicher Zeit den Pabst, dessen Erlaubniß und noch fortdaurenden Bann er verachtete, die böhmischen Prinzen, deren Hause er ein wichtiges Land entzog, die Herzoge von Oesterreich, welche er durch den Titel seines Sohns, als Herzogs von Kärnthen, beleidigte. Der König von Böhmen dachte auf Rache wegen der Beschimpfung seines Sohns, des verstoßnen Gemahls der Margaretha, und erregte durch seine Klagen und Vorstellungen, dem Kaiser und dem Churfürst Ludwig eine Menge von mächtigen Feinden. Er soll, wie Herr Buchholz erzählt, einen Versuch gewagt haben, Tyrol mit einem Heere zu behaupten, welches der Churfürst aber in die Flucht geschlagen habe. Wirksamer waren die Unternehmungen dieses Königs bey vielen Fürsten und Monarchen, welche er zu einem Bündnisse gegen den Kaiser bewog, von dem er dennoch in der Folge nicht viele Vortheile genos, weil die verbundnen weder Ernst noch Nachdruck bewiesen, und sich bald wieder zu andern Absichten leiten liessen. Die

Nach-

Rachbegierde der böhmischen Prinzen aber hörte nicht auf. Das Feuer glimmte unter der Asche, bis der Marggraf Karl von Mähren, der erste Prinz des Königs in Böhmen, zum Kaiser erwählt wurde, und seine Feindschaft den Churfürst von Brandenburg in seltsamen Auftritten, hart fühlen ließ.

Die Empfindlichkeit des beleidigten Pabstes nahm einen zeitigen Ausbruch. Clemens der VI, der rauhe Nachfolger des sanftmüthigen Benedicts, erklärte die Vermählung des Churfürsten mit der Princeßin von Tyrol für Blutschande (sie waren im zweiten Grade Geschwisterkinder) belegt ihn und seinen Vater, den Kaiser, mit dem Banne, oder wiederholte vielmehr nur den vorigen mit neuen strafenden Worten; und bestättigte hierauf alles, was der Pabst Johannes XXII. gegen den Kaiser vorgenommen, und bekannt gemacht hatte. Clemens haßte ohnehin das bayerische Haus heftig, und schenkte den böhmischen Prinzen, besonders dem Marggraf Karl, seine ganze Neigung, dessen Lehrmeister er ehedem gewesen war. Er fing schon an den Grund zu der Erwählung desselben zum Kaiser zu legen, und bahnte durch verdeckte Gänge seinem Lieblinge den Weg zum Throne des deutschen Reichs. Nicht so wohl der Donner des neuen päbstlichen Bannes, sondern der Neid über die erhöhte Macht des Kaisers durch die Grafschaft Tyrol, und die Ungerechtmäßigkeit der Handlung selbst bewegten viele von den bisherigen Freunden des Kaisers und Churfürstens zur Abneigung; und die Treue wankte.

Unter diesen bedrängenden Umständen suchte der Kaiser immer noch mit Eifer die Versöhnung des Pabstes, dessen Charakter und Haß er entweder nicht kannte, oder zu überwinden hofte. Allein alle Versuche waren vergeblich, und die Demüthigung des deut-

schen

schen Monarchen, welche eben so groß war, als seine vorige Freyheit, bey der Vermählung des Churfürsten, hatte keine Wirkung. Der Pabst trieb seine Foderungen an den Kaiser bis zum Abscheu der Fürsten unsers Vaterlandes. Die Frechheit und Anmaßung der höchsten Gewalt über das Reich, den Kaiser, und der ausschweiffendste Unmuth scheint unglaublich: so sehr wollte man die Religion — doch nein! — den Aberglauben, zur Grundlage der geistlichen Obermacht setzen. Clemens sah die Unmöglichkeit der vorgelegten Bedingungen wohl ein; aber eben dadurch wurde die Absicht des Marggrafen Karls auf den Thron von Deutschland erleichtert und bestärkt.

Indem der Kaiser und unser Churfürst in dieser gefährlichen Lage sich befanden, erwarb sich der letztere in seinen brandenburgischen Ländern einen neuen Besitz. Die Altmark stand noch unter der Herrschaft des Herzogs Otto, des Gemahl der verstorbnen Marggräfin Agnes, und sollte erst nach dem Tode des Herzogs, nach den eingegangnen Verträgen, dem Churfürst zufallen. Der fortwährende Geldmangel aber erhöhet die Begierde Ludwigs nach den Einkünften dieses Landes. Er trachtet darnach, und wurde durch den Erzbischof zu Magdeburg noch mehr befeuert. Die Freundschaft der öffentlichen Hofpolitesse hatte bisher, wie gewöhnlich, die wahren Gesinnungen der Prinzen in einen dünnen Schleyer gehüllt, welchen das Auge der Staatsklugheit jederzeit durchschaut. Der listige Ludwig hatte den Adel der Altmark auf seine Seite gezogen, und verschiedne Verbindungen mit dem angesehnsten Geschlechtern geschlossen. Diese Verbindungen waren ordentliche Bündnisse, wie sie nur Fürsten unter einander zu errichten pflegten. Ludwig wuste, da er seinen künftigen Vasallen die Ehre erzeigte, sie zu

sei-

seinen Allirten anzunehmen, wie viel eine Herablassung der Höhern gegen Niedrigere wirken kann, und welch Feuer von Enthusiasmus der Ergebenheit sie gebiert.

Der Adel der Altmark unterließ nicht die Freyheit, die man ihm gab, zu mißbrauchen, und Ludwig sah zu, wie dieses Land verwüstet wurde. Die Streifereyen der fliegenden Völker, welche junge Edelleute anführten, machten die Strassen unsicher, die Einwohner arm, die Dörfer zu Wüsten. Man ließ der Frechheit freyen Lauf. Otto suchte sich zu vertheidigen, konnte aber seinen eigenen Partheyen nicht die Unordnungen verwehren, welche die Feinde ausübten; weil er sonst befürchten muste, daß sie ebenfalls von ihm abfallen möchten. Es war ein betrübter Zustand, welcher die Altmark itzo verheerte. Ludwig mehrte seinen Anhang, und gewann schon die Treue der beträchtlichsten Städte. Der Herzog Otto ergrif nun die letzten Mittel und suchte mit Gewalt seine Rechte. Es kam, im Jahr 1343, zu einem offenbaren Kriege zwischen dem Churfürst Ludwig, und Herzog Otto. Jener hatte sich mit dem Erzbischof zu Magdeburg vereinigt, und wurde von dem Märkischen Adel unterstützt.

Der Herzog Otto zog seine Völker bey Osterburg zusammen, und gieng auf die vereinigte feindliche Armee loß. Diese vermied anfänglich durch viele Züge ein Treffen, und nahm einzelne Städte ein. Endlich kamen beyde Heere zwischen Gardeleben und Hallensleben zusammen, und die Schlacht blieb unvermeidlich. Sie erfolgte auf der Gardelebischen Heide, und Blut und Hitze bezeichnete sie. Der alte Fürst, Otto, stritt mit jugendlicherm Muthe und Herzhaftigkeit, muste aber endlich der überwiegenden Macht weichen, und verlohr das Feld. Es geriethen über 70 von dem Adel des

Lan-

Landes in die Gefangenschaft des Churfürsten, und mußten sich theuer erlösen. Diese Niederlage nöthigte den braven Herzog zu einem Vergleiche. Er würde vielleicht den Besitz eines Landes, worauf ihm die Heiligkeit der Gesetze das höchste Recht gab, noch nicht verlassen haben, wenn sein schwächlicher Körper, sein herannahendes Alter, und der Gedanke, daß sein Haus, nach seinem Tode doch darauf keinen Anspruch machen würde, ihn nicht zu Unterhandlungen bewogen hätten. Ihr Ausgang war, daß der Herzog dem Churfürsten die Altmark, so wie sie itzo ist, völlig abtrat, und 3450 Mark Silber dafür annahm, welche doch erst, nach dem Tode des Herzogs, der im folgenden Jahre 1344 erfolgte, völlig bezahlt wurden.

So erhielt Ludwig die Churmark, ohngefähr in den Grenzen, die sie noch itzt hat, zusammen, und das Ziel seiner Wünsche; aber zugleich neue Neider und Feinde, und eine Last von Unruhen. Bald ward der Besitz dieser Länder verbittert; schwere, trübe Verhängnisse, Folgen dieser Zeiten, ergreifen den Churfürst, und verwickeln ihn in Kampf und Verwirrung, aus welcher er sich mit Mühe zieht, und selbst zuletzt das Land verläßt, für welches er vorher gestritten, und sonderbare Schicksale erfahren hatte.

Die Begebenheiten des Kaisers hängen mit denen, die sein Sohn, der Churfürst hat, so genau zusammen, daß man diese, ohne jene, nicht erzählen kann. Wir werfen hier nur einen Blick auf den Kaiser, von dessen erschüttertem Throne die Unfälle sich auf den Churfürst hinziehen.

Der König von Böhmen nahm durch seine Beschwerden, wegen der entrißnen Grafschaft Tyrol, die meisten Fürsten gegen den Kaiser ein. Die Bewegungen gegen den Kaiser setzen sich mit Lebhaftigkeit fort, und

und äuserten ihre Gefährlichkeit auf dem Reichstage zu Rensee im Jahr 1344, welchem unser Churfürst selbst beywohnte. Hier brach der Unwille der mächtigsten Reichsfürsten, nach denen schon insgeheim gepflognen Unterhandlungen, in heftige Vorwürfe gegen den Kaiser aus. Man beschuldigte ihn der Ungerechtigkeit; man berathschlagte sich über die Zerrüttung, des Vaterlandes, und gieng bis zu der Vorstellung, daß unter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers keine Hofnung zur allgemeinen Ruhe vorhanden sey. Man schlug sogar den Marggraf Carl, von Mähren, den Feind des Kaisers, zum Nachfolger desselben vor. Hier hatte Ludwig, auser diesen Verdrüßlichkeiten, noch das Mißvergnügen, daß er selbst die Unruhen dieses Reichstages vergrössern muste. Der Kaiser sein Vater, schlug ihn zum Besitzer des Throns vor, welchen er verlassen sollte; allein die versammelten Fürsten widerstritten, und wollten davon nichts hören. Die Versammlung schied mißvergnügt von einander.

Die Folgen dieser Uneinigkeit wurden Bündnisse vieler Fürsten gegen jeden Feind, und gegen den Kaiser selbst. Der König von Böhmen erklärte sich mit dem Marggraf Carl von Mähren für einen öffentlichen Feind des Kaisers, und seine Parthey erhielt ansehnlichen Zuwachs. Das Gerücht verbreitete schon, daß sich fünf Churfürsten wider den Kaiser verschworen hätten, und mit einer starken Macht nach Frankfurth eilten, um ihn abzusetzen. Er zog daher mit einem guten Heere im Herbste desselbigen Jahrs, 1344, nach Frankfurth, und erwartete daselbst seine Feinde. Es kam Niemand. Ob Ludwig bey dieser Unternehmung selbst zugegen gewesen, läßt die Geschichte unbemerkt; aber die brandenburgischen Völker machten einen beträchtlichen Theil der kaiserlichen Armee aus.

Es war leicht, die Auftritte vorherzusehen, welche im Anfange des folgenden Jahrs 1345, erschienen. Der Frühling erweckte die Feinde des Kaisers und Ludwigs, des Churfürsten. Sie fielen die Länder an, welche dem bayerischen Hause gehörten; und ein böhmisch Heer unter der Anführung des Marggraf Carls verwüstete die Mark. Die Fluthen des Unglücks schienen auf den Kaiser und unsern Churfürst einzubrechen, da an allen Orten Feinde standen. Frankreich rüstete sich zum Kriege; der Pabst eiferte aufs neue, einen deutschen Monarchen zu erwählen; und die Bundsgenossen des Königs in Böhmen, der für sich selbst schon mächtig war, drohten noch mehr. Verschiedne Fürsten in Deutschland, und die mächtigsten, verbanden sich wider das bayerische Haus.

Nicht sowohl des Kaisres, und seines Hauses wegen, sondern durch ihr eigen Interesse geleitet, fingen viele Mächte Europens an, aufmerksam zu werden; da die ohnehin schon gefürchtete Macht des Königs in Böhmen und Frankreichs das Gleichgewicht zerstören, und jedem andern Staate gefährlich werden konnte. Eduard, der König von Engeland durfte bey den Zurüstungen seines Nebenbuhlers, des König von Frankreich am wenigsten gleichgültig bleiben. Er both dem Churfürsten von Brandenburg, Ludwig, dessen Charakter ihm vor fünf Jahren, da er mit ihm gegen Frankreich gefochten, bekannt worden war, seine Hülfe an, und versprach die vorigen Beleidigungen des Kaisers, der die Allianz gebrochen hatte, zu vergessen, und neue Verbindungen zu knüpfen. Durch dieses Bündniß rettete sich der Kaiser und der Churfürst: denn Eduard schmiedete eine Kette von Bündnissen. Die Könige von Ungarn, Sicilien und Castillien traten auf seine Seite. Die Nachbarn von

Böh-

Böhmen führten gern ihre Eifersucht gegen dieses Land durch den Krieg aus. In einer Woche erhielt der König Johann von fünf Fürsten Kriegserklärungen. Der Churfürst von Brandenburg machte die Freundschaft des Königs von Pohlen, Casimirs, und ein Bündniß mit ihm zum Schutze seiner brandenburgischen Staaten, welche dadurch gedeckt wurden. Man erzählt, daß der Kaiser und der Churfürst Ludwig, in Böhmen selbst, auf zwey Seiten eingebrochen wären; allein man hat Ursach an diesem Einfalle zu zweifeln. Gewiß ist es, daß diese mächtige Bundesgenossen der Hofnung nicht entsprochen, welche man von ihnen haben muste. Der König von Böhmen zwang, durch einen schnellen Einbruch in Pohlen, den König Casimir, und die mit ihm verbundnen Fürsten zum Frieden; und der Kaiser selbst that Vorschläge an Böhmen, mit Versicherung, wegen der Grafschaft Tyrol, völlige Befriedigung zu geben. Johann nahm des Kaisers Versprechung an, und ließ sich in Unterhandlung ein; wie man aber damit ganz fertig zu seyn glaubte, weigerten die böhmischen Prinzen, der Marggraf Carl von Mähren, und der verstoßne Gemahl der Margaretha, Johann Heinrich, die vollkommene Versöhnung mit dem Kaiser einzugehen.

Sie trieben vielmehr mit verdoppeltem Eifer ihre Absichten wider den Kaiser, und der Pabst wiegelte schon alle Fürsten zu einer neuen Wahl auf, wobey er nicht vergaß, den Marggraf Carl, als einen muntern und orthodoxen Fürsten, dergleichen das Reich itzo nöthig habe, zu empfehlen. Carl erschien selbst, mit seinem Vater, dem König von Böhmen bey dem so gutgesinnten Pabste, welcher itzo mit der heftigsten Begierde nach der Wahl eines neuen deutschen Monarchen sich sehnte, weil der Kaiser Ludwig eben im Begrif

stand, nach, Italien wiederum zu gehen, und daselbst sein Ansehn herzustellen. Erfolgte dieses, so setzte der Kaiser in Rom gewiß einen neuen Pabst ein, und Clemens zu Avignon muste unangenehme Begebenheiten davon befürchten. Nachdem der Marggraf Carl, und sein Vater alle Foderungen des Pabstes, zu Avignon, auch die unbilligsten, beschworen hatten, so erwarb man sich durch Versprechungen, Geld, und andre Preise die meisten Churstimmen. Die Stimme von Chur-Brandenburg wurde völlig ausgeschlossen, weil dieses Land noch erledigt seyn sollte, und der Pabst den Churfürst Ludwig nicht erkennen wollte, welchen ausserdem der Bannfluch, wie seinen Vater, den Kaiser, aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausschloß. Vielleicht wird es angenehm seyn, so ein Ding näher kennen zu lernen, wie ein Bann war; und einige Worte davon sind zu einem Begriffe hinreichend. Hier sind sie. So schreibt der oberste Bischof der Kirche, da er den Kaiser verdammt.

„— Die Allmacht Gottes lasse den Kaiser in „ein unversehnes Netz fallen. Sein Eingang und „Ausgang sey verflucht. Der Herr strafe ihn mit „Narrheit, und Blindheit: der Herr verzehre ihn „durch seinen Bliß. Der Zorn Gottes, und der see„ligen Apostel Petri und Pauli entzünde sich über „ihn in dieser und jener Welt. Die ganze Erde „wafne sich wider ihn. Der Abgrund thue sich auf, „und verschlinge ihn lebendig. Sein Nahme müsse „nicht über ein einziges Glied bleiben, und sein An„denken erlösche unter den Menschen. Alle Elemente „seyen ihn zuwider. Sein Haus müsse wüste gelassen „werden, und seine Kinder aus ihren Wohnun„gen vertrieben werden —

Der

Der Churfürst **Ludwig** zuerst aus Brandenburg: dachte der Pabst, aber der Churfürst wollte nicht gehen. Er behauptete sein Recht auf seine Staaten, obgleich ein seltsamer Ruff ausgestreut wurde; der verstorbne Churfürst von Brandenburg, **Waldemar**, sey wirklich nicht gestorben, sondern im gelobten Lande bisher gewesen, und wolle nun seine Staaten wiederum in Besitz nehmen. Man achtete diese poßierliche Lügen nicht, welche nachher ernsthaft genug wurde; aber itzo nicht für wichtig gehalten werden konnte, da es der menschlichen Kurzsichtigkeit unmöglich war, die Vorfälle vorher zu sehen, die binnen zwey Jahr das System des Reichs verändern, und schwere Gefahren unserm Churfürst **aus einem Nichts** erwecken sollten. Er trug dem Burggrafen von Nürnberg Johann die Statthalterschaft der Mark auf, und begab sich zu seinem Vater, dem Kaiser, nach Bayern, und von da nach Tyrol, um mit demselben gemeinschaftliche Anstalten zum Feldzuge nach Italien zu machen.

Hier war es, wo ihn und seinen Vater die unvermuthete Nachricht von einer neuen Kaiserwahl überraschte. Sie wollten eben nach Trident gehen, und daselbst mit dem Könige neue Unterredungen, wegen Italiens, halten. Itzo eilte jeder zu andern Bestimmungen. Der Kaiser nach dem Reiche zurück, und der Churfürst nach Brandenburg.

Die Intrigue des böhmischen und päbstlichen Hofes hatte ihr Ziel erreicht. Fünf Churfürsten erwählten am 11 Julius 1346 den Marggraf Carl, den ältesten Prinz des Königs in Böhmen, zum römischen Kaiser, oder wie man damals zu sagen pflegte, römischen König, und künftigen Kaiser; denn die unnütze Krönung des Pabsts erschuf den Namen des Kaisers

zu diesen Zeiten. Nichts konnte ungerechter seyn, als diese Wahl; nichts mehr widerrechtlich. Die Stimmen der versammelten fünf Churfürsten waren ungerecht. Der Erzbischof von Maynz war ein Geschöpf des Pabstes, und hing von dessen Winken ab; Balduin, der Churfürst von Trier war der Großonkel des jungen Kaisers. Die Churfürsten von Köln und Sachsen hatte man durch einige tausend Mark Silbers auf seine Seite gebracht: der fünfte Churfürst war der Vater des Kaisers. — So schlich Carl sich auf den Thron von Deutschland neben dem rechtmäßigen Besitzer desselben; ein junger Prinz von dreyßig Jahren, voll von Ehrbegierde, unternehmend, und verschlagen, mehr listig als kriegrisch, mehr eigennützig und ungerecht als tugendhaft; unfähig ein Vater des Vaterlandes zu seyn.

Der Kaiser Ludwig fand bey seiner Rückkunft aus Tyrol die Stände des Reichs noch in wunderbarer Ergebenheit der Treue. Sein Gegner Carl verlangte, umsonst in Aachen eingelassen zu werden; man verschloß ihm die Thore. Die Kaiserin, welche eben von Hennegau Besitz nahm, kam ihm mit Truppen entgegen, und besetzte die Wege von den Niederlanden her. Die Lütticher schlugen ihn aus dem Felde. Er floh zu seinem Großonkel den Churfürst zu Trier; und da ihm Deutschland den Aufenthalt mit Ehre versagte, begab er sich, schon im August desselbigen Jahres, zu der französischen Armee, welche gegen die Engländer Krieg führte, wo er seinen Vater in der Schlacht bey Creßy verlohr, und selbst verwundet wurde.

Unter diesen Umständen regierte der Kaiser sein Vaterland mit einer unerwarteten Ruhe, der Churfürst von Brandenburg fand so gar seine Gegenwart in Deutschland so wenig nöthig, daß er eine Reise nach

Preuß-

Preussen unternahm. Er knüpfte, nach der Absicht dieser Reise, ein genaues Band der Freundschaft mit den Rittern des deutschen Ordens, welche er so in seine Vortheile zog, daß sie von ihrer Seite seinen brandenburgischen Staaten Sicherheit gaben. Zugleich verband sich der König von Pohlen mit ihm, und ward sein Schutz für einen Einfall von dem Marggrafen in Mähren.

Dieser aber eilte bald aus Frankreich nach Deutschland, ließ sich zu Bonn krönen, und suchte Anhang, den er nicht fand. Er schlich sich hierauf, ganz in der Stille, durch Lothringen, Elsaß, Schwaben und Franken nach Böhmen, wo er zu Anfange des Jahrs 1347 zwar mit Gepränge empfangen wurde: aber itzt an Unternehmungen mehr, als an Feyerlichkeiten denken muste. Die Abwesenheit des Churfürsten von Brandenburg schien ihm ein gelegner Zeitpunkt, sich der unbeschützten Grafschaft Tyrol zu bemächtigen. List und Verschlagenheit, welche ihm eigen war, führte diese Unternehmung aus. Nur von drey vertrauten Dienern begleitet, schlüpfte Carl nach Tyrol, als Kaufmann verkleidet, um dieses Land einzunehmen. Der Vortheil dieser Provinz verdoppelte sich itzo, da man hier dem Kaiser den Weg nach Italien versperren konnte. Der Pabst hatte für seinen Liebling, Karl, einige italienische Truppen angeworben. Karl machte sich Meister von Trident, wo er das Osterfest im kaiserlichem Schmucke begieng. Darauf wollte er, in aller Geschwindigkeit sich die ganze Provinz unterwerfen. Felderi und Belluno ergaben sich ohne Schwerdtstreich. Das Schrecken gieng vor ihm her: da er alle Oerter mit Feuer verheerte, die sich ihm wiedersetzten. Margaretha, die Gemahlin des Chur-

fürsten flüchtete sich auf das Schloß Tyrol. Carl belagerte diese Stadt.

Nun kam eben Churfürst Ludwig seiner Gemahlin zur Hülfe. Er traf mit einem fliegenden Heere im Junius dieses Jahrs, 1357, in Tyrol ein, und gieng auf den erobernden Carl. Auf einmal wandte sich das Glück. Carl rückte seinem Feinde entgegen; die Italienischen Völker rissen aus; er floh. Die Furcht für den Muth des Churfürsten, dessen Volk ihm überlegen war, gab seiner Flucht Flügel. Mit eilender Geschwindigkeit zog Carl sich nach Böhmen zurück, und alle Eroberungen von Tyrol waren hinweg. Man besorgte nunmehr einen Einfall des Churfürsten in Böhmen selbst; allein die Unruhen des Reichs nöthigten ihn wiederum nach seinen brandenburgischen Staaten zurückzukehren, wo er die öffentliche Ruhe und Staatsangelegenheiten besorgte; und denn sich nach Bayern begab.

Hier sah er seinen Vater, den Kaiser, am elften Oktober dieses Jahrs, durch einen plötzlichen Tod hinweggerissen. Die Umstände seines Todes waren verdächtig. Der Kaiser gab an diesem Tage der Herzogin von Oesterreich, Johanna, der Gemahlin Albrechts des II. welche eben durch München gieng, ein festliches Gastmahl. Entweder, noch über der Tafel, oder, nachdem die Herzogin ihm bey der Abreise, einen Pocal gereicht, aus welchem er sogleich trank, überfielen ihn heftige Schmerzen. Er glaubt, Gift bekommen zu haben, reitet aber noch sogleich auf die Jagd, um durch die heftige Bewegung die Wirkung des Giftes zu hindern. Die Schmerzen aber verdoppeln sich, und er stürzt endlich, wie vom Schlage gerührt, vom Pferde; und athmet sein unruhiges Leben in den Armen seiner Bedienten aus. So, sage ich, erzehlt man seinen Tod, und beschuldiget die Herzogin

Jo-

Johanna einer schwarzen That, die aber zu häßlich ist, als daß man sie, ohne den stärksten Beweis, glauben kann. Das gute Herz, das ungern Bosheiten, und Frevel der Menschheit bemerkt, flieht eilig von diesem Vorwurfe hinweg, und bedauert den getödteten. Er ward, im Tode noch, wie in der ganzen Regierung, die zwey und dreyßig unruhvolle Jahre enthielt, — ein Staatsmärtyrer. Er hatte denen Vergiftungen, seit vielen Jahren, durch jederzeit gebrauchtes Gegengift sehr oft, und glücklich wiederstanden. — Zu den grossen Männern, die Stärke der Seele bezeichnet, gehörte er eben so wenig, als zu der gemeinen Classe der Geister. Die Umstände rissen ihn oft mit sich fort, und er folgte ihnen mehr, als daß er selbst vorangieng. Seine oft bewiesne Unbeständigkeit war ein Ausbruch der Weichheit seines Herzens, welches leicht gerührt werden konnte. Die Last, welche seine Unfälle auf ihn legten, war ihm oft zu schwer. Er war hitzig, aber Entschlossenheit, und rasche Thätigkeit, die Geburt starker Seelen, mangelte ihm, besonders, bey dem Bündnisse mit England, und bey dem letzteren böhmischen Kriege. Ueberhaupt liegt sein Charakter auf der Oberfläche seiner Handlungen so sehr, daß es unnöthig ist, den denkenden Leser ihn zu schildern.

Sein Tod setzte den Churfürst von Brandenburg in die äusserste Verlegenheit. Zeither war sein Leben mit dem seines Vaters so genau verknüpft gewesen, daß der Biograph den Kaiser mit seinem Prinzen beständig wie in einer Gruppe, zeichnen muste. Itzo geht das Verhängniß mit dem Churfürst seinen eignen Gang, und führt ihn in neue Scenen.

Die erste Sorge Ludwigs war der Vergleich mit seinen Brüdern wegen der Erbtheilung, welche Verwirrung versprach, da der Kaiser seine sechs Prinzen

zusammen mit der Churmark belehnet hatte. Sie verglichen sich dennoch so, daß unser Churfürst Ludwig Oberbayern und die Churmark, Herzog Stephan aber Niederbayern bekam. Jener nahm von den jüngern Brüdern Ludwig, mit dem Zunahmen, der Römer (er war in Rom gebohren) und Otto in die Gemeinschaft seiner Länder. An Niederbayern ließ der Herzog Stephan die andern zwey Stiefbrüder, Wilhelm und Albrecht, Theil nehmen. Tyrol blieb dem Churfürst eigen, als das eigene Erbguth seiner Gemahlin.

Aber diese Länder zu behalten, bey der Regierung eines ihrem Hause so feindlichen Kaisers, wie Carl, der König von Böhmen, war, kostete Mühe. Man sah leicht ein, daß besonders die Mark Brandenburg schwehr zu behaupten seyn würde, wenn der schon gewählte Gegenkaiser nunmehro mit der ganzen Macht der Autorität, Regent von Deutschland würde. Carl war verhaßt. Man nennte ihn den Pfaffenkönig. Zu diesem Titel gab ihm seine Neigung für den Pabst, und dessen Gegengunst vollkommenes Recht. Er hatte auch schon wirklich dem Herzog Rudolph von Sachsen die alte Mark versprochen, wenn er sie nur zu erobern wüßte. Der Churfürst von Brandenburg fand kein ander Mittel sich und sein Haus zu beschützen, als die Wahl eines neuen Kaisers, welchen man Carl entgegen setzen muste. Er selbst kannte aus dem Vorfall zu Rensee, vor zwey Jahren, die Schwierigkeiten, die unüberwindlich waren, wenn er sich selbst zum Candidaten des deutschen Throns angäbe. Er veranstaltete also, nach vertrauter Abrede mit einigen Fürsten, besonders durch den entsetzten Erzbischof von Maynz, Heinrich von Virneburg, eine Zusammenkunft zu Oppenheim. Hier beschloß man dem ruhmvollen

Könige von Engelland Eduard dem III. die deutsche Krone anzutragen. Kein mächtigeres Oberhaupt, keinen angenehmern Kaiser für die Deutschen konnte man wählen. Eduard empfieng schon im November desselben Jahrs eine Gesandschaft von deutschen Fürsten, welche seine Gesinnungen erforschte. Sie waren nicht abgeneigt, obgleich nicht fest bestimmt. Der Reitz der ersten **Krone der Welt** schmeichelte der hohen Seele, aber der zerrüttete, gefährliche Zustand des deutschen Reichs verursachte der Klugheit, Nachdenken und reifere Ueberlegung. Indessen schickte Eduard den Grafen von Northampton ab, um Deuschland näher kennen zu lernen.

Oberlahnstein, ein Städtchen am Rhein, Rense gegen über gelegen, wurde zum Ort der Zusammenkunst bestimmt, in welcher man über einen neuen Kaiser Berathschlagungen und Wahl fassen wollte. Hier erschienen an dem festgesetzten Tage, dem Dreykönigsfest, 1348 ausser unserm Churfürst von Brandenburg, noch die Churfürsten von Maynz, Pfalz, und von Sachsen Lauenburg, dem man das Recht der Chur gab. Zwar blieben diejenigen weg, welche vor anderthalb Jahren den itzigen König von Böhmen, Carl erwählt hatten; allein eine zahlreiche Menge von andern Churfürsten und Grafen machte diese Versammlung glänzend. Nach der Anlage unsers Churfürsten Ludewigs, wurde der glorreiche König von Engelland zum Kaiser bestimmt; und eine Gesandschaft gieng an ihn nochmals ab. Eduard, dessen gesetzte Klugheit sich nicht von dem Schimmer der neuen Krone blenden ließ, trug das Anerbieten unsers Vaterlandes seinem Parlament vor, welches ihm die Annehmung wiederrieth. Er fieng an noch reifere Ueberlegung anzustellen, und sann, mit weisem Rückhalt, seiner Bestimmung nach. Carl ergrif in dessen die

Waf-

Waffen einer List, wodurch schon viele hohe Anschläge der Welt vernichtet worden waren. Die Gewalt einer Gemahlin über das Herz eines liebenden Mannes kann viel ausrichten. Carl sandte den jungen Marggraf von Jülich, einen muntern, beredten Schwätzer, an seine Tante, die Königin von England. Sie bekam durch die beredten Vorstellungen des Marggraf Wilhelms eine Abneigung für die deutsche Krone, und bat ihrem Gemahl dieselbe abzuschlagen. Ungern folgte Eduard, aber er folgte doch der Bitte seiner Gemahlin, und schlug die Kaiserkrone aus. So ward Carl durch eine Dame von einer drohenden Gefahr befreyt.

Eduard, den Frankreich aufs neue in Guienne angriff, schloß mit dem Kaiser Carl Verbindungen der Freundschaft wider den König in Frankreich. Carl aber befand sich, ohnerachtet er nun seinen Gegner zum Freunde hatte, in verdrüßlichen Umständen, welche alles Ansehen seiner Kaiserwürde entstellten. Ein ausgebreiteter Haß der Deutschen verachtete ihn. Die Wirkungen davon brachen zuweilen in Beschimpfungen aus. Indem er durch die Städte am Rhein zog, um sich ihrer Treue zu versichern, erfuhr er einige seltsame Begegnungen. In Worms hielt ihn ein Fleischer auf, der für seine Lieferung bezahlt seyn wollte, und nicht eher den Kaiser wollte fortreisen lassen. Carl wieß ihm umsonst die königliche Autorität. Der Fleischer wollte Geld, und ließ nicht ab. Die Stadt stand ihm bey. Carl hatte kein starkes Gefolge bey sich, und da er auch nicht Geld hatte, muste der Erzbischof endlich für den Kaiser bezahlen.

Der Churfürst von Brandenburg, unser Ludwig zog aus diesen Gesinnungen Vortheile, und bestrebte sich aufs neue, nachdem Eduard die Kaiserwürde verbeten hatte, einen neuen Gegner Carl entgegen zu stellen.

len. Er war das Haupt der Gegenparthey, und verband sich mit seinen Freunden auf das genaueste. Seine Parthey erwählte einen neuen Gegenkaiser den Marggraf von Meissen Friederich. Dieser Fürst, welcher Ludwigs Schwester zur Gemahlin gehabt hatte, verband mit seiner Abkunft vom Kaiser Friedrich den II, tapfern Muth und hohen Verstand. Er nahm die Wahl auch an, und zog schon Völker zusammen, um sich zu behaupten. Allein die schlauen Kunstgriffe des Kaiser Carls wusten auch dieses Vorhaben zu vereiteln. Mit der schmeichelhaftesten Politik, die ihm eigen war, hielt er die feyerliche Wahl des Marggrafen, durch Vorstellungen, und Versprechungen an ihn auf. Der Gegner fieng an, in seinem Entschlusse zu wanken. Carl bemühte sich nun den Churfürst Ludwig zu gewinnen, da er sich mit seiner Macht ihm nicht gewachsen fühlte. Er versprach den Churfürst, unter der Bedingung des Friedens, den ruhigen Besitz seiner Staaten, und die päbstliche Befreyung vom Kirchenbanne. Mehr wollte Ludwig nicht, und ließ sich also in Unterhandlungen ein. Es wurde eine Zusammenkunft zu Passau festgesetzt, wo man persönlich einen Vergleich treffen wollte.

Ludwig, welcher mit der äusserlichen gutem Bildung seines Vaters, zugleich verschiedene Züge seines Charakters besaß, die Freygebigkeit, die Hitze, die Liebe zur Pracht, war weit von jenes Biegsamkeit, zur Veränderung der Gesinnungen entfernt, und mit Behutsamkeit mißtrauisch. Aus diesem Grunde erschien er zwar zur bestimmten Zeit, im August 1348 zu Passau aber hielt es für nöthig eine Bedeckung von 2000 Mann mitzubringen, und einen gesetzten Muth, seinen Rechten nichts zu vergeben. Carl stutzte bey dieser Erscheinung, da seine eigene Bedeckung nicht einmal so stark

war.

war. Der wechselseitige Argwohn gieng bald in Zorn über, da der Ruf bekannt machte, daß Carl insgeheim die Grafschaften Seeland und Holland, welches das bayerische Haus besaß, denen Engländischen und Jüllischen Prinzen zuzuwenden versprochen hätte. Zugleich wurde die List bekannt, durch welche Carl den König von England zur Verweigerung des deutschen Scepters bewogen hatte. Alle Unterhandlungen werden plötzlich abgebrochen. Ludwig begiebt sich im Zorn hinweg, mit dem Schwure, den König von Böhmen Carl, nie für den rechtmäßigen Kaiser anzunehmen. Der Unwille des Churfürsten fließt in seine Begleitung über: sie reissen die Schranken von den kaiserlichen Wohnungen in Passau weg, schmähen das Wappen des Kaisers: Carl und Ludwig werden nur noch heftigere Feinde.

Der Intriguengeist Carls hatte indeß den Marggraf von Meissen von allen Anspruch auf die Krone Deutschlands abgewendet; zuerst hatte er ihn gegen Ludwig mißtrauisch, wegen der Passauischen Zusammenkunft, zu machen gewußt; alsdenn wurde bald ein Vergleich errichtet. Carl gab dem Marggraf 10000 Mark Silbers, und dieser entsagte dem Throne. Nun wandte man alle Mittel an, den Besitz des Reichs sich zu versichern. Nichts wurde gespart. Schmeicheleyen, Geld, List, Versprechungen, Drohungen flogen in Deutschland umher; und ein wohlfeiler Ablaß bezauberte den Pöbel.

Destomehr regte sich die Erbitterung Ludwigs, welcher mit unerschüttertem Muthe sich Carln entgegensetzte. Allein er fand itzt in seinen brandenburgischen Staaten einen Auftritt, der zugleich poßirlich und gefährlich, grausam und comisch, fürchterlich und abscheu-

scheulich war: ein Werk der Staatsintrigue Carls; noch itzo unter den Vorfällen der Welt merkwürdig.

Man hat schon oben gesehen, daß seit einigen Jahren das Gerücht sich ausstreute, der Churfürst Waldemar von Brandenburg, welchen man vor neun und zwanzig Jahren begraben hatte, sey wirklich nicht gestorben, sondern habe seinen Tod nur vorgeben und aussprengen lassen, sich bisher in dem gelobten Lande aufgehalten, und fodere itzt seine Länder die brandenburgischen Staaten zurück. Ludwig verachtete eine so lächerliche Begebenheit eines Betrügers: so lange sein Vater lebte, war diese ganze Unternehmung auch nichts weiter, als lächerlich. Itzt aber wurde sie so ernsthaft, daß unser Churfürst in die äusserste Gefahren gerieth.

Um eben diese Zeit, da der Passauische Vertrag zwischen ihm und Carln sich zerschlug, trat, im August 1348 der falsche Waldemar öffentlich auf, und spielte seine Rolle bis zum Erstaunen, glücklich. Als Ludwig von Passau nach Brandenburg zurück kam, fand er dieses Staatsgespenst so mächtig, daß ein grosser Theil seines Landes dasselbe schon angenommen, für den rechtmäßigen Churfürsten Waldemar erkannt, und Treue geschworen hatte. Die Verwirrung ward durch auswärtige Unterstützungen vermehrt; und der Betrüger schien durch furchtbare Gewalt Sieger, und Herr von Brandenburg zu werden.

Die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts zeigen uns verschiedene Betrüger von ähnlicher Kühnheit, welche verstorbene Fürsten vorstellen wollten: allein sie haben keinen, den man mit diesem berüchtigen falschen Waldemar, in Absicht seines Glücks, vergleichen könnte. Seine Umstände, Glück und Ausgang machen ihn zu einem einzigen in der Geschichte der Menschheit. Nie

ward

ward je ein Betrüger, der, im Staube gebohren, durch Annehmung und Behauptung fremder Namen und Charakter, Thronen besteigen wollte, von so vielen Personen, eine so lange Zeit hindurch, für rechtmäßig erkannt, nie genoß einer so grossen mächtigen Beystand fremder Fürsten, und nie spielte er seine Rolle bis ins Grab mit so viel Glück und Anstand; nie fand er auch so starke, so viele Vertheidiger nach seinem Tode, bis auf unsere Zeiten herab, als dieser Mensch, der Waldemar seyn wollte. Noch vor wenigen Jahren muste man aufs neue beweisen, daß der glückliche Betrüger ein Betrüger gewesen sey.

Jacob Rehbock, oder Mänike, ein Becker, oder Müller, zu Bellitz, oder zu Hundeluft, in Zerbstischen Gebiethe, wurde dieses sonderbare Gespenst. Carl mit dem Herzog Rudolph zu Sachsen-Wittenberg, einem Todtfeinde des bayrischen Hauses, und unsers Ludwigs, verbunden, hatten diesen Jacob Rehbock so geschickt aus dem Pöbel hervorzuziehen gewußt, daß er seine Rolle mit überraschender Klugheit spielte. Er war seit einigen Jahren zu dem Schauspiele, welches er nun aufführte, sorgfältig vorbereitet worden. Alle Kunstgriffe, alle Mittel seine niederträchtige Bosheit zur glücklichen Erscheinung zu machen, verstand er vollkommen. Er hatte in seiner Bildung viel Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Churfürsten Waldemar. Seine Jugend hatte er in den Diensten dieses Churfürsten zugebracht, und an diesem Hofe mit der schärfsten Aufmerksamkeit seinen natürlichen guten Verstand aufgeklärt, und gebildet. Sein ofner Kopf voll Genie machte ihn bald bekannt. Nach dem Tode des Churfürsten Waldemar schien sein Glück vorbey zu seyn. Er erhielt seinen Abschied, und ward, was er in der ersten Jugend gewesen war, wieder ein Müller. Aus diesem

sem niedrigen Zustande rief ihm die Staatskunst, deren so forschenden Augen er bekannt worden war, auf das öffentliche Theater der Welt. Gesichtebildung, Grösse, Stellung, Haar, Bart, und Alter machte ihn dem verstorbenen Churfürsten Waldemar ähnlich. Dieses Prinzen Maske nahm er nun an, und, da er sich lange an dem Hofe des Churfürsten aufgehalten hatte, lernte er mit leichter Mühe, was ihm noch zur vollkommenen Lücke mangelte. Die schlauesten Staatsbedienten des sächsischen Hofes arbeiteten eine Zeitlang mit Eifer an seiner Ausbildung. Man verschafte ihm verschiedene äusere Merkmahle, und so gar einige Kostbarkeiten des verstorbenen Churfürsten. Nichts wurde gespart, um Jacob Rehbock, oder wie ihn einige nannten, das **Müllermänchen**, zu einem Churfürsten, der nicht mehr lebte, umzuschaffen; einen Todten mit zaubrischer Kraft zu erwecken.

Der Herzog zu Sachsen sah in der glücklichen Ausführung dieser Comödie grosse Vortheile für sich vorher. Das Haus Anhalt, und der Kaiser Carl nicht wenigere. Dieser demüthigte dadurch den Churfürst Ludwig, hielt ihn von allen Bewegungen gegen sich selbst ab, und behauptete den Thron von Deutschland dadurch mit Freyheit. Jene fanden die brandenburgischen Staaten, oder Theile davon, in dieser Unternehmung, für sich, und ihre Häuser. Die Anhältischen Herrn liessen sich zu erst, durch ihre grosse Hofnungen in den angelegten Plan ziehen. Der Erzbischof Otto von Magdeburg nahm den zweiten Antheil daran. Ehedem hatte er dem Churfürst Ludwig beygestanden, als er die Altemark eroberte. Seine Vortheile er-

foderten es. Itzo erfoderten eben dieselben, ein Feind des Churfürst Ludwigs zu seyn; und er ward es im hohen Grade. Wenn ein schwarzes Herz von einem schwarzen Rocke bedeckt wird, ist es zehnmal schwärzer als andere schwarze.

Bey dem Erzbischoffe von Magdeburg erschien der Betrüger zuerst in einen öffentlichen Auftritte, welcher den abgeredten Plan mit dem Erzbischofe genug verräth, und Ansehn gab. Der Betrüger verkleidet sich in einen Pilger, und meldet sich bey dem Erzbischof, ohne sich so gleich zu erkennen zu geben. Dieser, welcher eben bey der Tafel sitzt, sendet ihm einen Becher Wein. Der Pilger trinkt ihn mit besondern Anstande, aus, und wirft auf den leeren Boden einen Siegelring. Man überbringt diesen Siegelring dem Erzbischof. Er stellt sich nachdenkend, wie der Pilger zu dieser Kostbarkeit gekommen sey. Es war der Siegelring, dessen sich der Churfürst Waldemar bedient hatte. Otto befragt hierauf nun den verstellten Pilger, und sehet! er erfährt aus dem eigenen Munde des ehrlichen Mannes, daß er der für todt gehaltene Churfürst Waldemar sey, der itzt aus dem gelobten Lande zurückkehre, um seine Länder, die brandenburgischen Staaten von dem unrechtmäßigen Besitzer Ludwig, wieder zu fodern. Es erfolgt eine Ohrenbeichte; und andere Untersuchungen. Der Erzbischof versichert nunmehr, daß dieser Jacob Rehbock, den er wohl kannte, der ächte wahre Waldemar sey. Sein unschuldiges Ansehen, die erste Wiedererkennung von einem hohen Geistlichen, viele unleugbare Merkmahle kamen zusammen den Glauben an diesen Fürst zu erwecken. Der Erzbischof nahm ihn in seinen Schutz, und verband sich mit ihm, die

Mark Brandenburg für ihn zu erobern. Allein der neue Churfürst muste vorher versprechen eine Menge, ausdrücklich genannte Städte der Mark, dem Stifte zu Magdeburg abzutreten; welches dieser Waldemar auch sehr gern that. Der Vorhang ward nun aufgezogen, und das Schauspiel gieng an.

Rehbock bekam sehr zeitig, nach dem längst angelegten Plane, mächtige, viele Fürsten zu Freunden und Bundesgenossen; oder vielmehr, viele Fürsten, Feinde des bayrischen Hauses, und Ludwigs besonders, unterstützten ihr Geschöpf, welches ihre Maaßregeln ausführen muste, und von ihren Winken abhing. Eine fürchterliche Ligue — Carl der Kaiser war ihr Haupt, verbunden mit ihm vertheidigten den Pseudowaldemar der Herzog zu Sachsen-Wittenberg Rudolph, die Fürsten von Anhalt, der Erzbischof von Magdeburg, die Fürsten Albrecht und Johann, von Mecklenburg, welche nun Reichsfürsten, und Herzoge wurden, — der Herzog Barnim von Pommern, Johann der Marggraf von Mähren, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg. Zugleicher Zeit brachen der Herzog von Mecklenburg Albrecht, in die Priegniz, der Herzog von Pommern in die Uckermark ein, als sich von der andern Seite der vorgegebene Waldemar zeigte. So von allen Seiten mit Hülfe umschlossen, erhielt Pseudowaldemar sehr bald einen grossen Anhang in den Brandenburgischen Ländern selbst. Wo er sich nur einer Stadt näherte, wurden Churfürst Ludwigs Beamten verjagt, ihm die Thore geöfnet, und — mit Fahnen, Kreuzen, und Leichtern gieng man dem heiligen entgegen, der zeither im gelobten Lande gewesen war, — dem Betrüger Rehbock. Nicht Schenkungen, nicht

Freyheiten, nicht Versprechungen wurden gespart; alles fiel dem neuen Waldemar bey; und wenige blieben dem angegriffenen, dem verbannten, dem verhaßten Churfürst Ludwig treu.

Gewiß erklärte sich alles Unglück itzt wider ihn, und ein Sturmwind von Unfällen riß ihn in hohe Gefahren. — Ludwig liebte die Pracht, und hatte wie immer, so auch itzo, nicht die mächtige Hülfe des Geldes. Seine Bedürfnisse hatten dem Lande Abgaben aufgelegt, von den sie unter der neuen Regierung befreyt zu seyn hoften. Er war in dem Kirchenbanne; und wer ihn haßte, konnte glauben, er thäte Gott einen Dienst daran. Die Geistlichkeit war ihm abgeneigt; der Pöbel mit Vorurtheil wider den Fürsten eingenommen, den der Fluch des Bannes schwarz, hassenswürdig vorstellte. Ein anderer Grund machte viele der Edlen zu Feinden. Ludwig hatte eine ungemeine schöne Bildung, und die Anmerkung ist vielleicht nicht gemein, und dennoch wahr, daß meistentheils die, die viele Schönheit besitzen, auch viele Liebe haben, welche leicht ausartet. Ludwig war verliebt: er gefiel: aber es entstanden bald bey dem Märkischen Adel eine Menge von eifersüchtigen Ehemännern denen nun itzo an einen alten Heiligen, von Grabe bey Jerusalem rückkehrenden mehr gelegen war, als an einem artigen muntern Churfürsten. Seine Ehe mit Margaretha Maultasche, der Gräfin von Tyrol, wurde aufs neue ein öffentliches Aergerniß, da der Pabst keine Dispensation gegeben hatte. Eine Schaar von Umständen verband sich Ludwigen zu stürzen; denn wichtiges Unglück komt niemals ohne Begleitung.

Es

Es gehört kein furchtsamer, unentschlossener Geist, keine Unthätigkeit zu diesen Vorfällen, wenn sie nur einigermassen Widerstand finden sollten. Ludwig faßte sich, und wafnete seinen Muth. Nach der vorhin erzählten Zusammenkunft mit dem Kaiser Carl zu Passau, brach die Flamme des Krieges aus. Carl erklärte sich öffentlich für den falschen Waldemar, und rückte mit einer starken Armee in die Churmark ein. Mit ihm vereinigten sich die Chursächsischen, Anhaltischen, Magdeburgischen Völker, und Pseudowaldemar stieß mit seinem Anhängern ebenfals zu ihm. Die Staaten Ludwigs wurden von Feinden überschwemt, und seine eigne Unterthanen vermehrten die Menge. Die Waldemarische Parthey war fürchterlich groß.

Dennoch ließ Ludwig den Muth nicht sinken, sondern gieng mit Herz der feindlichen Menge entgegen. Carl, ihr Anführer vermied eine Schlacht aus blosser Furchtsamkeit, die unnütz war. Nach einigen kleinen Gefechten lagerte sich Ludwig bey Frankfurth an der Oder. Der Feind rückte heran, und eine Schlacht schien unvermeidlich. Man erzählt, daß Carl die Vermeidung der Schlacht erkauft habe. Ludwig wollte einen Angrif wagen; aber Carl soll seine Officiers bestochen haben, daß sie im Kriegsrath davon abriethen. Es sey unanständig, eines so niederträchtigen, elenden Menschens wegen, als der falsche Waldemar sey, so viele tapfere Männer tödten zu lassen. Dieses wird wahrscheinlich, wenn man denen böhmischen Schriftstellern glaubt, daß Carl sich gleichwohl ein Gewissen gemacht habe, sein Spiel mit dem unächten Waldemar bis zu grossen Blutvergiessen zu treiben. Ausserdem ist es bekannt, daß Carl kein Krieger war, der mit

unserm Ludwig sich in Vergleichung setzen konnte; und mit Recht muste Carl sich für den Churfürst fürchten, dessen kriegerischer Muth itzo gewiß mit derjenigen brennenden Hitze würde gefochten haben, welche der Verzweifelung eigen ist.

Durch Vermeidung der Schlacht ward Ludwig doch endlich genöthiget, sich in die Stadt Frankfurth zu werfen. Carl belagerte ihn. Allein entweder war die Stadt zu feste, oder die Jahrszeit war zu schlecht, oder es war Carln kein Ernst: es sey was es wollte, es war nicht viel Blut vergossen. Zwar vierzehn Fürsten, und der Kaiser setzten die Belagerung mit Ernst fort, aber der Widerstand des tapfern Churfürsten vereitelte die Eroberung. Indeß die Stadt, und Ludwig eingeschlossen war, welchen man doch für verlohren hielt, und zur Uebergabe zu nöthigen hofte, spielte der Kaiser Carl seine Staatsstreiche in dem Lager. Rehbock, der itzt Waldemar heißt, muß an ihm die Niederlausitz, welche gröstentheils Brandenburg gehörte, abtreten, und er belehnt dafür, nach alter Form, den masquirten Waldemar mit der Mark Brandenburg, Landesberg, und der Churstimme. Die beyden Prinzen des Churfürsten zu Sachsen erhielten die Mitbelehnung von Brandenburg, und zugleich die Fürsten Albrecht, und Waldemar von Anhalt. Ein kaiserliches Geboth befahl nunmehr denen Unterthanen, Treue dem neuen Churfürst Waldemar zu leisten, oder die Reichsacht zu erwarten. — So ward ein Müller Churfürst von Brandenburg, und hätte sich auch behauptet, wenn sein Gegner ein schwächerer Geist, als Ludwig gewesen wäre.

Lud-

Ludwig ließ den Muth nicht sinken, und kämpfte wie **Männer** mit Unglück kämpfen. Carl muste im October dieses Jahrs 1348, die Belagerung von Frankfurt aufheben, und der befreyte Held unterwarf sich schon wieder einige entrissene Städte. Seine Klugheit hielt es mit Recht für nöthiger, dem Haupte seiner Feinde zu thun zu schaffen, als weitere Eroberungen in Brandenburg zu machen, welche dem Schicksale eines künftigen Feldzugs immer doch ausgesetzt bleiben. An statt den niederträchtigen, der sich Waldemar nannte, ganz aus dem Lande zu treiben, suchte er vielmehr den Thron des Kaisers selbst zu erschüttern; und den Krieg in den Bezirk der Rechte des Kaisers zu spielen. Eine schwere gefährliche Unternehmung, da Carl schon mächtigen Beystand hatte. Ludwig reißte, zu Ende dieses Jahrs nach Dresden, fand aber den Marggraf von Meissen Friederich ganz von allen Ansprüchen auf die Krone durch Geld und Vortheile abgewendet. Friedrich handelte dabey mit vieler Klugheit, aber Ludwig sah seine Hofnung ungern betrogen. Es war schwer, einen Gegenkaiser aufzustellen. Kein Fürst wagte es so leicht, sich in Gefahr, durch kühne Unternehmungen gegen Carln zu setzen, und einer so ungewissen Hofnung, als der Besitz der deutschen Krone war, Ruhe und Wohlstand aufzuopfern.

Allein Ludwig konnte nicht ruhen, wenn er sein Glück suchen wollte. Er sah sich mit Aufmerksamkeit nach einem Gegner von Carln um, durch welchen er seinen Plan ausführen, und einen Staatsstreich spielen konnte.

Es war in Deutschland noch ein Zweig von jenen alten Kriegshelden, welche Tacitus schildert, die mit einen Schwarme treuer Soldaten aus einem Lande in das andere umherzogen, und bald diesem, bald jenem, der sie ansprach, in seinen Streithändeln Hülfe leisteten. Auf solche Art hatte sich **Günther**, Graf von Schwarzburg, besonders in den Diensten des verstorbenen Vaters unsers Churfürsten, und nachher für den Maynzischen Erzbischof Heinrich hervorgethan. Er war ein Schrecken der päbstlichen Anhänger geworden, und sein Eifer für das Reich hatte seinem Ruhme einen neuen hohen Glanz verschaft. **Günther** war dem bayrischen Hause ergeben. Seine kleinern Kriege hatten ihm nicht nur Ansehn, sondern auch Reichthum verschaft. Er war itzt ohngefähr fünf und vierzig Jahr alt, ein erfahrner, tapferer Krieger, der Beschwerlichkeiten gewohnt, von unerbebendem Geiste, redlich, gerecht, und voll Feuer, welches Standhaftigkeit ernährte. Ihn wählte Ludwig zum Gegner von Carln; schicklicher konnte er nicht wählen. Carl war feig, nichts weniger als Held; er scheute den Krieg, und liebte die List. Gemeiniglich sind schlaue, verschlagene Menschen feige, und furchtsame Geschöpfe. Denn Schlauheit und List sind die Geburten der Furcht, die sich durch keine Mittel zu helfen weiß, und in der Angst heimlich Mißgeburten bekommt.

Günther weigerte sich anfangs dem Antrage des Churfürst Ludwigs Gehör zu geben, bis der Ehrgeiß durch Versprechungen der Hülfe von mehrern Fürsten entflammt wurde. Es fanden sich auch bald verschiedene Fürsten, die die Wahl Günthers durchsetzten. Er ward am 30 Jenner 1349 auf den Wahlfeldern vor

Frank-

Frankfurth feyerlich zum römischen Kaiser ernannt, und ausgeruffen. Jeder Wahlfürst überreichte dem Neugewählten einen Fahne mit dem Reichsadler. Das umstehende Volk aber rief mit hohen Frolocken aus: **das römische Reich! das römische Reich! Glück zu dem neuen Könige.**

Dieß war ein empfindlicher Streich, den Ludwig dem Kaiser Carl spielte und zeigte den Churfürst als einem Mann, der aus der schwärzesten Nacht des Unglücks sich Trost zu verschaffen wußte, und eine Intrigue mit einer andern belohnte, der Muth, Thätigkeit, und in sich selbst Macht genug fühlte, fürchterlich zu werden. Günther war ein gefährlicher Gegner: sein martialischer Geist drohte einen harten Krieg. Ludwig der Churfürst von Brandenburg, zufrieden, um dem Kaiser eine Beschäftigung gegeben zu haben, bemühte sich, die Brandenburgischen Staaten wiederum unterwürfig zu machen.

Günther nahm indeß von Frankfurth Besitz, und bereitete alle Anstalten, das Reich, welches er feyerlich nunmehro übernommen hatte, mit dem Schwerdt in der Hand, das er zu führen gewohnt war, zu behaupten. Sein gesetzter kriegerischer Charakter war nicht durch Versprechungen, Geld, Intriguen, den gewöhnlichen Waffen Carls, zu überwinden. Carl muste ungern, zum Kriege sich rüsten. Um Furcht zu erwecken, bot er das ganze Reich wider Günthern auf, und stellte sich, als wenn er diesen Feind mit gewafneter Hand zertrümmern wollte. Aber Krieger fürchten für Drohungen sich nicht. Carl stellte sich als wenn er seinen Gegner selbst angreifen wollte, und Cassel sollte

der Waffenplatz seyn. Günther der nicht gewohnt, für Zurüstungen zu erschrecken, ließ Carln zum Spott, ein Tornier nach Cassel ausschreiben, und hielt dasselbe vor den Augen des furchtsamen Carls, viele Tage hinter einander, in Lust und Freude. Er bekam einen starken Zulauf von Soldaten, so daß er Carln die Spitze mit Nachdruck bieten konnte. Nun ward die Gefahr erheblich, und Carln klopfte das Herz, da er sich mit einem Mann einlassen sollte, der so herrliche Tapferkeit schon gezeigt hatte, und nun sie glänzender machen wollte.

Um sich aus dieser Klemme zu ziehen, suchte er nun Friede bey dem bayerischen Hause, und dem Churfürst Ludewig. Eben war er Wittwer. Der Pfalzgraf Rudolph hatte eine einzige Prinzeßin Anna. Um diese bewarb sich der Kaiser, und suchte durch diese Vermählung eine Friedensstifterin zwischen sich und dem Churfürst Ludwig. Das Beylager ward bald mit Pracht vollzogen, und der Schwiegervater des Kaisers Rudolph, muste nun Mittler werden. Ludwig, der Churfürst nahm keinen andern Vorschlag an, als die Befreyung der Mark von dem falschen Waldemar. Vor fünf Monaten hatte Karl denselben mit Brandenburg belehnt: itzt änderte er gleich die Sprache. „Man habe deutlich dargethan, daß der vorgegebene Waldemar nicht der wahre, sondern ein Betrüger sey„ er verwieß die Mark Brandenburg wieder an ihren rechtmäßigen Churfürst Ludwig, und suchte sich dadurch mit demselben zu versöhnen. Alles war gleichgültig, jedes Mittel, jeder Kunstgrif, wenn man nur seine Absichten erreichen konnte. Die Eifersucht der Krone erlaubte nicht, bey dem wundervollen Contraste zwischen dem

Eifer

Eifer, und itzt der Abneigung für Waldemarn, dem Kriege und der neuen Aussöhnung mit Ludwig, an Ruf, Gerechtigkeit, Anstand, Ehre, zu denken.

Man erzählt, daß bald hernach der Kaiser Carl und der Churfürst Ludwig eine persönliche Unterredung zu Eisenach gehabt, und mit dem Vorsatz, Freunde zu seyn, dieselbe geschlossen haben. Allein von dieser Zusammenkunft wissen die Geschichtschreiber dieser Zeiten nichts, und sie kann auch nicht mit dem Aufenthalte des Kaisers Carls, nach Anzeige seiner Urkunde, bestehen.

Ludwig wurde durch das neue Anerbieten des Kaisers dahin gebracht, daß er dem tapfern Günther nicht mit derjenigen Hülfe beystand, welche gehoft, und versprochen war. Dennoch war Günther nicht zaghaft; sondern zwang Carln aufs neue sich zu rüsten. Beyde Theile wollten einander im Felde suchen, als Carl, wie man erzählt, durch eine boshafte That seinen Gegner, nicht mit dem Degen, sondern mit Gift, zu besiegen suchte. Man gewann den Leibarzt Günthers: dieser brachte ihm Gift bey. Günther merkte im Trinken, daß es Gift sey, was man ihm reichte, und zwang den Bösewicht, der ihn diesen Trank bereitet hatte, das übrige selbst auszutrinken, worauf er bald starb. Er selbst aber hatte schon so viel davon bekommen, daß er davon ganz ungesund ward. Krank, aber noch beherzt, zog Günther Carln entgegen, und erfochte in einigen kleinen Gefechten Vortheile. Ludwig der Churfürst kam inzwischen bey seinem Heere, allein ohne Soldaten, an, und suchte einen Vergleich zu stiften. Die Schwachheiten seines Körpers, die verlassenden Freunde, und die Sorgfalt für sein Haus bewogen den tapfern

pfern, ißt entkräfteten, dem Reiche zu entsagen. Carl versprach für den Abtritt der Krone, 20000 Mark Silbers. Ludwig erhielt die Versicherung, Genugthuung wegen des falschen Waldemars zu empfangen, und zugleich die Befreyung vom päbstlichen Banne für sich und seine Brüder; denn das ganze bayrische Haus lag noch unter dem Fluche des Oberpriesters der Christenheit. So rächte sich Ludwig an seinen Feind, und zwang ihm die Bedingungen ab, die er suchte, indem eben die drohendsten Gefahren ihn umringt hatten. Und so ward Carl der einige Kaiser des Reichs, von vier Nebenbühlern nach einander befreyt. Wider den Kaiser Ludwig half ihm Gift. Den König von Engelland machte die Gemahlin zum Freunde, und verwandelte Krieg in Bündniß. Zehntausend Mark Silbers erreteten von dem Gegner Friedrich, dem Marggraf von Meissen. Und, da weiter nichts siegen konnte, überwand wiederum Gift den gefährlichen Gegenkaiser Günther. Dieser starb, wenige Wochen nach dem Vergleich mit Carln, von der schleichenden Wirkung des empfangenen Giftes.

Nachdem der Churfürst Ludwig seine Foderungen von dem Kaiser Carl erhalten hatte; die Beschützung der Mark Brandenburg, und die Erledigung vom päbstlichen Banne, welcher ihm bey der Befreyung seiner märkischen Staaten von dem Pseudowaldemar grosse Hindernisse erregen konnte, da der Überglaube, und die Blindheit der Zeiten wütende Ungeheuer wurden, so erfolgte nunmehro vorläufige Bedingungen des Friedens zwischen ihm und dem Kaiser. Ludwig erkannte Carln für den rechtmäßigen römischen Kaiser, versprach ihm die Reichskleinodien auszuliefern, die er von seinem Va-

ter her, noch besaß, und die Huldigung zu leisten. Zugleich wurde dem Kaiser Carl der freye Durchzug durch Tyrol so oft er nach Italien gehen wollte, verstattet. Diesem Frieden traten die Brüder Ludwig bey, die Herzoge von Bayern, und es schien die Ruhe im deutschen Reiche hergestellt zu seyn. Dennoch verlangte der Churfürst Ludwig ungemeine Behutsamkeit des Kaisers, welcher mit aller Delicatesse der Politik ihm begegnen muste.

Die Ruhe der brandenburgischen Staaten aber war noch entfernt. Noch hatte der Betrüger Rehbock einen mächtigen Anhang in der Mark, und diejenigen Fürsten, welche ihn unter ihren Fahnen hatten auftreten lassen, konnten ohne Schimpf und Nachtheil, ihr Schauspiel nicht so leicht, wie der Kaiser, beschliessen. Besonders fand das Interesse der beyden Fürsten von Anhalt, Albrechts und Waldemars, zu viele Nahrung in dem Fortgange des untergeschobenen Betrügers, als daß sie so gleich zurücktreten konnten. Pseudowaldemar bekam so starken Anhang in den brandenburgischen Ländern, daß immer noch viel Hofnung blieb. Sechs und dreyßig märkische Städte verbunden sich mit einander zur festen Treue für ihn, und die Anhaltischen Fürsten, welche nicht vergessen, mächtigen Schutz zu versprechen. Die Erinnerung an die glückliche Regierung unter ihrem geliebten Waldemar entfachte die bethörten Unterthanen zum Eifer für eine Person, die entweder Waldemar selbst war, oder so gütig, wie er seyn wollte. Denn kaum wird man glauben können, daß Jacob Rehbock im Ernste für den ächten Waldemar von allen denen gehalten wurde, die ihm beyfielen. Carl wankte, und mit der ihm gewöhnlichen Verschlagenheit schmei-

chel-

chelte er bald dieser, bald jener Parthey, und ließ, nicht ohne Kunstgriffen, die Feinde um die Mark sich streiten, indeß er zusahe, wo es hinaus wollte. Seine eigene Verlegenheit nöthigte ihn, die Verwirrungen des Reichs dem Glück zu überlassen. Ohne Kredit, ohne grosses Ansehn, entblößt vom Gelde, welches ihm die Summen geraubt hatten, wodurch er eine Krone erkauft hatte, die itzt schwer drückte, gieng er im Herbste 1349 nach Böhmen zurück.

Er war im Julius desselben Jahrs nochmals zu Aachen gekrönt worden, wobey sich die Gewissenhaftigkeit, und der hitzige Muth unsers Churfürst Ludwigs zeigte. Durch ihn vornehmlich ward Carl zur zweiten Krönung bewogen. Er hatte zu Passau geschworen, die Wahl des Kaiser Carls nie für rechtmäßig zu erkennen; und drang also auf eine zweite Wahl und Krönung, welche mit den üblichen Feyerlichkeiten vollzogen wurde. Hierbey erregte Ludwig einen neuen Streit, der ein Beweiß seiner Heftigkeit ist. Der Marggraf von Jülich trug bey der Krönung den Reichscepter. Ludwig, welcher glaubte, daß dieses Vorrecht zu seinem Erzamte gehörte, wollte ihm das Zepter mit Ungestüm aus der Hand reissen. Der Kaiser stillte mit Mühe den Streit.

Unruhen in Bayern und Tyrol ruften den Churfürst in diese Länder, welche er dämpfen muste; indessen führte sein Bruder, Ludwig der Römer, den Krieg in der Mark Brandenburg gegen die Feinde, und Anhänger des Pseudowaldemars. Er bekam einen neuen Retter an den König von Dännemark Waldemar den dritten. Die Dankbarkeit gegen den Churfürst, wel-

cher

cher ihm den Thron verschaft hatte, reitzte itzo seine Seele, die sonst nicht hoher Tugenden fähig war. Er trat auf den Schauplatz des Krieges, um seinem vorigen Wohlthäter Hülfe zu verschaffen, und ward sein stärkster Beystand. Ludwig der Römer und Otto die beyden Brüder des Churfürsten, verstanden die Kunst nicht, abgeneigte Unterthanen aufs neue zu gewinnen. Vielmehr erhöhten sie den Haß gegen ihr Haus, durch eine beständig unzeitige, itzt aber ganz widersinnliche freye Aufführung und Ausschweifungen. Ihr Glück wankte sehr, als König Waldemar aus Dännemark im Sommer 1349 mit einer Flotte zu Hülfe kam, und bey Wismar landete. Sein Angrif zog zuerst den Herzog Albrecht von Mecklenburg, den tapfersten Gegner des Churfürsten, aus den brandenburgischen Staaten. Der König Waldemar verwüstete die Mecklenburgischen Staaten mit Schwerdt und Feuer, gieng hierauf nach Pommern, und zwang den Herzog Barnim die Parthey Ludwigs zu ergreifen. Hierauf eroberte er Stargard. Aber eben war es erobert, als Herzog Albrecht ankam, und den König Waldemar in dieser Stadt selbst belagerte. Ludwig der Römer rückte zum Entsatz an. Albrecht hob die Belagerung auf und gieng Ludwig den Römer entgegen. Man schlug. Albrecht siegte, machte über 500 Gefangene, und hatte beynahe den Prinz selbst gefangen genommen, wenn er sich nicht durch flüchtige Eile mit, Noth und List gerettet hätte. Indessen brach der König Waldemar wiederum in Mecklenburg ein, und Albrecht konnte seinen Sieg nicht verfolgen. Die Fürsten von Pommern verbanden ihre Absichten mit dem König von Dännemark, und nahmen die Stadt Grim in Rügischen weg. Waldemar und Albrecht zogen einander, im Angesichte beyder

um

um, ohne ein Treffen zu wagen. Waldemar rückte hierauf vor Berlin, um diese Stadt zu belagern, welche dem verlarvten Waldemar ergeben war. Albrecht kam zum Entsatze an. Beyde Prinzen bereiteten sich zu einem Treffen. Allein es kamen Friedensunterhandlungen in Betrachtung, welche ein Werk der tiefen Staatskunst vom König Waldemar zu seyn scheinen. Man verglich sich so, daß der König von Schweden Magnus zum Mittler dieser Streitigkeit erwählt wurde, und er den Krieg beylegen sollte.

Der Kaiser mischte sich bis itzt noch nicht in diese Zerrüttungen, da ihn verschiedene andere Angelegenheiten beschäftigten. Eine besondere Race von Leuten trieb einen schwärmerischen Unsinn so weit, daß man einen Aufstand befürchten muste. Weil eine schreckliche Pest itzo Deutschland verwüstete, nachdem sie schon unzählbare Einwohner in Italien, Frankreich, und England hinweggeraft hatte, so wollte jederman in allem Ernste fromm werden. Die Furcht ist oft die Mutter frommer guter Gesinnungen gewesen: und ihre Kinder waren liebenswürdig, wenn sie es auch selbst nicht war. Itzo aber gebahr sie eine scheinheilige Raserey, welche sich vieler Leute, von jedem Stande, bemeisterte. „Diese pflegten mit vierstrickigen Peitschen ihre halb nackende Leiber öffentlich zu zerfleischen, und mit Singen und Beten, zu vielen hunderten, ja tausenden in ganz Europa umher zu laufen, und Busse zu predigen. Sie nannten sich Geißler, oder Büsser, und wurden anfänglich in allen Städten mit grosser Andacht aufgenommen. Man entdeckte aber bald, daß eine erhitzte Phantasie und Stolz der wahre Grund ihrer prahlerischen Frömmigkeit sey. Die Klerisey ward zuerst wider

sie

sie aufgebracht, weil sie ihr in ihr Amt fielen, und den Leuten, von sich selbst, Absolution ertheilten. Der Kaiser ward endlich selbst dieser Rottungen wegen besorgt, und befurchte einen Aufstand von dieser unsinnigen Schwärmerey.„ In einem so finstern Jahrhunderte war diese phantastische Tollheit weniger eine wunderbare Erscheinung, als der untergeschobene Waldemar.

Diesen endlich zu vertreiben war des Churfürsten Ludwigs ernste Sorge. Der Pfalzgraf Ruprecht, ein Fürst von ungemeinen Talenten, und vieler Gunst beym Kaiser Carl, verwandte nunmehro sein Ansehn zur Beylegung dieser Streitigkeiten. Er betrieb die völlige Aussöhnung des Monarchen mit dem bayrischen Hause und Carl schritt zur öffentlichen Erklärung in der Sache des Pseudowaldemars. Im Anfange des Jahrs 1350 wurde eine Zusammenkunft zu Spremberg gehalten. Der Kaiser, der König von Dännemark, der Churfürst Ludwig, nebst seinem Bruder, Ludwig dem Römer und verschiedene andere Fürsten berathschlagten sich über die Mißhelligkeiten wegen der brandenburgischen Staaten. Der Churfürst Ludwig ließ sich gefallen, daß der König von Schweden binnen dieser Zeit und Pfingsten diese Streitigkeit richten sollte, und verstattete einen Waffenstillstand bis zu dieser bestimmten Zeit. Dem Kaiser aber machte der König von Dännemark wegen des falschen Waldemars, in besonderer Unterredung, die lebhaftesten Vorwürfe, welche Entschuldigung freylich leicht ablehnen konnte.

Die versammelten Fürsten begaben sich hierauf nach Bauzen, wo der Pfalzgraf Ruprecht die Person

eines Richters, oder Mittlers zwischen dem Kaiser und dem Churfürst Ludwig übernahm. Der wesentlichste Inhalt seines weitläuftigen Ausspruchs bestand in der Erklärung, daß der König von Schweden zum Nachtheil des Reichs als Richter erwählt würde, die Rechte des Churfürst Ludwigs, und die Anmassungen desjenigen, welcher sich für den verstorbenen Churfürst Waldemar ausgäbe, zu untersuchen. Man könne beweisen, und durch Eide versichern, daß der hervorgetretene Waldemar ein Betrüger sey. Churfürst Ludwig suchte daher die Belehnung der Churmark Brandenburg von dem Kaiser mit vollkommenen Rechte, und sie könne ihm nicht verweigert werden. Er rieth, acht Tage nach künftigen Ostern einen Gerichtstag zu Nürnberg anzusetzen, und den, der sich Waldemar nennte, daselbst zu richten. Der Kaiser sollte sich bemühen, zwischen dieser Zeit bis Michaelis die Befreyung vom päbstlichen Banne dem bayrischen Hause zu verschaffen; wenn dieselbe nicht erfolgte, so sollte der Bann dem Churfürsten in keinem Stücke nachtheilig seyn. Zwischen beyden Häusern sollte ein ewiger Friede geschlossen, und das vergangene ganz der Vergessenheit übergeben werden. Der Kaiser solle dem Churfürsten alle Freyheiten und Urkunden, und besonders die von seinem Vater erhaltene, bestätigen und erneuern. Der Churfürst aber aller Ansprüche auf die Oberlausitz, so wie der Kaiser auf Tyrol, Kärnthen, Aquileja, Trident und Brixen, entsagen.

Obgleich wegen der Untersuchung des falschen Waldemars zuerst die bestimmte Zeit erwartet werden muste, so kam dennoch dieser Vergleich zu Stande. Man konnte leicht wissen, welch ein Richterspruch gegen

Jakob Rehbock, dem falschen Waldemar, erfolgen würde; und diese Ceremonie erforderte blos der äusserliche Anstand des Kaisers. Am 16 Februar dieses Jahrs 1350, gleich den Tag nach dem Vortrage des Pfalzgrafen Ruprechts, belehnte der Kaiser den Churfürst Ludwig mit der Mark Brandenburg und der Marggrafschaft Lausitz, welcher dafür den Verzicht auf die Oberlausitz ausstellte. So wurde endlich Ludwig ein Freund des Kaiser Carls, nachdem er, zum Ruhm seines Lebens, alle diejenigen Foderungen erhalten, welche ihm Carl zu entreissen gedachte, und seine Rechte und Länder, und Ehre, mit Muth und Standhaftigkeit behauptet hatte.

Er schickte hierauf seinen Bruder, Ludwig den Römer, in die Brandenburgischen Provinzen, und begab sich selbst nach München, wo er den 12 März, den Kaiser selbst die Reichskleinodien und Heiligthümer einhändigte, welche Carl, nach seiner bigotten Denkungsart, mit hoher Verehrung nach Prag mitnahm.

Zur bestimmter Zeit fand sich Carl in Nürnberg ein, und that den letzten Ausspruch in den Streitigkeiten wegen des falschen Waldemars, womit er seine bisher gespielte Rolle öffentlich niederlegte. Der Pfalzgraf Ruprecht muste die Klage Ludwigs anbringen: kein Waldemar erschien dagegen, wie leicht zu erachten, und der Kaiser erklärte nunmehro den Jakob Rehbock dafür öffentlich, wofür er ihn vom Anfange gehalten hatte, oder wozu er ihn selbst vielmehr gemacht, und aufgestellt hatte, — für einen Betrüger. Es versteht sich, daß Befehl an die brandenburgischen Stände gegeben wurde, den niederträchtigen Grossen zu verlassen, und

Treue ihrem Herrn, dem Churfürst Ludwig zu leisten.

Nach dieser letzten kaiserlichen Erklärung trachtete Churfürst Ludwig nebst seinem Bruder mit Ernst an die völlige Unterwerfung der Empörten in Brandenburg. Man erleichterte den Endzweck durch öffentliche verschiedene Versicherungen einer Amnestie. Und dennoch fanden sich Schwierigkeiten, die Mark von dem Staatsgespenste Rehbock zu befreyen. Die Fürsten von Anhalt brachten vierzehn märkische Städte dahin, daß sie, alle insgesamt, gleiche Bitten an dem Kaiser ergehen liessen, sie bey der Herrschaft von Anhalt zu lassen. Allein es war nicht mehr die vorige Zeit, und der Kaiser erklärte vielmehr alle diejenigen in die Reichsacht, welche sich weigern würden, dem Churfürst Ludwig unterthan zu seyn.

Am ungebärdigsten stellte sich über den veränderten Sinn des Kaisers der Erzbischof von Magdeburg. Er hatte sich zeither die Altemark recht gut zu Nutzen zu machen gewußt, und allerdings that es wehe, ein so schönes Land zu missen. Otto protestirte also wider den Befehl des Kaisers, und das Urtheil über seinen Waldemar. Er verlangte eine neue Untersuchung, die aber im folgenden Jahre, auf einem andern Reichstage, eben so ausfiel, wie die, die er verwarf.

Einen Trost für die Feinde Ludwigs schenkte ihnen doch noch der Pabst. Dieser erneuerte den 14 May desselben Jahres seinen Bann über Ludwig, und seine Anhänger. Des falschen Waldemars wurde nicht dabey gedacht. Der Pabst schämte sich, er hatte sonst

Ur-

Ursache genug zum Banne, den Ludwig war ein Sünder, vom Vater her.

Dem ohneracht stieg das Glück des muntern Churfürsten und gab ihm verschiedene mächtige Bundesgenossen, den König von Pohlen Casimir, und die Herzoge von Pommern, welche der freundschaftliche König von Dännemark auf die Seite des Churfürstens gezogen hatte. Der König von Schweden hatte ebenfals einen Vergleich mit dem Hause Mecklenburg gestiftet. Ludwig erschien im Junius selbst in den Brandenburgischen Staaten mit einem Heere von Bayern, und Schwaben. Man hatte ihn nicht nur den Durchzug durch Böhmen verstattet, sondern die Kaiserin ließ sogar einige Völker zu seinem Heere stossen. In Brandenburg fand er die Sorge, und den Beystand seines tapfern Bruders, und des Königs von Dännemark wachsam, welcher eben frische Truppen aus Dännemark kommen ließ. Der Marggraf von Meissen vermehrte sein Heer gleichfalls mit Hülfsvölkern, und sein Schwager, der Marggraf von Verona gab die Summen her, die Kriegskosten zu bestreiten. Durch diese Mittel verstärkt eroberte Ludwig eine Stadt nach der andern, und entriß die Ungehorsamen der fremden, betrügenden Herrschaft. Er hielt sich in der Mark Brandenburg, oder dem benachbarten Meissen, ein Jahr und fünf Monate auf, ängstigte die Widerspenstigen mit Feuer, und unterwarf sich sein Land von neuem; Rehbock verlohr eben so leicht, als er gewonnen hatte; nur wenige Oerter, in der alten Mark meistentheils, waren Reste der vorigen Anmassung.

Derjenige, welcher aus der Geschichte, und der Kenntniß der menschlichen Leidenschaften die Schwierigkeiten einsieht, welche in einer gemeinschaftlichen Regierung der Länder sich äussern, welcher weiß, wie gemein der tödtliche Haß unter Brüdern, die die Herrschaft theilten, jederzeit zu seyn pflegte, wird nicht ohne Lob, die Eintracht der bayerischen Prinzen, besonders des Churfürst Ludwigs und seines Bruders, Ludwig des Römers, betrachten. Homer urtheilte schon, weil er die menschliche Seele kannte, daß eine Herrschaft von mehrern, eine Polykranie nichts gutes sey. Nur bey so freundschaftlichen Herzen, wie unsre beyde Ludwigs hatten, war sie etwas sehr gutes. Beyde besassen Oberbayern und Brandenburg gemeinschaftlich. Keine Theilung, keine Einschränkung der Vortheile gab diesem für jenem einen Vorzug. Ludwig der Römer vertheidigte, mit gewafneter Hand, in der Abwesenheit seines Bruders, Brandenburg gegen die Feinde. Ihre beyderseitige Zärtlichkeit und des ganzen bayrischen Hauses überhaupt machte sie dem Kaiser furchtbar, und gab ihrem Ruhme nicht nur Glanz, sondern ihrem Wohlstande Haltung. Nachdem die Unruhen des verlarvten Waldemars in der Mark größtentheils gedämpft, und alle Furcht und Gefahr vorbey war, so dachte Ludwig der ältere an eine genauere Theilung mit seinen Brüdern. Es wurde unter Vermittlung des Pfalzgrafen Ruprecht im November 1350 eine Theilung vorgenommen, in welchen der Churfürst Ludwig die Mark Brandenburg seinen Brüdern, Ludwig dem Römer, und Otto auf sechs Jahr überließ, und für sich Oberbayern behielt. Dieses Land lag ihm wegen der Grafschaft Tyrol, die er mit seiner Gemahlin bekommen hatte, weit bequemer

als

als die Churmark. Er behielt sich dennoch die Churstimme von Brandenburg gemeinschaftlich mit seinen Bruder bevor.

Man muß den Charakter des Churfürst Ludwigs, und die Umstände wenig kennen, wenn man behauptet, daß eine Furcht für den entkräfteten Rest des falschen Waldemars, und den Unruhen in Brandenburg die Art dieser Theilung hervorgebracht habe. Der Erfolg selbst beweißt genug, daß dieser Grund nicht vorhanden gewesen sey.

Der Churfürst Ludwig bemühte sich, noch die Mark völlig zu beruhigen, ehe er sie vollkommen verließ, und ein neuer Vorfall störte die Ausführung des Vergleichs, wegen der brandenburgischen und bayerischen Staaten. Es waren Streitigkeiten zwischen der verwittweten Kaiserin, ihrer Mutter, und dem Prinzen Wilhelm, ihrem Bruder entstanden. Ludwig der Römer begab sich also in die Niederlande, seiner Mutter beyzustehen, ein Geschäfte, welches ihm zur grossen Ehre gereichte. Indessen regierte Ludwig der ältere die Churmark noch ganz allein. Sein Bruder blieb fast das ganze Jahr ausser den Grenzen der Mark, und er stellte die sittliche Ordnung und Ruhe, mit Eifer in dieser Provinz her, welche er seinem rückkehrenden Bruder übergeben wollte. Verschiedne Urkunden sind noch itzo Zeugen von der warmen Sorgfalt, die Brandenburgs Beruhigung zum edlen Endzweck hatte. Man versprach den Empörten Vergebung, man ertheilte den Städten Freyheiten, man begnadigte diejenigen, welche ihre Empörung bereuten, man strafte die, welche sich noch immer der rechtmäßigen

Herrschaft entziehen, und einem Betrüger, wie Rehbock war, unterthan seyn wollten. Die Parthey dieses Menschen nahm täglich ab. Schon verzweifelten die Fürsten, welche ihn hatten auftreten lassen, an jedem guten Erfolg ihrer Absichten, und sahen das Recht und die Tapferkeit, über List und Betrügerey siegen.

Dieses ganze Jahr 1351, hindurch, blieb Churfürst Ludwig gegen die Anhänger des falschen Waldemars zu Felde; und brachte seine Unterthanen zum Gehorsam. Im Julius desselben Jahrs ergab sich die Hauptstadt Berlin, welche bisher ebenfalls der Untreue geopfert hatte. Die Fürsten von Anhalt sahen die Vereitlung ihrer Entwürfe so lebhaft ein, daß sie ihre vorgegebne Rechte auf verschiedne Städte in der Mark an den Erzbischof von Magdeburg abtraten, und sich nunmehr hinter den Vorhang des Schauplatz schlichen, welchen sie aufgebaut hatten.

Der Kaiser, welcher von Ludwig um diese Zeit verschiedne Vortheile bewilligt erhielt, und die brandenburgischen Unruhen gestillt zu sehen wünschte, suchte einen Vergleich zwischen dem Churfürst und seinen Feinden zu stiften. Allein der Erzbischof von Magdeburg, und die Anhaltischen Fürsten nahmen ihn nicht an. Wie konnten sie auch? Ehre und Anstand erfoderten, den verfehlten Staatsstreich, wenigstens mit dem erborgten Schimmer der Gerechtigkeit zu verdecken. Rehbock muste, vor den Augen der Welt, wenigstens, die Larve des verstorbnen Churfürsten, Waldemars tragen, und die Politik wollte, daß, wenn auch alles endlich unglücklich ablief, es doch wenigstens scheinen muste, als wenn man bloß der überlegnen Macht, und

dem Schicksal wiche. Solch Glück, wie Rehbock hierbey, genossen seine Brüder, die falsche Fürsten vorstellen wollten, niemals. Allein, jene wollten auch für sich erobern, und glänzen: Rehbock für andre, deren Puppenspiel er war.

Am Ende des Jahrs, indeß der Churfürst Ludwig noch in Züchtigungen der widerspenstigen Brandenburger beschäftigt war, kam sein Bruder, Ludwig der Römer aus den Niederlanden wieder zurück. Man nahm die Theilung der Staaten von neuen vor. Ein Vergleich auf sechs Jahr, wie der vorige entworfne gewesen war, schien zu viel Unbequemlichkeit zu haben. Ludwig der ältere, Ludwig der Römer, und Otto der jüngste diese drey Prinzen schlossen zu Luccau den 24sten December eine vollkommne neue Theilung. Ludwig der ältere behielt Oberbayern: Ludwig der Römer und sein Bruder Otto nahmen die märkischen Staaten. Die Churstimme blieb ein gemeinschaftlicher Antheil aller drey Brüder. Alle führten auch die Titel und Rechte der Marggrafen zu Brandenburg. Der Herzog von Niederbayern, ihr Bruder, entsagt allen Ansprüchen auf Oberbayern, und die Churmark Brandenburg. Das ganze bayerische Haus schloß zugleich eine Erbverbrüderung, vermöge welcher nach Abgang der einen Linie die andre in dem Besitze der Staaten folgte. — Eine fruchtlose Erbverbrüderung, die die Folge der Zeiten sehr bald vernichtete.

Hierauf erließ Churfürst Ludwig die brandenburgischen Unterthanen der Pflicht gegen ihn, und verwieß sie an seinen Bruder, den nunmehrigen Churfürst, Ludwig den Römer. Dieser nahm für sich und

seinen jüngern Bruder, Otto, in der Folge, die Huldigung ein. Nachdem man alles dasjenige zu Stande gebracht hatte, was zur Vollkommenheit dieser Theilung gehörte, reiste Ludwig der ältere im Jenner des folgenden Jahrs 1352 nach Bayern zurück, um die Regierung dieses ihm nun ganz eignen Landes zu übernehmen; und verließ Brandenburg, Provinzen, deren Besitz ihm gefährlich, und deren Behauptung durch harte Vorfälle ihm schwer geworden war. Früh in der Jugend empfieng er diese Staaten, und mit ihnen mächtige grosse Feinde. Ihr Zorn ergoß sich zeitig, und verwüstete sein Land. So bald er fähig war, Feinde zu bekämpfen, schlug er sich mit ihnen, muthvoll, herum. Die Standhaftigkeit seines Geistes, welche vielen Uebeln zugleich Trost bieten muste, war sein vornehmster Bundsgenosse und die Stärke seiner Waffen. Er hatte den Pabst, dessen Bann doch immer damals so viel, als ein kleines Heer Truppen werth war, den Kaiser Carl, und mehr als das halbe Deutschland wider sich. Dennoch verstand er die Kunst, seine Absichten durch Drangsale hindurch zu führen. In seinen Unruhen mit dem Kaiser, und dem Pseudowaldemar hatte er dem Glücke nichts, und sich selbst alles zu verdanken. Er war nicht ein ausserordentlicher Mann; allein, wäre er dieses gewesen, so hätten seine Schicksale einen andern, gewiß nicht so guten Weg genommen. Sein Charakter wurde durch die Umstände gebildet; deren Gefahr ihn nöthigte, entweder die Beute der Feindschaft zu werden, oder unerschrocken zu kämpfen. Für seine Zeiten geschaffen, vertheidigte er sich, mit Politik oder Waffen, nachdem diese oder jene Maschinen nöthiger waren. Es gehört zu den feinsten Streichen der Staatskunst, daß Lud-

wig, durch fortgesetzte Gegenwahlen den Kaiser Carl endlich nach seinen Absichten zu bequemen wuste, und es hieß nicht wenig wagen, einen so ungleichen Gegner an Macht, wie der Graf Günther war, gegen den Kaiser Carl aufzustellen. Die Schaale des kaiserlichen Zorns wurde ohnfehlbar auf Ludwig selbst ganz ausgegossen, wenn Günther nicht siegte. Aber selbst in der Wahl dieses Herrn leuchtet eine tiefe Einsicht des Churfürst Ludwigs hervor. Er kannte die unkriegerische Feigheit des Kaiser Carls, und wuste, daß ein Tapfrer, ein Held gegen ihn gestellt, so ungleich auch seine Macht wäre, der fürchterlichste Gegner seyn würde. Der Erfolg bewieß die Richtigkeit seines Urtheils, und dieser Staatsstreich führte den Grund zu seinem Glücke auf. Er behauptete seine brandenburgischen Länder, und da er sie itzo seinem Bruder übergab, konnte er sich rühmen, ein dreymal bestürmtes Land, von den Pohlen, vom Kaiser, von den Alliirten der Fürsten zu Anhalt, und dennoch behauptetes Land freywillig zu verlassen.

Sein Bruder, Ludwig der Römer, hatte nicht gleichen Sinn mit ihm. Die Freundschaft des Kaisers war der vornehmste Gegenstand seiner Bemühung, und er erhielt ihn. Ludwig der ältere blieb sich gleich, und mißtrauisch gegen einen gewonnenen Feind, wie Carl war, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf dessen Unternehmungen. Der Groll blieb, und kleidete sich nur in das Gewand der Achtung ein. Vielleicht nicht mit völliger Zufriedenheit sah Ludwig der ältere seinen Bruder, den neuen Churfürst von Brandenburg, durch verschiedne Gefälligkeiten, den Kaiser zum Freunde sich schaffen, welcher doch am Ende, mit

der

der ihm gewöhnlichen List, die brandenburgischen Staaten an sein Haus zu bringen wuste. Lasset uns erst die Schicksale Ludwigs, dessen Leben wir schildern, sehn, und nach seinem Tode einen Blick auf die Mark Brandenburg werfen, für welche Ludwig so viel gelitten und gethan hatte, und die dennoch endlich Carl erhielt.

Eine neue Nahrung bekam die Eifersucht Ludwigs des ältern, um die Zeit der Theilung mit seinen Brüdern. Der Kaiser Carl, der sich von der Seite von Bayern her, zu vergrössern trachtete, kaufte von seinem Schwiegervater, dem Churfürst Rudolph von der Pfalz, verschiedne Güter in Bayern und Oberpfalz, und der Churfürst Ludwig muste ihm Versicherung ausstellen, daß er es gestatten wolle, daß der Churfürst Rudolph, doch mit Beybehaltung der Churwürde, sein Land an ihm verkaufen möge. Dieser Streich konnte Ludwigen um so viel weniger angenehm seyn, da das Pfälzische Haus damals sehr schwach war, und nach Abgang der Pfälzischen Fürsten, die Herzoge von Bayern folgen musten. Das Mißverständniß wuchs unter solchen Begebenheiten.

Dieses Jahr machten keine besondre Revolutionen merkwürdig. Nur der Tod eines heftigen Feindes des bayerischen Hauses, erleichterte einige Absichten. Der Pabst Clemens der VI. starb in December dieses Jahrs. Er war dem luxenburgischen Hause eifrig ergeben, ob gleich gegen das Ende seiner Regierung der Kaiser Carl seinen Unwillen stark reitzte, und die Wärme der Freundschaft ganz erfrohr. Clemens war ein Liebhaber der Pracht, und mit dieser Liebhabe-

rey ist eine andre gemeiniglich verbunden. So war es auch hier. Die Gräfin von Turena hatte eine vollkommne Gewalt über das Herz des heiligen Vaters. Ihr zu gefallen, wurden viele Gunstbezeugungen ertheilt. Der Nachfolger auf dem Stuhle des Petrus, Innocentius der VI. war ein gerechter Mann, und zeigte sich gleich im Anfange seiner Regierung als einen solchen.

Carl dachte nunmehro auf seinen Zug nach Italien, um sich daselbst, nach der Gewohnheit seiner Zeiten, zum Kaiser krönen zu lassen. Da er durch die Länder unsers Fürsten, besonders durch Tyrol, gehen muste, verwandte er alle Sorgfalt auf Beylegung der Streitigkeiten zwischen ihm und unserm Ludwig. Er begab sich daher, im Merz, des Jahrs 1353 nach Wien, zu dem Herzog Albrecht. Hier fand sich, nebst dem Könige von Ungarn, auch unser Churfürst ein. Von Wien gieng diese ganze Gesellschaft, ausser den Herzogen von Oesterreich, nach Prag. Man verabredete hier eine Zusammenkunft zu Passau, wo alle noch übrige Streitigkeiten zwischen dem Kaiser, und dem bayerischen Hause berichtigt werden sollten.

Unser Fürst Ludwig gieng nach Bayern zurück, und brachte zu Regensburg eine Theilung zwischen seinen drey andern Brüdern zu Stande; denen Herzogen Stephan, Wilhelm und Albrecht. Er war, wie in allen seinen Negociationen, so auch in dieser glücklich, und stellte Sicherheit der Freundschaft her.

Als nun die Zeit der verabredeten Zusammenkunft zu Passau indessen erschien, trug unser Fürst seine Angele-

gelegenheiten dem Herzog Albrecht von Oesterreich auf. Man wurde von beyden Theilen so einig, daß der Kaiser nochmals versprach, bey der Churmark Brandenburg das bayerische Haus zu beschützen, und die Befreyung von Banne bey dem Pabste mit allem Ernste zu treiben. Alles, währendem Kriege abgenommene wurde wieder zurückgegeben, und noch verschiedne andre Punkte berichtiget, welche uns, die wir die Schicksale Ludwigs, nur in so fern sie uns interessant sind, wissen wollen, weniger angehn.

Der Argwohn gegen den Kaiser Carl verband unsern Churfürst Ludwig mit andern Fürsten, besonders dem Herzoge von Oesterreich Albrecht. Er stand demselben in seinem Kriege gegen die Eidgenossen der Schweiz bey, und begleitete ihn auf seinen Feldzuge gegen Zürich. Seiner Bemühung und Geschicklichkeit in Traktaten muste Albrecht den Frieden danken, welcher zwischen ihm und den Eidgenossen im August 1353 zu Stande kam. Ludwig schloß nicht nur die Unterhandlungen, sondern ertheilte auch selbst jedem Orte eine Urkunde über die gepflognen Verträge. Allein der Friede dauerte sehr kurze Zeit, und ein neuer heftiger Krieg brach schon im folgenden Jahre aus. Ludwig war der Urheber des Friedens gewesen, und da derselbe gebrochen wurde, blieb er seinem Freunde, dem Herzoge Albrecht, getreu; Er pflegte in seinen Gesinnungen standhaft zu bleiben, und die angenommenen Maaßregeln mit Klugheit auszuführen, ohne schnelle Veränderung, oder Wankelmuth.

Diese Gleichheit der Gesinnung, und eine gerechte Empfindlichkeit über jede Beleidigung, oder Anlaß

laß zum Mißtrauen setzte auch seine Abneigung und Mißhelligkeit mit dem Kaiser Carl fort. Als er in diesem Jahr 1354 sich mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich zu Regensburg aufhielt, welcher seinen neuen Feldzug gegen Zürich antrat, und der Kaiser Carl ebenfalls in die Stadt kam, weigerte sich Ludwig, zu dem Kaiser zu kommen, sondern blieb vor der Stadt. Ohnstreitig kannte er die Sentiments des Kaisers zu gut, und die verzögerte Erfüllung der vorigen Versprechungen störten jede Art des Zutrauens.

Dem Kaiser war an der Befriedigung unsers Fürsten ungemein viel gelegen. Nicht bloß der sichere Weg nach Italien durch die Länder Ludwigs, sondern auch die Furcht für Beunruhigung seiner eignen Länder, während seiner Abwesenheit in Italien, wohin er itzo mit Ernst zu gehen gedachte, verdoppelte seinen Eifer, die Freundschaft Ludwigs sich nunmehr völlig zu erwerben. Er begab sich von Würzburg nach Sultzbach, wo sich Ludwig auch einfand; und es wurde ein neuer Freundschaftstraktat zwischen beyden Fürsten aufgerichtet. Die Bedingungen desselben würden zwar hier einen guten Platz füllen, allein weder die Neubegierde der Leser befriedigen, noch ihr Vergnügen reitzen; noch weniger haben sie Einfluß auf die Schicksale des Fürsten, dessen Leben wir schildern. Eine Entsagung der Ansprüche Ludwigs auf die Besitzung des Kaisers war der wesentlichste Inhalt.

Dieser neue Vertrag war die Vorbereitung zur Sicherheit Carls, welcher hierauf seine Reise nach Italien antrat. Man irrt, wenn man glaubt, daß Ludwig ihm den Durchzug mit einer Armee durch Tyrol

rol versagt habe. Carl begab sich, ohne allem denjenigen Anstand, welchen die Hoheit seiner Würde erforderte, nach Italien, wo er, ohnerachtet der Unterwerfung verschiedner Städte, da er ganz ohne Armee erschien, freylich nicht viel ausrichtete. Er ließ sich mit seiner Gemahlin, welche ihm nachfolgte, zu Rom feyerlich krönen; verließ aber diese Stadt noch an eben dem Tage. Umsonst trugen ihm die Römer die Regierung ihrer Stadt an, und baten ihn, sie wieder in ihre alte Freyheit zu setzen. Er entfernte sich unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, gegen Abend aus der Stadt: denn er hatte dem Pabst versprochen, Rom noch an seinem Krönungstage zu verlassen. Die Italiener aber so wohl als die Deutschen waren mit diesem unerwarteten, und ganz ungewöhnlichen Betragen eines Kaisers unzufrieden und mißvergnügt.

„ Unser Kaiser, (sagt Petrarch,) geht nach „ Deutschland, nachdem er das Diadem schnell „ hinweggreissen, und ist mit dem Namen der Regie„ rung zufrieden. Er wagt es nicht das zu behaupten, „ was sein ist, und flieht, da ihm keiner verfolgt, und „ scheut den Anblick des schönen Italiens. Er ent„ schuldigt sich, daß er der Kirche geschworen, nicht „ länger, als einen Tag, sich zu Rom aufzuhalten. „ Eine schändliche Versprechung! Welch ein Eid! Der „ Pabst hat sein Rom so verlassen, daß er auch nicht „ einem andern den Aufenthalt darinnen vergönnet, „ und schließt deßwegen einen Vertrag mit dem rö„ mischen Kaiser. Ich weiß nicht, was ich sage, „ und wenn ich es wüßte, wäre es rathsam, zu schwei„ gen — „

Un-

Unter denen Fürsten Deutschlands, welche diesen Tadel am ersten unterschrieben hätten, und überhaupt mit dem Kaiser unzufrieden waren, erwarb sich Ludwig der ältere die erste Stelle. So sehr sein Bruder die Gunst des Kaisers durch viele, ganz nachtheilige, Gefälligkeiten suchte, so wenig gewann er ein Zutrauen gegen Carl. Ludwig den Römer trieb seine Begierde nach Ruhe und Sicherheit zu allen Mitteln, die die Gelegenheit anbot. Einen Vortheil zog doch unser Fürst aus diesen Maaßregeln des nachgebenden Bruders. Es wurde ein Vergleich mit dem Bischof zu Lebus aufgerichtet, welcher der Lossprechung vom päbstlichen Banne vorangehn muste. Ludwig der ältere trat der Aussöhnung bey. Der Pabst schien unbeweglich in seinem Zorne zu beharren, so lange der Bischof von Lebus nicht befriedigt war. Dieser getreue Anhänger des Pabstes erhielt für seine Dienste Belohnung. Der Churfürst muste ihm 12000 Mark Silbers auszahlen. Dafür war der Bischof so billig, auf päbstliche Erlaubniß dazu, im Namen des heiligen Vaters, beyde Fürsten, Ludwig den Römer, und Ludwig den ältern, von dem Banne zu befreyen. Einige Zeit darauf kam die völlige Bestätigung von dem Hofe zu Avignon an.

Die Streitigkeiten des Kaisers und unsers Churfürsten, Ludwigs des ältern, schienen zwar beygelegt zu seyn, aber sie waren es nicht. Als der Kaiser zu Ende des Jahrs 1355 den berühmten Reichstag zu Nürnberg hielt, auf welchem ein Theil der Rechte des Reichs abgehandelt wurden, welche nachher die güldne Bulle enthielt, so erschien Ludwig der ältere nicht. Entweder die Furcht für die Macht des Kaisers, oder die fortdaurende Abneigung hielt ihn zurück. Sein

Mißvergnügen muste vermehrt werden, da seinem Bruder, Ludwig dem Römer die Churwürde von Brandenburg allein zugesprochen wurde. Die Rechte des Vertrags, wodurch sich unser Fürst bey der Theilung die Churstimme vorbehalten hatte, giengen dadurch verlohren. Man empfand die Rache eines mächtigen Feindes, den man ehedem beleidigt hatte, und dessen Charakter List genug besaß, den gefälligen Bruder, der Brandenburg beherrschte, ganz in sein Interesse zu ziehen. Dieser wurde mit der Mark vom Kaiser zugleich belehnt, indem zu eben der Zeit unser Ludwig die brandenburgischen Unterthanen völlig nochmals an seine Brüder gewiesen, und der Pflicht gegen sich erlassen hatte.

Allein die Entziehung des Anspruchs auf die Churstimme, welche sich unser Fürst bedungen hatte, war ein Werk des Kaisers. Die Empfindlichkeit Ludwigs darüber war leicht vorher zu sehen, und Carl erneuerte deßwegen sein ehedem geschloßnes Bündniß mit dem Könige von Pohlen wider den deutschen Orden, und das bayerische Haus. Hinter den Schutzwehren der Bündnisse und Tractaten suchte Carl gemeiniglich seine Zuflucht und Sicherheit. Unser Fürst Ludwig hingegen sahe ruhig der sich verstärkenden Furchtsamkeit zu, ohne sie in Gefahren zu setzen. Seine Politik erlaubte ihm eben so wenig, etwas neues gegen den Kaiser zu unternehmen, als ihm die Einsicht in die listige Seele desselben nöthigte, mit Behutsamkeit aufmerksam zu seyn.

Indeß sein Bruder, der Churfürst von Brandenburg an den öffentlichen Handlungen des Kaisers Antheil

theil nahm, und so wohl die güldene Bulle, als den Landfrieden beståttigen half, schloß die Sorgfalt unsers Fürsten sich auf die Vortheile seines eignen Hauses ein, und er suchte, durch die schon ehedem verabredete Vermählung seines Prinzen Mainharts, mit der Tochter des Herzogs Albrecht von Oesterreich, eine neue Macht mit sich zu verbinden. Albrecht bemühte sich nunmehr eifrig, die völlige Aufhebung des Bannes bey dem Pabste für unsern Fürst auszuwirken. Dieß Geschäft kostete viel Mühe. Ludwig hatte, auser andern Vergehungen an den Pabst, sich besonders durch seine Heyrath mit der Margaretha, der Gräfin von Tyrol versündiget. Die Ursachen dieser Versündigung haben wir schon oben erzählt. Ludwig lebte, nach den Ideen des påbstlichen Hofes in einer unrechtmäßigen Ehe, die ungültig und nichtig war, deren Kinder auch nicht für rechtmäßig gehalten wurden. Die erste Ehe der Margaretha zwar, mit dem Marggraf Johann von Mähren, dem sie Ludwig entrissen hatte, war schon 1349 vom Pabste für nichtig erklärt worden. Der Bischof zu Chur hatte untersuchen müssen, ob die Vermählung zwischen Johann und Margaretha trenbar gewesen sey oder nicht, und er hatte sie, weil Johannes wünschte, wirklich trenbar gefunden. Man sah ein, daß Margaretha bey Johann hatte Fräulein bleiben müssen, weil Zauberey den Gemahl ganz unvermögend in Absicht auf sie gemacht hatte. Nun konnte also, und muste so gar, nach den påbstlichen Rechten, die Ehe getrent werden. Allein dadurch ward noch nicht ihre neue Vermählung mit dem Churfürst Ludwig gerechtfertigt. Im Jahr 1357 suchte man nun vom Pabste die Lossprechung vom Fluche des Bannes, womit diese Ehe Ludwigs gestraft war.

Eine Gesandschaft des Herzogs von Oesterreich und unsers Fürsten bat den Pabst Innocenzius um die Erlaubniß zu dieser, vor funfzehn Jahren, vollzognen Vermählung. Innocenzius erhörte die Bitten und gab dem Erzbischof von Salzburg, Ortolf, dem Bischof Paul von Gurk, und dem Abt Johann zu St. Lambrecht in Steyermark, Vollmacht und Vorschrift, nach welcher das feyerliche Geschäfte dieser Dispensation der alten Heyrath, vollzogen werden sollte. Ludwig und der Herzog von Oesterreich bestätigten auch, noch in demselbigen Jahre die verabredete Verlobung ihrer Kinder. Das Beylager bloß hieng noch von der Vollziehung des päbstlichen Auftrags ab.

Sehr oft scheint das Glück sich vorbedächtig eine Zeitlang von uns zu entfernen, oder indem es sich gezeigt hat, schnell wieder zurückzutreten, damit es bey seiner Widerkunft uns desto lebhafter erfreuen möge. Vielleicht war diese Wohlthätigkeit der Fortuna die Ursache, vielleicht auch nicht, daß die Hofnung vom Banne befreyt zu seyn, eben da sie im vollem Glanze erschienen war, schnell wieder verschwand. Albrecht, der Herzog von Oesterreich starb. Dieser hatte die Bürgschaft, wegen der vorgeschriebnen Bedingungen der Absolution, geleistet. Die versprochne Gnade blieb also zurück; und verzögerte sich bis ins Jahr 1359.

Um diese Zeit ertheilte der Pabst aufs neue, dem Herzog von Oesterreich, Rudolph, die Erhörung der widerhohlten Bitten, nachdem er sich selbst zum Bürgen angegeben hatte. Nachdem man die beyderseitigen Puncte der Vermählung zwischen dem Prinz Mainhardt, und der Oesterreichischen Herzogin Margaretha, berichti-

richtiget hatte, so wurde die Feyerlichkeit der päbstlichen Versöhnung zu München gehalten.

Die Bevollmächtigten, der Bischof Paul, und der Abt Peter empfiengen zuerst vom Churfürst Ludwig eine schriftliche Entsagung aller Kezereyen und Irthümer, welche man ihm nur immer Schuld geben konnte, und gegeben hatte. Ludwig unterwarf sich den vorgeschriebnen Bedingungen, und schied sich von seiner Gemahlin, Margaretha. Ihre Ehe ward für ungültig und nichtig erklärt. Darauf sprach man sie vom Banne loß. Am folgenden Tage wurde die ungültige Ehe aber wieder von neuen eingeseegnet, und Ludwig und Margaretha wurden wieder vermählt. Hierauf folgte eine feyerliche Messe, worinnen alle Kirchen zu München, und mithin auch alle bayrische Kirchen von neuem eingeweiht wurden. Die Fürsten und ihre Länder wurden von dem bisherigen Banne loßgesprochen, und so eine Menge von Menschen erfreut, welche dem Vorurtheil ihrer Zeiten opferten, und den ärgsten Vorwurf des Churfürsten Ludwig hinweggeschaft sahen.

Um die Gnade des Pabsts in vollkomnem Grade zu geniessen, und auf das ganze bayrische Haus zu bringen, hat man auch um die Lossprechung des verstorbnen Kaisers Ludwigs vom Banne: denn auch Todte waren noch der Herrschaft des Pabstes unterworfen, obgleich Könige und Fürsten nicht diese Herrschaft haben. Man bat aber um diese Wohlthat vergeblich, da keine besondre Erlaubniß des Pabstes dazu ertheilt war. Der Bischof Paul verlangte so gar, daß der noch verbannte Kaiser wieder ausgegraben werden sollte, welchem Unsinn man sich aber widersezte. Dieß war das vierzehnte Jahrhundert.

Zufrieden mit den bisherigen Schicksalen seines Lebens, ohne auf Erschaffung von neuen zu denken, vollführte Ludwig, in zwey ruhigen darauf folgenden Jahren die Laufbahne seines Lebens. Er endigte sie am 18. September des Jahrs 1361 und hinterließ einen einzigen Prinzen, von seiner zweyten Gemahlin Margaretha, welcher das Gerücht den Tod Ludwigs zuschrieb, und ausbreitete, daß sie ihn mit Gift vergeben habe. Um diese Beschuldigung, deren Grund wir nicht untersuchen können, und sie also verwerfen, durch Wahrscheinlichkeit glaubwürdiger zu machen, erzählt man, daß sich Margaretha in Liebesintriguen eingelassen habe. Ludwig erfährt es, und droht, sich zu rächen: sie komt ihm zuvor. Margaretha hatte eine Menge von Feinden, wegen des Schimpfs, womit sie ihren ersten Gemahl entehrt hatte, und das Haus Bayern haßte sie, nach dem Tode Ludwigs ebenfals heftig, weil sie durch Hülfe von Oesterreich die Absichten desselben vereitelte. Kein Wunder, daß die Verläumdung bis aufs äusserste geschäftig war, da sie an dieser Prinzeßin durch viele Fehler ohnehin Nahrung, und Unterstützung fand.

Ludwigs Leben machten sonderbare Auftritte merkwürdig; seine Standhaftigkeit und kluge Politik führten ihn glücklich durch eine Menge von Feinden hindurch zu der Ruhe, die einen kurzen Rest seiner Tage vergnügte. Allein, er wuste, in der Mitte von Unfällen, sich in einer leichten Fassung zu halten, und oft überschritt er die Grenzen der menschlichen Ergötzungen. Der lebhafte Geist entschuldiget seine Jugend, obgleich bey einer Reihe von ähnlichen Vorfällen Entschuldigung schwer ist, wenn sie Leidenschaften in Schutz nehmen

will.

will. Aber zu keiner geringen Ehre gereicht unserm Fürsten die Sorgfalt, mit welcher er das Band der Freundschaft in dem bayerischen Hause, dessen Haupt er war, zu erhalten wußte. Die völlig ungetheilte verwirrte Regierung aller hinterlaßnen Länder seines Vaters störte nicht die Eintracht von sechs Prinzen, und nie, so lange Ludwig lebte.

Mit seinem Tode erlosch alle Wärme der Einigkeit und Freundschaft der bayrischen Prinzen. Es entstanden Streitigkeiten wegen der Vormundschaft über seinem hinterlaßnen Prinzen. Sie dauerten noch, als Prinz Mainhart 1363 starb. Auch diesen Tod sollte die Mutter desselben, Margaretha verursacht haben; denn die Schmähsucht ist ein bittrer Feind, sie ergreift, mit unversöhnlicher Tücke jede Gelegenheit, die nahe oder fern ist, wenn sie sie nur erreichen kann.

Ludwig verwandte den grösten Theil seiner Seelenkräfte, seiner Macht, seines Glücks, auf die Beschützung der Mark Brandenburg; welche er endlich seinem Bruder überließ. Er hatte aber noch das Vergnügen, seine Bemühuugen gekrönt, und seinen Bruder mit den Früchten seiner Arbeit belohnt zu sehn.

Der verlarvte Jakob Rehbock, spielte, schon da Ludwig der ältere noch die Mark Brandenburg regierte, seine Rolle in Dunkeln. Als dieser das Land völlig an Ludwig den Römer abtrat, suchte der neue Regent die Gunst des Kaisers Carl, und erhielt sie, durch Befriedigung der geitzigen und weitaussehendsten Absichten desselben. Die Neigung Carls gegen den neuen Churfürst von Brandenburg schwächte die Hofnungen der

Fürsten, welche ihr Staatsgespenst gegen die bayerischen Prinzen hatten auftreten lassen. Ludwig der Römer unterließ auch selbst nichts, was zur Bezwingung der märkischen Unterthanen nöthig war. Der vorgegebne Waldemar entsagte im Jahre 1355 allen Ansprüchen auf Brandenburg, oder vielmehr, er entsagte dem Betruge mit demjenigen Anstand, den die Ehre seiner Schöpfer erfoderte. Rehbock gieng nach Dessau, wo man so gütig, oder so gerecht vielmehr war, und ihm einen Unterhalt reichte, der seinem erdichtetem Stande angemessen war. Der Müller, in einen Churfürst verwandelt, starb zu Dessau, das folgende Jahr nach Endigung seiner gespielten Rolle.

Margaretha Maultasche, die Wittwe Ludwigs, richtete ihre Absichten auf das Haus Oesterreich, und setzte den Herzog Rudolph, und seine Brüder zu Erben von der Grafschaft Tyrol ein, ihrem väterlichen Erbguthe. Sie behielt anfänglich die Regierung dieses Landes, ließ sich aber bald darauf bereden, dasselbe völlig an die Herzoge von Oesterreich abzutreten. Wien wurde hierauf der letzte Aufenthalt dieser berühmten Prinzeßin; wo sie 1369 ihr Leben, nachdem die Geschichte genug davon zu erzählen hatte, beschloß.

Oberbayern, welches der verstorbne Churfürst Ludwig ungemein liebte, nahm der nächstfolgende Bruder desselben, Herzog Stephan, nach dem Tode Mainhards, in Besitz, und versicherte sich desselben so gut, daß es Ludwig dem Römer unmöglich fiel, ihn daraus zu vertreiben. Nach dem Rechte der Vergleiche unter den bayrischen Prinzen gehörte diese Provinz denen gemeinschaftlichen Herren der Mark Brandenburg, Ludwigen

wigen und Otto. Der Eingrif in ihre Rechte trente die Verbindung mit Herzog Stephan. Das Misvergnügen war kaum so bald ausgebrochen, als der Kaiser Carl es zu seinem Vortheile zu wenden wuste. Seine Staatskunst knüpfte 1363 eine genaue Verbindung zwischen denen beyden Prinzen, die die brandenburgischen Staaten beherrschten, und seinem Hause. Man errichtete eine Erbverbrüderung. Die Scheelsucht des Hauses Anhalt, des Herzogs Stephan von Bayern, und derjenigen Fürsten, welche die Macht des luxemburgischen Hauses fürchteten, suchte vergebliche Mittel der Hinderung. Die Prinzen von Anhalt mutheten den Städten der Mark zu, sich derjenigen Versicherungen zu erinnern, welche sie ihnen ehedem gegeben, als der falsche Waldemar sich bey ihnen befand; aber Waldemar war hin, und die Ansprüche vorbey, die eine vorige Zeit verschafte.

Ludwig der Römer beherrschte mit seinem Bruder Otto die Mark indessen, ohne den Kaiser an der Regierung Theil nehmen zu lassen, ob er gleich in Berlin sich und seinen Prinzen die Erbhuldigung hatte leisten lassen. Nach dem Tode Ludwigs des Römers, welcher 1365 ohne Erben starb, wurde die Erbverbrüderung von dem Kaiser mehr genutzt. Otto regierte allein, ein Prinz, den die Geschichte als einen nachläßigen, elenden Regenten schildert. Er verschenkte, verkaufte, borgte, verschwendete. Er verläugnete fast alle fürstliche Eigenschaften. Solch ein Prinz muste sehr bald die Beute des listigen Kaisers werden. Man bewog ihn leicht, an den Hof desselben zu kommen, und nun begleitet er eine Zeit hindurch Carln, welcher sich die Vormundschaft über ihn, und sein Land auf 6 Jahr

geben ließ, überall herum. Seine schlaffe Unemfindlichkeit übergab sich, ohne Nachdenken, jedem Eindrucke, jedem Vortrage und Foderung. Er verkaufte die Niederlausitz völlig an den König Wencelaus, in Böhmen.

Nachdem er den Kaiser verlassen hatte, begab er sich wiederum in die brandenburgischen Staaten. Die Ausschweifungen seines Lebens störten alles Vergnügen seiner Ehe. Der Kaiser Carl, dem das Betragen seines Schwiegersohns nicht gleichgültig seyn konnte, war zu wachsam, als daß er nicht hätte den Anschlag merken sollen, mit welchem Otto umgieng, die Churmark Brandenburg wieder an das bayerische Haus zu bringen. Friedrich, der Prinz des Herzogs Stephan in Bayern hatte sich in den Unruhen des pommerischen Krieges so verdient gemacht, daß man eifrig suchte, die Churmark Brandenburg ihm zuzuwenden. Otto verpfändete an ihm die Altemark und Priegniz für 200000 Gulden, und befahl den Unterthanen, Huldigung dem neuen Herrn zu leisten. Hier fand der Kaiser für nöthig, mit Waffen Einhalt zu thun. Er rückte mit einem Heere in die Mark ein, welche von allem denjenigen entblößt war, was zum Kriege erfodert wird. Otto, ohne Volk, Waffen und Geld, wurde genöthiget, das ganze Churfürstenthum Brandenburg an die Prinzen des Kaisers abzutreten, und so kamen die brandenburgischen Länder 1373 an die böhmischen Prinzen.

Die Herrschaft der bayerischen Fürsten in Brandenburg hatte funfzig Jahre gedauert, und wenige davon waren ruhig gewesen. Ein Gewebe von kriegrischen Auftritten störte den sittlichen Wohlstand dieses

Lan-

Landes. Ludwig der ältere hatte den Besitz des[illegible] mit Blut und Hitze vertheidigt; welchen sein jüngerer Bruder mit Kaltsinn verlohr. Aber die Beherrschung der böhmischen Prinzen war von weit kürzrer Dauer. Zwey Kaiser, Ludwig und Carl, hatten sich umsonst bemüht, ihr Haus durch dieses Land zu bereichern. Die Vorsicht bestimmte einen andern Geschlechte den glücklichern Besitz von Brandenburg, und weihte es zum Schauplatz späterer Bewunderung ein.

* * *

Die Geschichte von Brandenburg ist durch den Fleiß vorzüglicher Männer seit verschiednen Jahren ungemein aufgeklärt worden. Man hat neue Urkunden bekannt gemacht, neue Hülfsmittel verschaft, und die dunkeln Stellen dieses Fachs der Historie erhellt. Die Bemühungen dieser verdienten Gelehrten verschaft demjenigen, der einzelne Theile der brandenburgischen Geschichte behandelt, viel Erleichterung.

Unter denen Quellen, denen ich mich bedient habe, nenne ich hier nur die Annalen **Heinrichs des Mönchs von Rebdorf**, eines Zeitgenossen, welchem man Fleiß und Treue nicht absprechen kann, und den **Albrecht von Strasburg**, den man unter die besten Schriftsteller seiner Zeiten zählen muß.

Wie viel Herr **Gercke** sich um des Vaterlands Geschichte Verdienste erworben habe, ist den Gelehrten längst bekannt. Ich habe seine wohlthätigen Bemühungen häufig nutzen können. Die Urkundensammlun-

gen

gen deren Herren Lenz und Somersberg setzen viele Begebenheiten ins Licht, und berichtigen sie.

Die genaue Sorgfalt des Herrn Professor Pauli hat mir den Weg bey dieser Lebensbeschreibung gebahnt, und ist öfters meine Führerin gewesen. Die Preußische Staatsgeschichte dieses Gelehrten, wird das Lob des Ausführlichen, eines kritischen Gebrauchs der Quellen, und der Richtigkeit und Ordnung jederzeit bey den Kennern behaupten.

Nachläßiger in Absicht der Ordnung und der Stellen der Begebenheiten ist die Geschichte der Churmarke Brandenburg, welche den Herrn Buchholz zum Verfasser hat. Die Vorfälle werden häufig untereinander geworfen; zuweilen herrscht Verwirrung, und die Jahre werden unrichtig angegeben. Mich deucht, daß die chronologische Ordnung beständig der sicherste Leitfaden des Geschichtschreibers sey; und nie, ohne Schaden, vernachläßigt wird. Eine oft unangenehme Weitschweifigkeit im Detail scheint ebenfalls zuweilen die Aufmerksamkeit des Lesers, in diesem Buche zu ermüden. Dennoch würde ich undankbar seyn, wenn ich nicht gestünde, daß mir der Gebrauch dieser Geschichte sehr nützlich gewesen sey. Verschiedne einzelne Umstände hab ich bey ihr allein, aus den Quellen geschöpft, gefunden, und nicht vergessen, dieselben zu nutzen.

Die Verbindung der Schicksale des Churfürst Ludwigs mit den Begebenheiten der Kaiser, hat mir die Schriftsteller der Reichshistorie zugleich nöthig und nützlich gemacht. Ich habe mich dieser Hülfsmittel, mit Aufmerksamkeit auf die Quellen, zu bedienen gesucht.

Herr

Herr Pauli hatte mich der Mühe völlig überhoben, den Betrug des Pseudowaldemars zu beweisen. Meine Erzählung enthält sich überhaupt, so viel sie kann, aller Untersuchung, in Gegenwart des Lesers; ob sie gleich, ohne von ihr geleitet zu werden, keinen Schritt wagt.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt <<von>>,

Biographie der Deutschen

Bd.: 1

Wien (1787)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6980
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236437-2
VD18 80084044-001